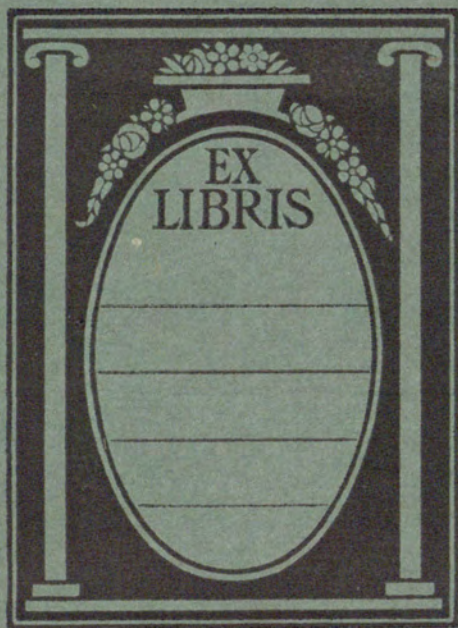


Abraham a Sancta Clara  
**Blütenlese**  
aus seinen Werken



Freiburg i. Br.  
Herdersche Verlagshandlung











Abraham a Sancta Clara









*J. Abraham.*

# Abraham a Sancta Clara

Blütenlese aus seinen Werken

Von Dr Karl Bertsche

Gr. Professor in Wiesloch

Erstes Bändchen

Mit Bildnis und Autogramm

Dritte und vierte Auflage



Freiburg im Breisgau

Herdersche Verlagshandlung

Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



82-8

4996

Alle Rechte vorbehalten

## Vorwort.

Der viel verkannte und noch mehr vergessene, einst so gefeierte und mit Recht sehr bewunderte Kanzelredner und Volkschriftsteller kommt allmählich wieder mehr zu Ehren. Er erhielt nun gar am 15. August dieses Jahres auch ein Denkmal in seinem Geburtsorte, nachdem er allenthalben in Jubiläumsartikeln anlässlich seines 200. Todestages (1. Dezember 1909) geehrt wurde. Wen Goethe und Schiller schätzten und priesen, wen Jean Paul und Eichendorff liebten und verehrten, der hat es wahrlich verdient, daß die Nachwelt ihn stets dankbar im Gedächtnis bewahrt und seine Werke auch lieft, nicht nur lobt. Wer wird auch einen Autor nicht gern haben, der den Leser erfreut und fesselt wie keiner, und zwar durch herzerquickenden Freimut, warme Nächstenliebe, urwüchsige Frische und Anschaulichkeit der Sprache, durch stets schlagfertigen, bilderreichen Witz und nie versiegenden sonnigen Humor, wie er uns längst abhanden gekommen? Auch unsere Jugend, soweit sie noch Ideale hat, wird ihn lieb gewinnen, sobald sie ihn näher kennt.

Die bisher handlichsten und billigsten Ausgaben von Einzelwerken Abrahams, nämlich: 1. „Merk's Wien“ bei Reclam-Leipzig, 2. „Etwas für alle“ bei Henschel-Halle, 3. „Etwas für alle“ (mit Glossar) in Unger-

manns Bibliothek für Bibliophilen, Dresden 1905 (*M* 10.—), 4. „Auswahl aus Abrahams Schriften“ bei Greiner u. Pfeiffer-Stuttgart („Bücher der Weisheit und Schönheit“ von Grotthuß [*M* 2.50]), 5. „Judas der Erzhelm“, Bd 40 von Kürschners Deutscher National-Literatur (*M* 3.50), sind alle von Schriftstellern besorgt, die, da sie den religiösen Standpunkt Abrahams mehr oder weniger schroff ablehnen, statt als objektive Literaturkritiker diesen einfach als gegeben hinzunehmen, seinen ganz eigenartigen Geistesprodukten nicht völlig gerecht zu werden wissen.

Die Einleitungen zu diesen Ausgaben sind daher sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Nr 4 (ebenso wie Nr 3 von Richard Zoosmann) ist zu sehr modernisiert und zu wenig gesichtet; alle andern bieten den alten Text mit der oft inkonsequenten und daher vielfach störenden Orthographie. Die objektivste und wertvollste Ausgabe ist Nr 5, weil mit — wenn auch vielfach unzutreffenden — Anmerkungen versehen, und zwar von dem Literaturhistoriker Felix Bobertag. Das beste Werk aber kam gerade recht zu Abrahams Jubiläum — wenigstens in Deutschland wurde es leider jetzt erst eigentlich in weiteren Kreisen bekannt und benützt: „Abraham a Sancta Clara's Werke in Auslese“, herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Strigl, Professor an der k. k. Eypotakademie. 6 Bde. 8° Wien 1904—1907, Heinrich Kirsch. 18 Kr.; geb. 24 Kr. Anlaß und Auftrag dazu gab der Wiener Stadtrat, der seinerzeit auch Abrahams Büste (von dem Bildhauer und Porträtisten Theodor Fr. M. Khuen) im Wiener Stadtmuseum aufstellen ließ — auch eine echt vollstümliche

Tat Dr Euegers. Diese Auswahl enthält „das sprachlich Schönste und inhaltlich Wertvollste“ aus den wichtigsten oder bekanntesten Schriften Abrahams, und zwar in moderner Orthographie, jedoch mit möglichster Wahrung der ursprünglichen Form jenes naive-altertümlichen Kolorits, das ja zu einem großen Teil die Lektüre so anziehend und genußreich macht, da bei Abraham, der die Sprache des Volkes redet wie kein zweiter, viele Worte und Wendungen noch ihre anfänglich sinnliche Bedeutung zeigen, die sie heute fast ganz eingebüßt haben (vgl. „Allgem. Rundschau“ 1909, Nr 38)<sup>1</sup>.

Leider gestattet nun aber der hohe Preis dieses Monumentalwerkes nicht recht, oder doch nur sehr langsam, auf dem Umweg der Volksbibliotheken, in denen es freilich nicht fehlen sollte, daß die Werke eines der größten Volksschriftsteller, einer „weltbekanntesten, gelehrten Feder“, wie es schon bei einem Zeitgenossen von Abraham heißt, wiederum Volksgut und Volksbesitz werden, was jeder aufrichtige Patriot und Freund des Volks doch wünschen möchte.

Nachdem ich in mehreren Aufsätzen (z. B. in „Histor.-polit. Blätter“, „Gral“, „Türmer“, „Wahrheit“, „Allgem. Rundschau“, alle vom Dezember 1909) mein Scherflein beigetragen hatte zur Ehrung P. Abrahams und zur Verbreitung seiner Werke, fragte ein hochverdienter und verehrter Professor an der Universität Freiburg i. Br.

---

<sup>1</sup> Ende 1909 erschien bei Grunau-Bern eine größere Jubiläumsgabe: „Abraham a S. Clara. Eine Auswahl aus seinen Schriften“ von G. Keller. Darin ist auch die alte, für viele manchmal nur schwer verständliche Schreibweise gewählt (vgl. meine Rezension in der „Literar. Rundschau“ 1910, Nr 4).

bei mir an, ob ich nicht willens sei, unserem Original ein literarisches Denkmal in Buchform zu setzen. Mit Freuden nahm ich die Anregung auf, und dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der Herderschen Verlagshandlung konnte der gefaßte Plan alsbald ausgeführt werden.

In vorliegender Blütenlese ist die bewährte Methode Strigls beibehalten. Fußnoten wurden jedoch nicht gewählt; dafür ab und zu schwerer verständliche Worte oder Ausdrücke sprachlich bzw. inhaltlich in Klammern kurz erklärt, um die Lektüre den weitesten Kreisen angenehm und leicht zu gestalten. Dabei sind in der Hauptsache solche Abschnitte und Stellen ausgewählt, die seit der zweiten Lindauer Gesamtausgabe von Abrahams Werken (1867; 21 Oktavbände mit durchschnittlich 600 Seiten!) nicht mehr veröffentlicht wurden; so besonders aus „Huy und Pfuy der Welt!“, dann auch aus „Abrahamisches Gehab dich wohl“, „Geistlicher Kramerladen“ und dem berühmten „Narrennest“, das in Strigls Auslese gar nicht zu Worte kommt (die drei ersten Werke sind darin nur spärlich vertreten). Alle jene Stellen, bei denen die Quelle nicht angegeben ist, sind dem „Huy und Pfuy der Welt“ entnommen. Die Titel der einzelnen Kapitel meiner Blumenlese stammen nur zum geringeren Teile von Abraham selbst her.

Zu dem mitgeteilten Gedicht von Kiedmann sei darauf aufmerksam gemacht, daß Abraham während seiner Predigt: „Prophetischer Willkomm, d. i. eine Weissagung vom Glück ohne Tück der dritten kaiserlichen Vermählung Leopoldi und Eleonorä . . .“ (1677), dem Beispiele des hl. Augustinus und hl. Franziskus von Assisi folgend, öfters auf der Kanzel die Heilige



Schrift aufschlug und dann aus dem Versikel, der ihm jeweils von ungefähr und „ohnwissend“ unter die Finger kam, zum Teil in wirklich verblüffender, geistreicher Weise Glückwünsche und Prophezeiungen für das hohe Ehepaar ableitete, nachdem er vorher feierlich erklärt hatte, er wolle dadurch Gott keineswegs vermessenlich zu einem Wunderwerk zwingen.

Bezüglich der im Anhang dargebotenen Sammlung von „Sprichwörtern und Sentenzen“ ist zu bemerken, daß Abrahams Schriften eine ungeheure Fülle von überlieferten uralten Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten enthalten, wie sie ja überhaupt „eine reiche, fast unerschöpfliche Fundgrube für Sprache, Sitte und Volkstum Schwabens, Bayerns und besonders Osterreichs“ sind. Aus dem Stile dieser Volksweisheit ersah der sprachkundige Volkskenner, daß die poetische Form zugleich die natürlichste ist für das Gedächtnis, für Gesetz und Lebensregel. Darum hat P. Abraham auch seinen eigenen Gedanken oft einen epigrammatischen Ausdruck, ein prägnant-poetisches Gewand gegeben. Bei Mitteilung fremder Aussprüche, so auch von Sprichwörtern, weicht er übrigens gern ab von der Schablone und verleiht auch ihnen meist ein subjektives Gepräge.

Zum Schluß folgt noch eine zusammenhängende Arbeit von Abraham (mit nur geringfügigen Kürzungen und Änderungen), und zwar der Vorbericht und die Einleitung zu seinem wenig bekannten, aus dem französischen übersehten Erbauungsbuch „Sterben und Erben“. Dieser echt abrahamische Teil des Werkes, das mir in der Prager Originalausgabe in Oktav vom Jahre 1702 vorlag, wird in dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis folgendermaßen gekennzeichnet: „Den Welt-

verliebten wird insgesamt die Betrachtung der Sterblichkeit vor Augen gestellt, um sie dadurch zu geistlicher Klugheit und Wachsamkeit zu bringen.“

P. Abraham a S. Clara wollte in seinem Leben „allen alles werden“ und schrieb auch „Etwas für alle“. Jedem weiß er in der Tat etwas zu sagen. Sogar uns Menschen des 20. Jahrhunderts bietet er gesunde, kräftige Hausmannskost.

Der Verfasser.

Anmerkung zu S. 28 der Einleitung. Im ersten Maiheft (Nr 15, 1910) der sehr empfehlenswerten Halbmonatszeitschrift „Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze von Hans Strigl“ (Wien 1910, Leop. Weiß [M 4.50 pro Jahr]) setzt der verdienstvolle Herausgeber seine früheren Studien über die Sprache Abrahams fort, und zwar mit einem Aufsatz über „das Präfig ‚un‘ bei Abraham a S. Clara“ (mit größeren Belegstellen), wozu ihn die Untersuchungen Bohners über das Präfig „un“ bei Goethe (Beiheft zu Bd VI von Kluges „Zeitschr. f. d. Wortforschung“) veranlaßten.

Das Autogramm unter dem Titelbild ist entnommen dem einzigen uns erhaltenen Briefe Fr(ater) Abrahams (vom 1. Januar 1699) der erst 1903 im Diözesanarchiv von Linz a. D. aufgefunden wurde.

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	v
Einleitung:	
Leben und Charakter . . . . .	1
Literarische Stellung und Bedeutung . . . . .	21
„Abraham a S. Clara“ (Gedicht von H. F. Kiedmann)	44

## Blütenlese.

### Gott und Jenseits.

1. Des Himmels Herrlichkeit . . . . .	49
2. Das jüngste Gericht . . . . .	50
3. Maria (Lob-ABC) . . . . .	51
4. Stella Maris . . . . .	54
5. Wer da? Gut Freund! . . . . .	59

### Der Mensch.

#### A. Des Menschen Dasein (Erdenleben).

##### I. Das Leben im allgemeinen.

a) Menschenwerke.	
6. Wissenschaft . . . . .	62
7. Das Jungenhandwerk . . . . .	65
8. Muff . . . . .	67
9. Was ist ein Papier? . . . . .	68
10. Der Krieg . . . . .	68
11. Das Stadtleben . . . . .	69

	Seite
b) Wichtigkeit des Erdens Lebens.	
12. Was ist die Welt? . . . . .	69
13. Weltliebe . . . . .	72
14. Was ist der Mensch? . . . . .	74
15. Des Menschen Leib . . . . .	78
16. Das Grab . . . . .	80

## II. Einzelne Stände und Lebensalter.

a) Hoch und Nieder.	
17. Das Hofleben . . . . .	82
18. Die Obrigkeit . . . . .	83
19. Nur Tugend adelt . . . . .	86
b) Reich und Arm.	
20. Die Reichen . . . . .	87
21. Die größte Herrschaft auf der Welt . . . . .	88
22. Arme Leute . . . . .	92
c) Jugendzeit.	
23. Kindesdank . . . . .	93
24. Jugend kennt nicht Tugend . . . . .	97
25. Freundschaft . . . . .	99
26. Der Jungfrauenstand . . . . .	100
d) Ehestand.	
27. Was ist die Ehe? . . . . .	101
28. Hausregel für Eheleute . . . . .	104
29. Männertreu . . . . .	112
30. Das böse Weib . . . . .	112
31. Der Eichbaum und die Haselnußstaude . . . . .	113
32. Kindererziehung . . . . .	115
e) Das Alter.	
33. Der Abend des Lebens . . . . .	119
34. Der Tod . . . . .	121

## B. Des Menschen ewige Bestimmung.

## I. Heilmittel.

	Seite
35. Die Morgenröte . . . . .	123
36. Bete und arbeite . . . . .	125
37. Fasten . . . . .	126
38. Das Himmelreich leidet Gewalt . . . . .	127
39. Not bringt zu Gott . . . . .	129
40. Die Sonnenblume . . . . .	130
41. Das Gewissen . . . . .	131
42. Rezept wider alle Sünden . . . . .	132

## II. Heilshindernisse.

## a) Fehler und Laster des Menschen.

43. Eitelkeit und Hoffart . . . . .	133
44. Der Pfau . . . . .	136
45. Kleidernarren (Mode) . . . . .	138
46. Augenlust . . . . .	140
47. Ehrsucht . . . . .	140
48. Pomplonius Schnauzer von Schnerklingen . . . . .	142
49. Neid . . . . .	143
50. Splitterrichterei . . . . .	143
51. Der Ehrabschneider . . . . .	144
52. Lügen und Aufschneiderei . . . . .	145
53. Der Zornige . . . . .	147
54. Müßiggang . . . . .	148
55. Die verblüimte Wahrheit . . . . .	151
56. Der Schmeichler . . . . .	157
57. Der Diplomat . . . . .	159
58. Wankelmuth . . . . .	160
59. Undankbarkeit . . . . .	160
60. Promessenarren . . . . .	164
61. Ungeschicklichkeit . . . . .	165
62. Gewinnsucht . . . . .	165
63. Zeitvergeudung . . . . .	167

	Seite
64. Spielen . . . . .	168
65. Unmäßigkeit . . . . .	170
66. Der Fuchs und die Maus . . . . .	172
67. Der Hunger . . . . .	173
68. Trunksucht . . . . .	174
69. Kleinmut . . . . .	179
70. Vermessenheit . . . . .	180
71. Aberglauben . . . . .	181
72. Der Gotteslästerer . . . . .	182
b) Der böse Feind.	
73. Was ist der böse Feind? . . . . .	183
74. Des Teufels Freund . . . . .	183
75. Der Teufel über alle Teufel . . . . .	184

### Die Natur.

76. Die Sonne . . . . .	186
77. Die Blumen . . . . .	187
78. Die Gärten . . . . .	188
79. Die Vögel (Meisen) . . . . .	190
80. Winterszeit . . . . .	191
81. Ein Waldidyll . . . . .	192
82. Die Donau . . . . .	193

### Anhang.

Sprichwörter und Sentenzen . . . . .	194
„Sterben und Erben“ . . . . .	204

---

## Einleitung.

### Leben und Charakter.

So unermüdlich und gründlich auch der treffliche, peinlich objektive Biograph Abraham, Graf Karajan (Wien 1867), alle Quellen durchforschte, so wissen wir eigentlich doch ziemlich wenig Positives über ihn. Nicht einmal sein Geburtsdatum steht fest. Getauft wurde er am 3. Juli 1644 (nicht 1642, wie man da und dort noch lesen kann). Sein weltlicher Name ist bekanntlich: Johannes Ulrich Megerle (nicht Megerlin; denn mit der Endung „in“ wurden, wie noch vielfach im Anfang des 19. Jahrhunderts allgemein üblich, die Frauennamen geschrieben und besonders gesprochen). Den Klostersnamen Abraham nahm er zweifellos zu Ehren seines Onkels Abraham von Megerle an, der damals als Musiker (Kapellmeister im Dienste des Bischofs zu Konstanz, dann an der Domkirche zu Salzburg; zuletzt Kanonikus in Altötting, † 1680) und Musikschriftsteller (gegen 1500 Kompositionen, darunter ein *Speculum musico-mortuale*, die er alle dem Kloster der Dominikanerinnen zu Zofingen-Konstanz vermachte) sehr berühmt war. Als ärmlicher Leute achttes Kind wurde unser Abraham geboren in der Wirtschaft zur Traube in Kreenheinstetten, einem hochgelegenen, einsamen Dorfe im jetzigen badischen Amte Mespilach, unweit von dem hochromantischen Donau-

tale. (Bis in die neueste Zeit, noch in Strigls Ausgabe, ist die Lage und Schreibung des Geburtsortes oft falsch angegeben worden.)

In dieser stillen Weltabgeschiedenheit reifte das Genie heran, das nachmals die größte Stadt seines Vaterlandes mit Wort und Schrift in kriegsbewegten Tagen meistern sollte. Auf diese Tatsache hinweisend, bemerkt der unbekannte Verfasser der Vorrede zu Abrahams „Totenkapelle“ (1710), die Wahrheit finde ihr sicheres Vaterland unter den Bauern, auf den Dörfern, „welches freye Land die Pest der Heucheley nicht so leicht insiziret als die Paläste des Hofes“.

Und ein Zeitgenosse Abrahams (David Faschmann) berichtet, der junge Ulrich habe „gar vielmals barfüßig unter den Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnern usw. gestanden und sie gehütet oder ihnen sonst Compagnie geleistet“; weil man aber bemerkte, „daß der Rumpf seines Leibes mit einem ganz sonderbaren Kopf versehen war“, habe man ihn sehr zeitlich zur Schule angehalten. So wurde er alsbald in die Lateinschule zu Meßkirch geschickt, allwo, wie es im Anhang zu „Gack, Gack“ heißt, „die Nessel bald zu brennen begunnte, sintemalen er nach vollendeter Schul auf einen Stuhl und im Felde auf die Stöck oder nächste beste Zaun zu stehen pflegte und seinen Condiscipulen den Catechismus mit Verwunderung explyzirt und ausgelegt; also selbst prophezeiet, was künftig aus ihm sollte werden“. In „Judas der Erzschelm“ ist einmal die Rede von einem, „welcher zwar kein anderes Stammhaus wußte als eine arme Bauernhütte“, der aber „gleichwohl klar an den Tag gegeben, daß nicht alles Stroh im Kopf hat, was unter dem Strohdach geboren“. So einer war auch Ulrich Megetle.

So hart und entbehrungsreich auch seine früheste Jugend wohl gewesen sein mag, zumal seine Mutter



einen etwas herben Charakter besaß, so erlebte er doch eine glückliche Zeit im Elternhause. Wie könnte er sonst so rührend und lebhaft die Fürsorge der Mutter für ihre Kinder, jene tausenderlei kleinen Mühen und großen Plagen der Eltern um ihre Sprößlinge schildern, wie er es, sicher in dankbarer und froher Erinnerung an seine eigene Kindheit, in mehreren Schriften tut.

Nach Absolvierung der Lateinschule des fürstlich fürstenbergischen Amtsstädtchens kam der junge Ulrich in das Jesuitenkollegium zu Ingolstadt. An mehreren Stellen gedenkt er dankbar und pietätvoll seiner früheren Lehrer, so im „Kramerladen“ der Jesuiten, durch deren vielfache stilistische und rhetorische Übungen Abrahams angebornes Redetalent noch ganz besonders ausgebildet wurde. „Die Patres der Sozietät (Jesu) pflegen sonst in ihren Kirchen keine Stöck (d. h. Opferstöcke) zu haben, aber in den Schulen anfangs truncos (Stöcke, Klöße) genug. Dagegen mit ihrem fleiß und ihren Mühe-waltungen schnitzeln sie aus vielen solchen Truncis die besten Mercurios“ (vgl. das betreffende Sprichwort).

Den vierten Band seines „Judas“ widmete er (2. Februar 1695) einem Benediktinerabt. In der Dedikation gibt er seinen Gefühlen des Dankes unter anderem folgenden schönen Ausdruck: „Ich habe mehrmalen bei mir erwägt die größten (Elativ, = sehr großen) und häufigen Gnaden, welche ich Unwürdigster von dem heiligen und weltberühmtesten Benediktinerorden empfangen, vorderst aber von der hochansehnlichen Schul zu Salzburg, allwo ich vor etlich und 30 Jahren mein weniges Studium erholt, und es ist meinem eigenen Unfleiß zuzumessen, daß ich bei den spitzen Dörnern Benedikti nicht bin spitzfindiger worden. Das Salz zwar verhindert die fäule; ob aber Salzburg dazumal der unbedachtsamen Jugend die Faulheit gewendet habe, zweifle ich stark. Sei ihm, wie ihm wolle, das Wenige

und Winzige, was ich kann, tue ich nach dem Allerhöchsten niemand zuschreiben als der benediktinerischen Lehr und Lehrer. Daher die größte Schuldigkeit mich dahin veranlaßt, daß ich . . . soll geben, was ich empfangen. Weil ich aber in Sorgen siehe, daß dieses schlechte Buch möchte bei der hochansehnlichen Schulgar zu nieder sein, und mir folgsam hierdurch zu Salzburg mehr die Suppe versalzen, darum hab ich anstatt Deroselben Euer Hochwürden und Gnaden, als einem so berühmten Mitglied und würdigsten Abbt des weltberühmten Benediktiner-Ordens erkieset, dem ich diese wenigen Blätter demütigst dediciere, hierdurch in etwas zu bezahlen, was ich sonst dem ganzen heiligen Orden schuldig bin" (vgl. Dr. *Lauchert* [Aachen], P. Abraham in seinen Beziehungen zum Benediktinerorden, in den „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden“ XXII [1901]).

Wohl auf Verwendung seines Oheims siedelte nämlich der talentierte Scholar nach dem Tode des Vaters (1659) nach Salzburg über, um in dem dortigen weitberühmten Gymnasium der Benediktiner seine allgemeinen Studien zu vollenden. Hier stand er hauptsächlich unter dem Einfluß des P. *Nicher*, der als Dichter und Redner sich hervortat. Von ihm und bei ihm holte und erwarb sich Abraham seine ausgebreitete Literatur- und Geschichtskennntnis. Durch diesen wurde auch Abrahams angeborne Art, Ernst mit Scherz zu verbinden, gefördert und seine Rednergabe wohltuendst weiter entwickelt.

Schon frühzeitig wird sich der junge Theologe, der mit hellen Augen durch die Welt ging, wohl bewußt worden sein, wie schwer und verantwortungsvoll das Amt eines Predigers, für das er berufen zu sein schien, in jenen durch den unsäglichen Dreißigjährigen Krieg verwilderten Zeiten war.

Solch schlimme Ansichten für einen Prediger, wie er sie in einer berühmten Stelle seines „Judas“ (Das Zungenhandwerk) schilderte, die er sich gewiß anfangs nicht verhehlte, schreckten indessen unsern wackern Schwaben keineswegs ab, zumal da er frühzeitig der festen Überzeugung lebte, daß das Predigen gleichsam ein göttliches Werk ist und daß „apostolische Männer, so mit besonderem Eifer dem Volk das Wort Gottes vortragen, eine große Vergeltung und Krone im Himmel verdienen“.

Nach reiflicher Überlegung und sorgfältiger Vorbereitung trat Abraham 1662 in den Orden der Barfüßermönche des hl. Augustinus ein und verbrachte sein Noviziat im Kloster Maria-Brunn bei Wien. Dabei hatte er keineswegs die Absicht, die Welt zu fliehen, um sich einem beschaulichen Leben hinzugeben, sondern „es mit ihr nunmehr erst recht zu tun zu haben, indem er, um die Laster darinnen zu bestiegen, die geweihte Hand anlegen und der verkehrten Welt die Wahrheit unter die Nase reiben wollte“ (Vorrede zur „Totenkapelle“). Im Jahre 1666, also mit 22 Jahren schon, erhielt er die heilige Priesterweihe. Sofort wurde er als Feier- und Sonntagsprediger nach dem beliebten Wallfahrtsort Taya bei Augsburg entsandt.

Über Abrahams erste Wirksamkeit äußerte sich der Prior des Konvents von Maria-Stern in Taya (in der Widmung zu dem 1717 erstmals veröffentlichten „Abrahamischen Bescheidessen“) treffend dahin, er habe dort „als ein noch junger Prediger die klaren Strahlen seiner ungemeinen Beredsamkeit, verwunderlichen Concepten (= Gedanken) und Gedächtnis, nebst nachdrücklichem Seeleneifer auch auf benachbarten Pfarrkanzeln in hochfeierlichen Festivitäten spüren und spielen lassen, so daß dero Glanz gar bald sich bis nach Wien, der kaiserlichen Residenzstadt in Oesterreich, ergossen, wohin

er auf Verordnung der Oberen berufen, nachmalen gezeigt, daß er kein geschwätziger, sondern ein tief-sinniger, beredsamer Schwab sei“.

Abraham wurde in der That schon nach etwa zwei Jahren wieder in sein Mutterkloster zurückberufen. In Wien und Umgebung entfaltete er nun bald seine hohen Rednertalente zur höchsten Blüte, so daß reich und arm, hoch und nieder, Katholiken wie Andersgläubige (was ausdrücklich bezeugt ist) gern seinen zündenden Worten lauschten. Er verschaffte sich so großes Ansehen, daß er im Jahre 1677 von Kaiser Leopold zum kaiserlichen Prediger ernannt wurde, obwohl er unerschrocken und freimütig nach allen Seiten hin, besonders auch nach oben, die ungeschminkte Wahrheit sagte, so bitter sie war. 1679 war er auch drei Monate nebenher Hauskaplan des Landmarschalls Grafen von Hoyos.

Während der furchtbaren Pest, die elf Monate 1679 in Wien wütete, stellte unser tapferer Held des Wortes begreiflicherweise seinen Mann wie keiner und wurde auch ein Held der That, der aufopfernden Hingebung als Seelsorger. Erst diese schreckliche Nothlage seiner Wiener machte Abraham zum Schriftsteller, indem er seinen Wirkungskreis auf die breite Öffentlichkeit ausdehnte. Es entstand so sein erstes Werk: „Merk's Wien“ (1680), ein erschütterndes Bild mit ernststen Mahnungen. 1680 wurde Abraham bereits zum Prior seines Klosters (Maria-Brunn) gewählt; 1682 wurde er als Sonntagsprediger nach Graz beordert, wo er auch bald Prior wurde. Hier verfaßte er seine zweite Gelegenheitschrift anläßlich der nahenden Türkengefahr 1683, nämlich den gewaltigen Weckruf: „Auf, auf, ihr Christen“, den Goethe bekanntlich so sehr rühmte und Schiller zur Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ benützte. Die so lebenswarme, impulsiv

patriotische Schrift muß seinerzeit ungeheuren Einfluß ausgeübt haben.

Nachdem Abraham 1688 eine Reise nach der ewigen Stadt Rom, wahrscheinlich in Ordensangelegenheiten, gemacht hatte (ebenso 1692), kehrte er nach der kaiserlichen Residenzstadt zurück, wo er nun ständig wirkte (1690 als Provinzial und 1692 als Definitor der Ordensprovinz) bis zu seinem Tode am 1. Dezember 1709.

Seine gewaltige Lebenskraft war durch die bekannte Strenge seines Ordens verzehrt, durch die bedeutende Last der Geschäfte des Hauses wie der Provinz allzusehr angespannt, aufgerieben durch die geistig wie körperlich anstrengende Wirksamkeit auf der Kanzel und in der Seelsorge, endlich über Gebühr in Anspruch genommen durch die Ausarbeitung so vieler Schriften. Interessant und schön ist, was ein Zeitgenosse über unseres Paters seliges Ende berichtet: „Nachdem er nun also seinen Beruf vollführt, worin er seinem Gott möglichste Andacht, seinem Nächsten unzählige Liebe, seinem Orden unermüdete Treue, den Eastern Hohn und Verfolgung, den Tugenden Beihilfe und Vorschub erwiesen, schloß er sein Leben Anno 1709 den 1. Dezember unter Ruhm und Hochachtung aller derer, so ihn gekannt oder seine Schriften gelesen. Wie sein ganzes Leben merkwürdig, so enthält sein Tod selbst etwas Besonderes in sich. Er war ohnfehlbar weinend, wie alle Menschen, auf die Welt gebracht worden, und er hatte Ursache, Tränen zu vergießen, da er mit so vielen Eastern sollte zu streiten bekommen. Sein Ende aber verhielt sich ganz anders; denn nachdem er die Eitelkeit und Torheit in dieser Welt verspotten lernen, hat er lachend die Augen zugegan, welches besondere Ende wenig Menschen in der Welt widerfahren, und kann man daraus erkennen, wie gesetzt sein Gemüt und wie standhaftig er sich gegen

den sonst entsetzlichen Tod gefaßt" (Karajan, Abraham a Sancta Clara 335 f).

Abraham war wirklich ein ganzer Mann und ein ganzer Christ. „Wer Gottes Wort predigt, muß es selbst üben.“ Dieses große Wort des berühmten Mannes ist an ihm selbst zur vollen Wahrheit geworden. Ob schon immer heiter und voll lustiger Einfälle, hat Pater Abraham doch ein sehr ernstliches Christenleben geführt und vor allem die Armen geliebt und beschützt. Das Volk ehrte ihn deshalb wie seinen Vater. Hunderte von guten Werken sind aus einem treffenden Worte, nicht selten aus einem guten Witze des geistreichen Predigers hervorgegangen, denn seine Wortspiele bezweckten vielfach die Spenden der Barmherzigkeit. Auch der ihm gewogene Kaiser Leopold nahm seine diesbezüglichen Belehrungen gern an.

Merkwürdig war sein Leben insofern, als er aus den bescheidensten Verhältnissen heraus sich emporrang zu so hohen weltlichen und geistlichen Ämtern und Würden, und zwar nicht nur durch sein unerhörtes Rednertalent, sondern auch durch seinen gediegenen Charakter. Es bedurfte gewiß oft einer nicht geringen Energie, die fast elementare Macht seines Genies, seiner Phantasie zu zähmen und zu zügeln, um sie seinen religiösen und moralischen Zwecken recht wirksam dienstbar zu machen. Und nicht weniger Willenskraft und Selbstbeherrschung gehörte sicherlich dazu, in all dem Ruhm und den Ehren, die dem gefeierten Kanzelredner zu teil wurden von allen Seiten, sein Herz rein zu bewahren von Stolz und Selbstgefälligkeit, wie wir es bei Abraham beobachten können. In allen Lagen des Lebens ist er aber sich gleich geblieben, ein wahrer rocher de bronze.

Er war in der That „ein außerordentlicher Mann, ein Mann von unerschütterlichem Gleichmuth, von unverwüßlicher Heiterkeit, von einer erstaunlich großen

Menge von Kenntnissen, von glücklichstem Gedächtnisse, einem unerschöpflichen, freilich dem Geiste und Geschmack seiner Zeit angemessenen Witze und von eisernem Fleiße. Seine muntere Laune, sein stets aufquellender Humor, sein unerschrockener Freimut und die Gabe, die bittersten Wahrheiten anmutig und witzig einzukleiden, verschafften ihm Zuhörer vom Fürsten bis zum Bettler. Ihm ward die Bewunderung derer, die ihn hörten, die Liebe jener, die ihn kannten, und bis auf den heutigen Tag ist ihm die Hochachtung aller sicher, die ihn lesen und — verstehen.“ So schließt Oberlehrer B. Seytro sein Programm über Abraham (Sigmaringen 1896).

Zur Dervollständigung und Vertiefung des Charakterbildes seien einige hervorragende Züge noch besonders behandelt; so Abrahams Patriotismus und Toleranz, sowie seine Unerschrockenheit und Volksfreundlichkeit, zumal sie ihm von übelwollenden Kritikern teilweise abgesprochen wurden. Was zuerst seine Vaterlandsliebe angeht, so trat er stets mannhaft in Wort und Tat ein für die Wohlfahrt und die Ehre seines engeren und weiteren Vaterlandes. Kräftig bekämpft er die Nörgler am Reiche und verteidigt energisch das „von Gott so wundertätig erhobene Erzhaus“ (Österreich), indem er, der gewiß frei war von Byzantinismus (darüber mehr weiter unten), betont, es trachte keineswegs danach, „irgend einem Fürsten ein Härlein an seiner Macht oder Hoheit zu entwenden, sondern nur danach, die bereits ganz nahenden Feuerfunken (der Türken) zu dämpfen, damit solche dem wertesten Deutschland nicht einen Schaden zufügen möchten“ (Karajan 209 f).

Was trieb ihn denn auch an, jenen machtvollen Aufruf gegen den tückischen Erbfeind der abendländischen Christenheit zu erlassen, was anders als sein warm patriotisches Herz? Er unterbrach die Stille seiner Zelle

durch den mächtigen Weckruf zum Streite gegen die Türken, seine harte Berufsarbeit in Graz 1683 durch die Abfassung seiner „frischesten, lebensvollsten Gelegenheitschrift, die deshalb auch mit Recht die größte Verbreitung gefunden“ und den nachhaltigsten Einfluß ausübte, nämlich seines „Auf, auf, ihr Christen! Das ist eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen. . .“

„Schämt euch“, ruft Abraham darin aus, „ihr Kleinmütigen, riechet lieber an der Blume, die ich euch offeriere, die heißt Wohlgemut. Fasset dermalen ein besseres Herz, verlasset euch auf Gott. Es ist derjenige Gott, der dem Samson die Stärke gegeben. — Dieser, dieser Gott wird uns auch helfen. Die Hoffnung allein auf unsere Waffen ist haufällig; das Vertrauen auf unsere Stärke allein ist wurmsüchtig, das Verlassen allein auf unsere Kriegsmacht ist schwach. Ja, all unsere Macht fällt in Ohnmacht, wofern nicht Gottes Schutz uns eine Schanz, Gottes Schanz uns ein Schutz ist. Der sich auf Gott verläßt, kann nie verlassen werden. Wohlgemut denn, ihr Christen! Es spricht uns der Prophet Nehemias: Deus noster pugnabit pro nobis — Gott wird für uns und mit uns streiten! . . . Jetzt gehet es Gottes Ehr, jetzt geht es das Erbgut der Braut Christi an; jetzt ist zu sorgen um den Schaffstall der christlichen Kirche; jetzt will des Mahomets Säbel auf dem Acker Christi seinen Schnitt haben. Nunc tua res agitur, Christe! . . .“

Er will ein festgefügttes, geeinigtes Kaiserreich: „Wenn wir untereinander vereinigt wären, täten wir ungezweifelt oben schwimmen und über den ottomanischen Bluteigel obsiegen . . .; aber unsere so schädliche einheimische Zwietracht macht, daß wir so schimpflich zu Boden sinken, und also ein Ort nach dem andern zu Grund geht, bis dieser ottomanische Wurm den okzidentalen Reichsapfel auch anbeißt“ (ebd.). Und weist es nicht auf ein hochentwickeltes patriotisches Gefühl



und Selbstbewußtsein hin, wenn Abraham kurz vor dem Zeitalter Friedrichs des Großen die aufkommende Sitte bzw. Unsitte tadelt, sein Deutsch durch das Französische zu verdrängen, indem er behauptet: „fremde Sprachen haben fremde Sitten, und gemeiniglich die ihre Muttersprache verleugnen, verraten auch das Vaterland.“ Ferner: „Unsere deutschen Sitten dünken uns zu grob, zu plump, zu altväterisch, ob sie gleich die redlichsten und aufrichtigsten sind. Darum schicken wir unsere Jugend nach Italien und Frankreich, um allda Wiß und Höflichkeit zu kaufen. Aber was für böse Ware kramen sie daselbst oft ein?: der Leib eine Krankheit, ein Stilett oder Rapier und in Welschland Arglist, in Frankreich Frechheit unter dem Namen Resolution (Energie)! Wie viele Deutsche sind Lust (= Vergnügen) halber nach Italien gereist, die allda Mut, Gut, Leib und Seel' verloren? Wie viele haben Gottesfurcht mit sich nach Frankreich genommen und Gottlosigkeit wieder mit herausgebracht? Wie viele haben ein standhaftes Gemüt und gute Sitten dahin geführt, die von damen Wankelmuth und Leichtfertigkeit wieder zurückgenommen?“ (Centifolium stultorum.) Im „Narrennest“ kann man noch lesen: „Was große Geldsummen schickt man nicht wegen der Modi nach Frankreich! Dadurch kommt das deutsche Gold und Silber aus dem Land, und unsere Feind' bekriegen uns mit unserem eigenen Geld. Wir verwundern uns, daß Frankreich in seinen Waffen so mächtig, wir betrachten aber nicht, daß Deutschland durch die für Modi und französische Kleiderpracht ausgelegten Gelder dem unruhigen und ehrgeizigen König selbstn unter die Arm greifen, um den Deutschen das Messer an die Kehle zu setzen.“

„So weit ist es bei uns Deutschen kommen, daß man sich des Namens schämt, den wir von unsern Voreltern ererbt; darum will keiner mehr Schuster heißen, sondern

Sutorius (daher ja die Eigennamen Sauter, Sutter), keiner mehr Schmied heißen, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel heißen, sondern Plagensis; es will keiner mehr Esel heißen, sondern Arcadius (vgl. französisch le rossignol d'Arcadie) zc. Ein Töchterl wird selten mehr Ursel getauft, sondern Polyxena, Gandulfa, Burgundophora. Ich selbst auch habe einen gekannt, welcher vom Vater gar Thomas Weps (= Wespe) genannt worden; bald aber hat er sich Thomas Vespasianus genannt. O Torheit!" („Huy und Pfuy der Welt": Das Ufer.)

Interessant ist, was der durch und durch wahrhaftige, aufrichtige und offenerzige, kerndeutsche Mann von einem wahrheitsliebenden Menschen sagt in der Leichenrede: „Klägliches Auf und Ab, denn die teutsche Aufrichtigkeit ist kommen hinab unter die Erde" (im „Geistlichen Kramerladen"). „Unser Gottseliger hat viel gehört und vernommen von der weltberühmten Weisheit der uralten wienerischen Universität, ist deswegen über 100 deutsche Meil (von Westphalen!) dahero gereist, um die Weisheit und Wissenschaft nicht allein zu hören, sondern auch zu lehren. Kaum aber daß er dahero kommen, da hat sich schon männiglich verliebt in seine redliche teutsche Aufrichtigkeit . . ., seine unverfälschte deutsche Redlichkeit." Die ganze Stadt Wien, heißt es ferner, gebe ihm das Lob eines rechten, redlichen, aufrichtigen Deutschen; Gott habe ihm fortgeholfen, denn Gott habe gesehen, daß bei ihm zwei miteinander übereinstimmen, benanntlich Mund und Herz; denn was er geredet, das habe er auch von Herzen gemeint. „Es dünkte diesem redlichen deutschen Gemüte unmöglich zu sein, daß er etwas sollte verblümmeln, verdecken, verhüllen, vermanteln; sondern die bloße Wahrheit hatte völlig bei ihm Herz und Zunge zusammengeknüpft."

Daß ein so gerader und grundehrlicher Charakter wie Abraham es abgesehen hatte auf die Geißelung

jeder Art von Verstellung und Heuchelei, aller Lügen und Weltknicke, auch wenn diese in dem Mantel der Klugheit einherschleichen oder verhüllt sind durch geistvolle Worte und schimmernde, schillernde Phrasen, ist daher nicht weiter zu verwundern. Es gebe manche Leute, meint er, die wie Pilatus nach der Wahrheit fragen, aber die Antwort nicht abwarten und davongehen; die Welt höre die Wahrheit nicht gern, weder von der Kanzel, noch von andern frommen und gottseligen Leuten; den Lügenmäulern aber gebe man Gehör. Scharf aufs Korn nimmt er auch „die giftigen Mundwiesel“, die ihre Nebenmenschen oft anblasen.

Wahrhaftigkeit und Treue in allen Stücken gehörten also für unsern Abraham noch zum Charakter und Wesen eines echten Deutschen. Mit Wehmut ruft er einmal aus: „O liebe deutsche Treu und Redlichkeit, wo bist du hingekommen?“ So konnte Abraham mit gutem Gewissen predigen, denn er selbst kannte keine Falschheit, keine Heimtücke. Alles sagt er offen heraus, wie es ihm zu Mute ist, und wäre es auch manchmal herbe und derbe Kost für seine Zuhörer oder Leser. In die weiche Gemütlichkeit des Wiener Humors mischte er, wie Zoozmann richtig anführt, eine starke Dosis seiner schwäbischen Offenheitsnatur, die das Ding beim rechten Namen nennt. Darum sind seine Worte oft auch kräftige, treffende Schwabenstreiche.

Was Abrahams Verhältnis zu Andersgläubigen, speziell zu der noch neuen Lehre der Reformatoren, betrifft, so muß zugegeben werden, daß er da und dort kräftige Seitenhiebe austeilte und mit derben Ausdrücken die Gegner kurzer Hand abfertigt. Diese Art etwas persönlich zugespitzter Abwehr müssen wir schon auf Kosten seines Temperaments und der Bildungsstufe seiner Zeit setzen. Lassen wir Tatsachen reden: Abraham nimmt öfters die Gelegenheit wahr, die Be-

hauptung zurückzuweisen, die Katholiken beteten Marien- oder Heiligenbilder an. Dies geschieht nun mit folgenden knappen Worten: „Dieses Wunderbild haben wir gebührend verehrt, nicht aber, wie etliche vernunftlos vorgeben, angebetet“ („Aller Freud und Fried . . .“, im „Kramerladen“), und in „Etwas für alle“ (Der Bildhauer) heißt es 3. B.: „ . . . mit heiligen Bildern, die wir andächtig verehren, nicht aber anbeten, wie einige ganz grundlos von uns aussprengen“. Im „Judas“ finde ich die Stelle: „ . . . schönst verguldete Bild, welches von den eifrigen Christen nicht angebetet, wie es unsere Widersacher beschnarchen, sondern verehrt wird“. In „Ge- hab dich wohl“ erzählt Abraham mit launigen, aber spitzen Worten, wie zu seiner Zeit ein „gewissenloser Frevler und Spöttler“ behauptet habe, die Predigten seien nur für das gemeine Gesindel, „um dem unbändigen und unwissenden Pöbel einen Kappenzaum anzulegen und sie mit der Hölle und dem Teufel wie mit einem Wauwau zu schrecken“. Diese rationalistische Weisheit wird dann kurz folgendermaßen abgetan: „Wir Gelehrte aber, wie der Esel redete, befinden das Werk ganz anders und regieren uns durch die Vernunft, wohl wissend, daß sich die Sachen ganz anders verhalten, als die Pfaffen predigen.“ Wird also bei unserem verkehrten und lauen Christentum fast wahr, was der Heiland bei dem Evangelisten Matthäus am 11. Kapitel sagt: Pauperes evangelizantur — Den Armen wird das Evangelium gepredigt, denn die Reichen schämen sich desselben.“

Sein Biograph, Graf Karajan (S. 148/149), weiß noch mehr Beispiele anzuführen dafür, daß Abraham „selbst ungerechte Angriffe auf würdige Weise zu beantworten und gründlich zu widerlegen“ weiß. So berichtet 3. B. Abraham in „Merk's Wien“: von einem evangelischen Pastor in einer vornehmen Reichsstadt,

„dero Namen ich diesfalls verschweige“, sei öffentlich gepredigt worden, in Wien habe die katholische Geistlichkeit während der Pest von 1679 die Seelsorge lässig versehen; dagegen müsse er nun bemerken: „Ob ich zwar von obberührtem Pfarrherrn im Glaubensartikül entzweit bin, so hat uns doch beide der Tauffstein anverwandt gemacht, daher ich diesfalls nicht mit ungeschlachten Worten und Inoperndem Widerwillen ihn anzuschnarchen gesinnt bin; sondern als einen lieben Freund benachrichtige ich ihn, daß mir nicht einfällt, als habe er solche Zeitung (= Nachricht) mit einem poetischen Hammer geschmiedet, sondern ich glaube, es habe eine mißgönnerische Feder solche Unwahrheit und grundlose Geschichte ihm geschrieben.“ Dann ruft er die Evangelischen in Wien selbst zu Zeugen an, sie sollen ihm die Wahrheit bekennen „bei den Wunden unseres allgemeinen Heilands, der da mich und euch richten wird“.

Nachdem Abraham bereits mehr als 15 Jahre schriftstellerisch tätig war, konnte er gegenüber Dicelius, der das Wallfahrtsbüchlein „Gack, Gack“ von Abraham bespöttelt hatte, im Anhang zu „Judas“ IV (1695) darauf hinweisen, daß dessen Glaubensgenossen (Protestanten) ihn bisher noch allzeit „unbeschwärzt“ gelassen hätten, „da ich hingegen auch deren Federn nicht getadelt, weil ohnedies eine Menge Kontroversisten die Schlüssel Petri nicht verrostet lassen“.

Es wird übrigens wohl seinen Grund haben, daß auch die Protestanten Abraham gern predigen hörten, wie ausdrücklich bezeugt ist, z. B. in dem Hofpredigerdiplom (frequentiori qua orthodoxorum qua Acatholicorum concursu . . .). Im „Bescheidessen“ spricht P. Abraham selbst davon, die „Lutheraner oder, wie sie sich selbst nennen, die Evangelischen“ seien auch eine Partei seiner Zuhörer, denen er ein Österei schenken wolle.

Von Haß gegen Andersgläubige kann also doch absolut keine Rede sein, auch nicht einmal von naivem Haß; denn diesen verbot ihm schon sein Gewissen und die katholische Lehre, abgesehen davon, daß er, wie Bobertag meint, zu einem gründlichen Haße viel zu gutmütig war.

Man wird bei näherem Zusehen und bei ungetrübtem Auge entschieden den Eindruck bekommen, daß Abraham kein Freund von konfessionellen Streitigkeiten war, wie denn überhaupt seine Satire eigentlich nie einen persönlichen Charakter annahm, sondern sich nur gegen die Gebrechen und Schwächen richtete, nicht gegen die einzelnen Menschen selbst. „Welterfahrung und Menschenkenntnis lassen seine Predigten nie herbe werden; sein Humor macht auch die Verstocktesten für die wie mit Zucker überzogene bittere Wahrheit empfänglich . . .“ (Prof. Dr. Salzer, Lit.-Gesch.).

Seinen Glaubensgenossen empfiehlt er vielmehr gelegentlich auch, was er bei Andersgläubigen Gutes wahrnimmt, so den Eifer der Mohammedaner für die Sache des Propheten (in „Auf, auf, ihr Christen“). In dem gleichen Aufruf mahnt er auch mit eindringlichen Worten alle christlichen Fürsten und Völker zur Einigkeit, erinnert sie an ihre gemeinsamen Glaubensinteressen gegenüber dem Einfall der Türkenhorden: „Meinem wenigsten (sehr geringen) Verstand nach mangelt nur eins, und so nur eins bei uns Christen wäre, würde der Türke wenig Reis mehr essen in Konstantinopel. Wir Christen sollten eins miteinander sein; solchergestalten könnten die vereinigten christlichen Potentaten die ausgebreitete ottomanische Macht besser stützen als der Amon die Kleider der israelitischen Gesandten.“ Et was anderes aber ist es, wenn P. Abraham gegen andere Meinungen und Lehren ankämpfte und auftrat, und zwar so, wie damals Polemiken geführt

wurden. Zugegeben sei, daß er hierin ein Kind seiner Zeit war und bisweilen Töne anschlug, welche für zarte Ohren des 20. Jahrhunderts immerhin etwas herb und rauh klingen mögen.

Jedenfalls wird ihm ein gerecht denkender Mensch deshalb keinen Vorwurf machen wollen, daß er seinen eigenen Glauben, seine Überzeugung verteidigte und gegen andere hochhielt, mag man seinen Standpunkt auch für „bedauernswerte Einseitigkeit“ oder „klerikale Befangenheit“ oder was immer halten.

Eine seiner hervorsteckendsten Charaktereigenschaften war sein Mammesmut, seine Unerschrockenheit und Unabhängigkeit nach allen Seiten, nach oben wie nach unten — um Volksgunst bemühte er sich nur, um desto moralisch wirksamer auf seine Zuhörer- und Lesegemeinde einwirken zu können. P. Abraham war zeit-  
lebens ein unermüdlicher und eifriger Bekämpfer aller menschlichen Schwächen und Laster, unbekümmert, in welcher Schichte der Gesellschaft er sie antraf: Hof und Adel, Geistliche und Beamte schont er so wenig wie Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute. Hofprediger oder vielmehr kaiserlicher Prediger, wie er sich selbst auch bezeichnete, war P. Abraham wohl, und zwar unter zwei Herrschern — beim alten Kaiser Leopold I. hat er sogar weitgehenden Einfluß gehabt —, dagegen war er nie ein Höfling, nicht einmal ein rechter Hofmann. Mit Recht konnte ihm daher ein Zeitgenosse, David Sagmann in seinen „Gesprächen aus dem Reiche der Toten“, die Worte in den Mund legen: „Bei mir staß der Hofprediger in der Mönchskutte; diese verlachtet alles Gaukelwerk der Welt.“ Nie hat wohl und nirgends ein Hofprediger eine solche Redefreiheit genossen wie Abraham a Sancta Clara in der Kaiserstadt Wien, dazu im Zeitalter des Roi-Soleil. Sogar auf das Gebiet der hohen Politik durfte er sich

wagen. „Hier steht P. Abraham“, so hebt der bekannte Litterarhistoriker Wilh. Scherer hervor, „ganz auf der Höhe der Zeit, als ein Mitstreiter in den Reihen der Guten und Ehrlichen gegen das System der Politik (der Staatsraison, des Machiavellismus), welches der Dreißigjährige Krieg gezeitigt hatte“ (Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich, Berlin 1874, Weidmann, 164).

So hoch er auch in geistlichen und weltlichen Ämtern und Würden stieg, stets fühlte er sich doch als schlichter Leute Kind. Gern erinnerte er daher auch zu Ehren und hoher Stellung gekommene Menschen daran, sie sollten ihren einfachen Ursprung nicht vergessen, auch nie sich dessen schämen, und deshalb immerfort bescheiden sein, ärmere Leute recht behandeln. „Das schöne, allgeehrte Papier stammt ja auch von einem schlichten Hause, indem sein Vater der Lump zu Hadersdorf, seine Mutter die Fehin gewesen.“ Scherer rechnet es P. Abraham mit Fug zu hohem Lob und Ruhm an, daß er „mit Herz und Kopf . . . in jener Zeit des Buhlens um Hofgunst, obwohl ihm die höchsten Kreise offen standen, stets ein ganzer und echter Plebejer geblieben“ (S. 163). P. Abraham trat in der That zeit seines Lebens als wahrer christlicher Demokrat ein für die Rechte der unteren Klassen, besonders der damals hart geplagten Bauern, gegenüber den hohen Herren, und zwar tat er das mit der ganzen Wucht seiner wirklich phänomenalen Sprache und seiner ganzen imponierenden Persönlichkeit, zugleich aber niemals verlegend und persönlich. Ihm ist es offensichtlich immer nur um die Sache zu tun; die Menschen umfaßt er alle mit wahrhaft apostolischer Liebe, auch wenn er sie tadeln muß. Was indessen gegeißelt werden muß, das stellt er auch unerbittlich an den verdienten Pranger. Dabei läßt er sich auch nicht einschüchtern durch Ränke und Intrigen



von „Hoflaken, die vorne lecken und hinten kratzen“, wenn er deren Krallen zuzeiten wohl auch spürte an eigenen Leibe.

Sogar in die höchsten Regionen leuchtet und zündet der mannhafte Kanzelredner mit der Fackel seiner Satire und seines geistprühenden Wises. „Fürsten und Landesregenten“ liest er kräftig die Leviten. Und erst den Höflingen! Unzählige Stellen, zum Teil äußerst scharfen Charakters, beziehen sich auf Hofunsitten, Hofleute, kurz den Hof, aber meist im weitesten Sinne des Wortes. So meint Abraham u. a.: Bei Hofe komme die Redlichkeit wie der Palmesel nur alljährlich einmal ans Licht. Bei Hof sei so viel Treue zu finden als Speck in den Judenlücken. Bei Hof gehe man mit verdienstvollen Leuten um wie mit den Nussbäumen, in die bei der Ernte mit Prügeln hineingeworfen werde zum Lohne dafür, daß sie Früchte tragen. Bei Hof behandle man die Bediensteten wie Limonien (Zitronen), die man hinter die Türe werfe, sobald kein Saft mehr in ihnen. Bei Hof bekleide man die Nackten — aber nur die Wahrheit, welche daselbst niemals bloß erscheinen dürfe. Bei Hof speise man die Hungernden — aber nur mit Worten. Bei Hof werde man sehen, daß allda wenig Metall (eine gewagte Auspielung, da die Staatskasse damals tatsächlich an chronischer Leere litt), aber viel Erz, viel Erzdiebe, Erzschelme, Erz betrüger usw. Auch die großen Herren vom Hofe und sonstwo geht es an, wenn es im „Judas“ heißt, in prächtigen Palästen und Häusern werde der am Kreuz nackte Heiland oft niemalen gesehen, wohl aber „eines mutwilligen Pinsels unverschämte Bilder, die bei den unbehutsamen Augen mehr Ärgernis als Kunst spendieren“. „Vergeßt demnach“, ruft Abraham ihnen warnend zu, „im Beichtstuhl, in diesem geheimen Richterstuhl, nicht, daß ihr habt Ärgernis gegeben und schlechtes

Exempel, durch welches ihr andern zum Bösen Anlaß gegeben.“

An dieselbe Adresse sind auch folgende Worte gerichtet: „Es ist selten eine Mahlzeit, wobei sich nicht ein unverschämter Possen- und Zotenreißer einfindet; wenig Traktament (Festschmaus) werden gefunden, wozu der Esau nicht auch sein Wildbret — verstehe wilde Zoten — spendieren tut.“

Natürlich spricht er immer nur vom Hof im allgemeinen, nicht von jenem, dessen Prediger er selbst war. Doch ehrt seine freimütige Kritik beide Teile in hohem Maße. Aus P. Abrahams Straf- und Bußpredigten übrigens bindende Schlüsse ziehen zu wollen auf die Zustände am damaligen Kaiserhofe, wäre natürlich verfehlt; denn der Kanzelredner hat es wie der Satiriker — und Abraham war dies zudem auch bis zu einem gewissen Grade — fast ausschließlich mit den Fehlern der Menschen zu tun, besonders in einer so kriegsrauen Zeit. Mit dem Lob müssen sie sparsam umgehen. Dazu kommt noch Abrahams urkräftige anschauliche Sprache und naturalistische Darstellungsweise mit grellen Farben. Der Wiener Hof war mindestens nicht schlechter als andere. Jedenfalls weiß man, daß Kaiser Leopold, ein durchaus irenischer Fürst, ein Mann von hoher Bildung und Freund der Wissenschaften und Künste war (komponierte selbst, gründete die Universitäten Innsbruck, Olmütz und Breslau, war ein Freund und Gönner von Leibniz), ein musterhaftes Familienleben führte und überall auf Sitte und Anstand sah. Das muß betont werden gegenüber den ungerechten, einseitigen Ausführungen Scherers (Vorträge und Aufsätze zc.)

---

## Literarische Stellung und Bedeutung.

Wir wissen aus gleichzeitigen Berichten, daß Abraham a S. Clara noch zu seinen Lebzeiten als der bedeutendste und berühmteste Prediger des katholischen Deutschlands galt. So berichtet ein Augen- und Ohrenzeuge im Anhang zu Abrahams „Gack, Gack“ (1710), in Wien und Umgebung habe Abraham viele Jahre hindurch als Sonn- und feiertagsprediger hohe und vornehme Kanzeln bestiegen — öfters übrigens predigte er auch unter freiem Himmel, aber, wie es einmal heißt, „hoffentlich nicht in die Luft“ — und „ein ungemeines Auditorium und Zulauf des Volkes durch seine wunderbarliche und angenehme Redart an sich gezogen“; seine Predigten seien gleich wie seine Bücher mit Lust und Ernst untermengt; er sei auch sehr beliebt und einflußreich „bei gekrönt- und infulierten Häuptern“ gewesen.

Und in der Vorrede zu der nach dem Tode Abrahams erschienenen „Totenkapelle“ heißt es: „Unser Abraham war an dem größten Hof der Welt Hofprediger, wo er zu seinen großen Gaben zwar den Vorteil fand, daß die Majestät, der er predigte, selbst haben wollte, daß er die Laster dem Hof ohne Masken vorstellte. Ob ihn nun solches zwar außer Gefahr setzte, so war doch der Zweck noch lange nicht erhalten, daß ein jeder, so von unserem Pater Abraham die Wahrheit gehört, mit dem scharfen Prediger der Wahrheit vergnügt gewest. Dieses geschah aber. Alle drungen sich, vom P. Abraham die Wahrheit zu hören, und solcher Zulauf rührte nicht von dem Schutz des Kaisers her, . . . sondern aus dem Geheimnis, so er besaß, alle Menschen zu zwingen, seine ungeheuchelte Wahrheit zu hören.“

Worin dieses Geheimnis zum großen Teile bestand, das hat ein Zeitgenosse (David Faschmann) schon treffend charakterisiert. Er meint, Abrahams ungeheurer Einfluß

rühre daher, daß er nicht allein die Schädlichkeit der Sünden strafe, sondern auch ihre Häßlichkeit verlachte und die Ernsthaftigkeit des strafenden Kato mit der Freudigkeit des weltverlachenden Demokrit zu verknüpfen wußte.

In der Widmung der ersten Ausgabe seines „Reim dich“ (1684) spricht sich Abraham über seine Methode selbst dahin aus: „Ich setze heinebens auch etwas Konfekt auf, verstehe hierdurch keine fabas (Bohnen), sondern fabulas, deren ich mich bisweilen bediene wie die Zuckerbäcker, welche nicht selten etwas Käses (= Versalzenes) oder Bitteres mit Zucker überziehen. Also ich auch die ohnedies verhaßte bittere Wahrheit in etwas verkleide und desto süßlicher unter die Leut bringe.“ Dann weist er nasenwitzige und eiservolle „Beschnarcher“, die seine Art etwa kritisieren möchten, auf die „Wicken der fabeln und Parabeln unter dem Samen des göttlichen Wortes“ hin und führt die Worte des Gelehrten Oleaster an, mit denen dieser den Heiland und folglich auch ihn entschuldigt habe: *ut qui veritatem nudam fastidiebant, saltem fictis vestibibus tectam audirent.*

Und im Vorwort zum „Judas“, der humoristischsten seiner Schriften, meint Abraham, er möge sich gar nicht entschuldigen, weil er „bisweilen Mucken und Grillen“ in seine Schriften mende und „unterschiedliche Gedicht und Geschicht neben andern sittlichen Lehrspunkten“ einmische; „sondern mein Gott, als ein genauer Gemütsersforscher, weiß es, daß ich zu keinem andern Ziel und End dergleichen Ding habe eingemengt, als daß ich die jehige, mehrstenteils scham- und zaumlose Welt zu dem Guten locke, welche sich nicht anderst als durch dergleichen Köder fangen lassen“.

Wir können uns vielleicht gar nicht mehr recht die gewaltige Wirkung eines solchen Kanzelredners auf

die Herzen seiner Zuhörermassen vorstellen. Was sein lebendiges Wort an den Seelen so vieler Tausende wirkte, weiß nur Gott. Sicher war eine solche Erscheinung seit den Tagen eines Berthold von Regensburg oder eines Geiler von Kaysersberg — übrigens zwei Geistesverwandte Abrahams — kaum mehr in Deutschland aufgetreten. Recht anschaulich weiß der bekannte Literat Scherer unsern Pater einmal zu schildern:

„Es ist ein schöner, stattlicher Mann. Die hohe, vorgedrängte Stirn, von den kurzen, emporstarrenden Mönchshaaren umsäumt, die festgezogenen Linien der buschigen Brauen, die energisch ausladende Nase müssen einem Geist gehören, in welchem die Kenntnisse, Gedanken und Worte wie eine wohlgeordnete, wohlausgerüstete Armee aufmarschiert stehen, jeder Gedanke ein Soldat, des dirigierenden Winkes gewärtig, in allen Bewegungen sicher wie eine Maschine. Die blühenden Augen scheinen, über die Versammlung hinschweifend, zu sagen: ‚Ich habe meine Truppen in eurem Rücken, auf euren flanken, jedes Kommando setzt sie in Aktion, ich habe euch in meiner Gewalt, folgen müßt ihr, wohin ich will.‘ Betrachten wir aber den breiten, wohlgeformten Mund, über den die Nase sich fast zu tief herabneigt, und Kinn und Wangen, die mit dem Halse viel zu allmählich und weichlich verfließen, so scheinen in dieser Region jene uniformierten Gedanken ein buntes, bewegtes Fest voll behaglicher Heiterkeit zu feiern.“

Ganz ähnlich denkt sich Zoozmann den P. Abraham auf der Kanzel und zeichnet dabei dessen machtvolle Sprechweise mit markigen, trefflichen Strichen:

„Ein hochgewachsener, stattlicher Mann in seiner Jahre Vollkraft, fröhlich und selbstbewußt: aus dem Goethekopf leuchten die schalkhaften Augen, über die von einem verhaltenen Lächeln spöttisch geschürzten

Lippen sprudelt der Fluß ungehemmter Beredsamkeit, eine Sprache redend, die damals fremd und unerhört war, in geistreichen Wendungen und neuartigen Wortbildungen funkelnd und mit satirischen Spitzen verwundend wie ein scharfgeschliffener Stahl. Ja, er kennt und behandelst die Sprache wie eine siegreiche Waffe — nein, wie ein ganzes Arsenal; bald ist's ein feiner Dolch, bald ein wuchtiger Flamberg, und beide handhabt er mit sicherer Hand, Kraft und Zierlichkeit bekundend, gleichviel ob er die Worte zu schlanken Degenklingen schleift oder in plumpe, wuchtig zerschmetternde Streitärte verwandelt. Dabei kriegt die arme Grammatik öfter einen Hieb ab mitten hinein in ihre festest gefügten Gesetze und Regeln. . . . Unser Abraham sagt mit Klopstock: Ich denke, wie ich will, und die Sprache muß mir folgen! — Er ist nie in Verlegenheit um eine Ausdrucksform — er denkt, aber er grübelt nicht, und um den Körper seines Gedankens bildet sich das Kleid des Wortes von selbst, und es paßt immer wie angegossen, wenn es auch manchmal verdammt komisch aussieht.“

So hat ihn denn auch der Schöpfer des neuen Denkmals erfaßt und dargestellt, wie aus der Kritik eines bekannten geistreichen Schriftstellers hervorgeht, die das Denkmalskomitee bereits bekannt gab: „Im Habit der Augustinereremiten steht P. Abraham da in der machtvollen Pose des Volksredners, oder sagen wir gleich besser: des Volkserziehers; denn der Künstler (Franz Marmon, Sigmaringen) hat ihn in dem doppelten Momente des Predigers und des Literaten erfaßt. . . , hat Ernst und Humor, die eindringliche Kraft und die versöhnende Milde mit staunenswerter Meisterschaft zu einem einzigen Charakterbilde vereinigt und wahrhaft glaubwürdig gemacht. Das ist in der That der Kanzelhumorist, von dem noch heute so köstliche, wenn auch

ihrem Zeitcharakter nach derbe Anekdoten umgehen, und aber auch der gewaltige Prosaist, dessen Einfluß auf die Bildung der deutschen Sprache noch nach Jahrhunderten zu fühlen sein wird. Zwischen beiden, dem Humoristen und dem Literaten, steht der um den Glauben und die gute Sitte wie ein Löwe kämpfende Seelenhirt, ein Apostel des Herrn. Um die Lippen spielt der Schalk; der Beschauer sieht förmlich das Witwort fallen. Es wird nicht satirisch sein, es wird nicht verletzen: was hier um diesen Mund spielt, ist goldener Humor des Optimisten. Aber hinter dieser gewaltigen, etwas überhöhten, starkknochig ausladenden Stirne steckt jene prophetische Energie, die keine Rücksicht in der Verkündigung der einmal erkannten Wahrheit fürchtet; es ist eine wahrhaft ezechiellische Eisenstirn. Die Verbindung dieser scheinbaren Gegensätze von Himmel und Erde stellen die weit aufgerissenen Augen dar: in der Intuition, in der Anschauung treffen sich ja Poet und Prophet, der himmlische und der irdische Dichter."

Daß Abraham auch als Schriftsteller einen nachhaltigen Einfluß ausübte und sich bald einen klangvollen Namen in der Literatur machte, begreift sich, zumal wenn man weiß, daß seine Schriften eben auch Predigten sind, worin und womit er sich nur noch an ein größeres Publikum wendet.

Der erwähnte David Fasgmann läßt in seinen „Gesprächen im Reiche der Toten“ den Papst Innozenz XIII. (1721—1724) zu Abraham a S. Clara sprechen, man habe ihm gesagt, daß seine Schriften rechte Reitlepper seien, auf denen ein großer Teil der römisch-katholischen Prediger in Deutschland zu reiten pflegen, daß seine Schriften diesen zu einem Muster und Modell dienen, wonach sie ihre Predigten einrichten und zuschneiden. Auf ein Jahrhundert hinaus hat, wie der Literaturhistoriker Professor Dr Anselm Salzer in der „Illustrierten Geschichte

der deutschen Literatur" (21. Efg, S. 727, München, Allg. Verl.-Ges.) feststellen kann, Abraham in der Tat der Predigt in Süddeutschland die Bahnen gewiesen und in seinem und in andern Orden (Jesuit Callenbach) wie beim Weltklerus Nachahmer gefunden. „Auch in Laienkreisen haben seine Schriften, zumal in Österreich, große Verbreitung gefunden, und noch im vorigen Jahrhundert konnte man sie nicht selten selbst in einsamen Bauerngehöften finden" (ebd.).

Abrahams zahlreiche Werke nahmen ihren Weg bald „über die Grenzen Österreichs hinaus bis in die Schweiz und den Rhein hinab" (ebd.) und erlebten die verschiedensten Ausgaben und Auflagen, da sie eben allenthalben gern gelesen wurden, und zwar nicht nur zur Erbauung, sondern auch als erfrischende, ermunternde Kost, zu rein ästhetischem Genuß. Nach der soeben erschienenen Habilitationsschrift von Dr Hans Schulz (Studien zu Abraham a S. Clara, Freiburg 1910, Wagners Hof- u. Universitätsbuchh.), die sich besonders mit dem „Narrennest" und einem Plagiator und Nachahmer Abrahams (Conlin-Loncin) beschäftigt, hat gerade auch Abraham die alte optimistische Narrensatire als erster wieder literarisch verwertet und ausgebeutet und in dieser Literaturbewegung die Führerrolle gehabt. „Während . . . die nun folgende Narrenliteratur in der Technik der Satire im wesentlichen Abrahams ältere Werke fortsetzt, bot gerade das unscheinbare ‚Narrennest' die glückliche Form, die damals genau so stark wirkte wie zu Brants Zeiten und den Narrenbüchern vier Jahrzehnte lang ihr Publikum erhielt" (S. 36). Aber erst fast ein Jahrhundert nach seinem Tode wurde der wahre Wert seines Schaffens, die Originalität, das Geniale in seinen Schöpfungen erkannt, und zwar von niemand Geringerem als von unsern beiden Dichterkönigen. Ein Autor, der diesen zwei helle Freude



bereitete, kann wahrlich nie veralten. Man weiß, daß der Altmeister, der ja eine große Vorliebe für alles echt Volkstümliche, Bodenständige, alles Naive und Naturwüchsiges hatte, in Abrahams „Auf, auf, ihr Christen“, das er am 5. Oktober 1798 seinem Freunde Schiller als Anregung zur berühmten Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ schickte, einen reichen Schatz sah, der die höchste Stimmung mit sich führe. Wie bei Hans Sachs fand Goethe eben bei P. Abraham ein wahres Talent, „didaktischen Realismus“; er konnte in beiden bewundern eine kraftvolle Sprache, kernigen Mutterwitz, harmlose Schalkhaftigkeit, verblüffende Anschaulichkeit und löstliche Naivität (vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 18. Buch). „Ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß“, war unser Kanzelredner für Schiller, und Jean Paul, ein Geistesverwandter von Abraham, rühmt begreiflicherweise hauptsächlich dessen „Witz für Gestalten und Wörter“, sein „humoristisches Dramatisieren“ und nennt Abraham geradezu den Vater aller neueren Humoristen. Eichendorff meint, Abrahams Satiren seien „wie ein wunderbares Kaleidoskop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden. Auch die deutsche Sprache hat dieser verschwenderisch begabte Dichter mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen bereichert, und es ist eine Schande und ein unersehlicher Verlust für unsere Literatur, daß die sauertöpfische Altflugsheit Norddeutschlands es vornehm verschmähte, damit ihrer Armut aufzuhelfen“. So der geniale Sänger des Waldes schon 1857 in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (S. 204 in der

Ausgabe von Kosch, Nr 10 u. 11 der „Sammlung Kösel“, Kempten u. München 1906, Jos. Kösel).

So erkannten und bekamen, wenn auch nur mit kurzen Worten, edle, hohe Geister sehr wohl die Bedeutung P. Abrahams, und zwar nicht nur als eines liebenswürdigen Humoristen und gutmütigen Satirikers, als großen Kultur- und Sittenschilderer, sondern auch als Volksdichter und Populärphilosoph im Stile Hebels oder im Sinne eines Alban Stolz. Darum kann man es wohl schon ertragen, wenn Geister niedereren Ranges, Kritiker wie Gervinus u. a., ihm seinen Platz in der Literaturgeschichte schmälern möchten. Zudem ist ja neuerdings nachgewiesen worden, daß, wie man schon bei einer oberflächlichen Kenntnis der Schriften eines solchen Sprachgenies unschwer erkennen konnte, unsere Klassiker manche sprachliche Anregung von Abraham empfangen haben. Professor Strigl hat dies ausführlich gezeigt, und zwar nicht nur in den Anmerkungen und mit dem zweiten Register seiner Ausgabe, sondern auch systematisch, jedoch nur auf Grund der vier ersten Bände seiner Auslese, in einer größeren, gründlichen Abhandlung in Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ (VIII [1906] 206 bis 311). An die tausend Worte und Wendungen, die im „Deutschen Wörterbuch“ teils ganz fehlen, teils ohne Quellenangabe oder bei Schriftstellern nach Abraham zuerst vorkommend bzw. von ihnen (meist von Goethe) neu geschaffen aufgeführt werden, finden sich bereits bei P. Abraham, der sie wohl meist selbst schuf. Damit ist nun auch eine sichere Grundlage gegeben für die Vermutung, daß unsere Klassiker und andere Dichter auch sonstige Anregung und Stoffe zu literarischen Zwecken holten. Tatsache ist, daß bereits Abraham zu berichten weiß von den Begebenheiten, die Schiller im „Tell“ behandelt, Uhländ in der

„Schwäbischen Kunde“, Kerner im „Reichsten Fürst“, Zacharias Werner im „24. Februar“, Hagedorn in „Johann, der muntere Seifensieder“ u. a. m.

Fürwahr, warum auch hätten diese alle und andere nicht in die Schule gehen sollen zu einem so univiersellen Prediger, bei einem so gottbegnadeten Meister des Wortes, von dem der erwähnte Wilh. Scherer meint, was keinem andern Schriftsteller des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts gelungen sei, das habe Abraham a Sancta Clara vermocht; was weder Eohenstein noch Chr. Weise, noch Gottsched, noch Bodmer konnten, das habe dieser Augustinermönch gekonnt. „Er allein wußte zu jener Zeit einzelnen (hätte Scherer mehr von Abraham näher gekannt, so würde er sicher ‚den meisten‘ gesetzt haben) seiner Schriften einen solchen Zug und Schwung zu verleihen, sie mit einer solchen Kraft der Stimmung zu durchdringen, daß ihnen für uns Heutige noch anziehende und fesselnde Gewalt innewohnt“ (Vorträge zc. S. 151). Abraham sei interessanter und lesbarer als Sebastian Brant, Murner, Fischart, Moscherosch, denn er besitze das Geheimnis der modernen Sprache und beherrsche die rhetorischen Mittel, mit denen auch auf der höchsten Bildungsstufe die großen Wirkungen erzielt werden. Balthasar Schupp, der mit P. Abraham manchmal verglichen wurde, übertreffe dieser bei weitem an Wit, Gestaltungskraft und fortreibendem Fluß der Rede.

Hinreißender Schwung, begeisternde Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Tones zeichnen in der That fast alle Schriften Abrahams aus; denn auch wenn er schreibt, steht er gleichsam auf der Kanzel und hat sein Publikum Aug' in Auge.

Nicht mit Unrecht hat man Abraham den univiersellsten Prediger genannt. Auch als einer der belesensten und vielseitigsten Schriftsteller muß er be-

zeichnet werden. Gibt es etwas, so kann man wahrlich fragen, in der ganzen Natur und im vielgestaltigen Menschenleben, das P. Abraham nicht in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen, das er nicht zu seinen moralischen Zwecken verwendet hätte?

Wie zahllose Stellen seiner Schriften zeigen, hatte Abraham das lebhafteste Interesse für die Natur und ihre tausendfältigen Erscheinungen und das ehrliche Streben nach richtiger Erkenntnis derselben. Er schöpft dabei meist aus dem vollen Leben selbst. So enthält besonders sein „Huy und Pfuyl der Welt“ an hundert Stellen „höchst sinnige und poetische Blicke ins Leben der physischen Welt“ (Karajan), und „etwas für alle“, eine Sammlung von köstlichen Genrebildern aus hundert Ständen, „die, der Wirklichkeit abgelauscht, an Feinheit der Beobachtung kaum ihresgleichen in unserer Literatur haben“ (Salzer a. a. O.), weist sehr viele, ganz klare Ansichten über naturwissenschaftliche Dinge auf. Der vielbelesene Abraham zieht auch gewissenhaft die damals bekannten und maßgebenden naturwissenschaftlichen Bücher zu Rate. Dabei sind aber die über die Natur entwickelten Ansichten dann noch am ehesten annehmbar, wenn Abraham sich auf seinen eigenen klaren Blick verläßt. Man mag im Jahrhundert der Entdeckungen und Erfindungen auch bisweilen mitleidig, vielleicht auch verächtlich lächeln über manche gewagte oder neue Hypothese, so wird man doch dem Prediger Abraham keinen persönlichen Vorwurf machen wollen, wenn man bedenkt, daß er eben auch ein Kind seiner Zeit war, wo die Naturwissenschaften noch auf einer sehr niedern Stufe der Entwicklung standen.

Wer es nicht anders begreifen und sich erklären kann, daß Abraham manchmal noch befangen ist in gewissen, tatsächlich verkehrten Ansichten jener Zeit,

der nehme auch noch zu Hilfe den gesunden Konservatismus früherer Zeiten und den starken Autoritätsglauben und die Achtung vor der Tradition des Mittelalters, auch in rein weltlichen Dingen. Es fällt uns kritischen Modernen, die wir so wenig Autorität mehr sehen und spüren, allerdings etwas schwer, jene Mächte und deren Wirkungen auf das ganze Leben richtig zu würdigen. Dann ist auch zu berücksichtigen, wie hartnäckig man festhielt — und überhaupt immer festhält — an gewissen Anschauungen, die wir gern Vorurteil nennen, da sie eben durch Jahrhunderte sich in den Köpfen festsetzten. Wir „Moderne“ schleppen ja auch noch genug eingewurzelte Vorurteile und eingeroselte Lieblingsmeinungen mit uns und beruhigen uns oft mit den gewagtesten Hypothesen.

Abgesehen davon, möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen, der einen versöhnen könnte mit unserem guten Vater, wenn man glaubt, er sei leider noch zu sehr eingenommen von kurzfristigen, beschränkten Ideen seiner unkritischen Zeit. Was war denn P. Abrahams Lebenszweck und Endziel aller seiner Worte und Werke? Doch wohl, seine Leser bzw. Zuhörer zu bessern, zu erbauen. In der Vorbemerkung zu Mercurialis z. B. spricht Abraham selbst von dem „Zweck des Verfassers“, welcher kein anderer sei als „die Ehre Gottes und die Beförderung der Seligkeit des Nebenmenschen“, und dies gilt von all seinen Werken ebenso. Diesem Endzweck, dem er sein Leben lang mit wahrhaft gigantischen Kräften diente, ordnete er nun alles unter, koste es, was es wolle. Da kam es ihm gewiß auch nicht darauf an, alles, was er aus mündlichen und schriftlichen Berichten und Erzählungen in den Kreis seiner moralischen Betrachtungen und Erörterungen ziehen wollte, vorher mit der Sonde oder Beize des modernen Kritikus zu prüfen und zu be-

arbeiten. Genug, wenn es ihm zu seinem besondern Zweck gute Dienste leistete. Dazu mußte er als gewandter Rhetoriker sich auf den Bildungsstandpunkt seines Publikums stellen, mochte er mit dem Berichteten ganz einverstanden sein oder nicht. Wenn er etwa den oberen Schichten der Gesellschaft, wo damals z. B. die Astrologie die meisten Anhänger gehabt zu haben scheint (Karajan a. a. O. 79), in diesem Punkte einmal entgegenkam und etwas Konzessionen machte, so konnte er sie ein andermal um so kräftiger anfassen. So dürfen sich nach meiner Überzeugung viele tatsächliche oder scheinbare Schwankungen und Unrichtigkeiten in den Ansichten Abrahams erklären.

Stauenerregend sind Abrahams Kenntnisse in der Geschichte, Sage und Literatur. Sein allseitig als objektiver Beurteiler gelobter Biograph Graf Karajan meint, man wisse dabei nicht, was man mehr bewundern solle, „das riesige Gedächtnis, das eine solche Flut von Einzelheiten zu fassen und zu behalten vermochte, oder den Bienenfleiß und die strenge Ordnung, die eine solche Fülle von Auszügen stets sachgemäß auseinanderzuhalten und endlich zu verwerten wußte“.

Bezüglich der damals — es war die Barockzeit — allgemein üblichen Einmischung von zahlreichen Erzählungen, Anekdoten und Fabeln konstatiert mit Recht Scherer (a. a. O. 179), daß Abraham seine Geschichten sehr kurz und bündig vortrage, selten ohne originelle Züge, oft mit einer Lebendigkeit, welche auch längst Bekanntes aus der Bibel mit neuem Reiz zu versehen, ja durch spannenden Vortrag zu heben, durch eigene persönliche Teilnahme uns menschlich nahe zu rücken wisse. „Die höchst originellen und meist schlagenden Gleichnisse und Beispiele . . . ergießen sich in Strömen über jeden Punkt, welcher der Versinnlichung bedarf.“

Die deutliche und in die Augen fallende Zeichnung mit starken Strichen erstreckte sich herab bis auf das Speziellste. Der Parallelismus tue häufig seine bindende Wirkung. Dabei muß man sich eigentlich nur wundern, daß Abraham bei der ungeheuren Zahl seiner zum Teil noch sehr umfangreichen Werke sich so verhältnismäßig wenig wiederholt in der Verwendung von solchen Erzählungen und Geschichten. Übrigens machte er sich gar nichts daraus, dasselbe öfters aufzutischen; denn ihm ist es ja gar nicht um die Form zu tun, sondern lediglich um den Inhalt, die Sache. Sagt er es doch einmal gerade heraus, er habe zwar schon oftmals folgende Geschichte erzählt, aber er könne solche für diesmal auch nicht auslassen; denn sie tauge zu seinem Vorteil.

Auch wenn er begreiflicherweise öfters über dasselbe Thema schreibt oder predigt, so erscheint derselbe Gegenstand doch immer wieder in einem ganz verschiedenen Lichte, in einem ganz andern Gewande. Dieses unergründliche Sprachgenie weiß eben alles und jedes von mehreren Seiten und Gesichtspunkten anzupacken und anzusehen (vgl. Nr 1 mit 38). Weil er mit außergewöhnlichem Talent auch etwas Alltägliches in die eigenartigste Beleuchtung zu rücken vermag, ist der Leser so überrascht und läßt sich gern eine Wiederholung gefallen, wenn er sie überhaupt als solche bemerkt. Und so ging es wohl auch den Zuhörern Abrahams. Dabei hat man aber eigentlich doch kaum das Gefühl des Gesuchten, Gefünstelten. Alles fließt oder besser sprudelt, manchmal überschäumend, aber ganz natürlich daher, wie aus einem nie versiegenden Wunderbrunnen.

Diese Einstreuung einer Überfülle von immerhin meist interessant erzählten Geschichten, die zur allseitigen Illustration bestimmter Wahrheiten und zur Fesselung

der Aufmerksamkeit dienen sollten, ist es nun ganz besonders, welche unserem Abraham vielfach den Ruf eines Hanswursts auf der Kanzel einbrachten, zumal diese Art der Beweisführung tatsächlich unserem Geschmack immerhin etwas zuwiderläuft. Wir verstehen sogar nicht mehr recht heutzutage, daß sich auf einer Kanzel je der neckische Kobold, Humor genannt, so übermütig tummeln durfte. Und doch spukte er ja auch in den ernstesten Mysterien und gar in den alten Rechtsspiegeln. Er ist uns eben wirklich fremd geworden, jener wohlthuende Schalk, der unter Tränen einen anlacht, und doch ist der Humor die feinste Blüte und Eigentümlichkeit der deutschen Seele und zudem, wie ein bekannter Kritiker sagt, der Gradmesser aller nationalen Kultur und der größte und wirksamste Pädagog, den es gibt.

Wilhelm v. Humboldt darf mit Recht behaupten, Heiterkeit mache zu allem Guten aufgelegter und gebe dem Gemüt die Kraft, sich selbst mehr anzuklagen und mehr für andere zu leisten. Wer will es denn dann unserem Abraham, der doch gewiß ein großer Volkserzieher und seeleneifriger Priester war, verargen, daß er sich in Wort und Schrift dieses mächtigen Erziehungsfaktors bediente, der zudem in seinem Naturell vorlag, daß er all seine Reden und Bücher vom sonnigsten, wonnigsten Humor durchleuchtete und durchglühte? *Ridentem dicere verum quid vetat?* Sein Humor ist indessen nicht der des Gebildeten und Gelehrten, sondern der natürliche, lebendige Humor des Volkes, der Mutterwitz, der nicht aus der Reflexion entsteht, sondern aus der Tiefe des Gemütes gleichsam unwillkürlich hervorbricht.

Übrigens finden sich in seinen Schriften zahllose Stellen voll Schwung und Feuer, Abschnitte mit tiefem, oft geradezu erschütterndem Inhalt, sogar im



„Judas“, der als die humorvollste Schrift von Abraham gilt. Das muß sogar ein Kritiker (Th. Ebner) anerkennen, der Abrahams religiöse Anschauungen schroff ablehnt und auch sonst an seinen Schriften nicht genug auszusetzen weiß. Wenn man Abraham folge auf die verschlungenen Pfade des Lebens mit seinen Licht- und Schattenseiten, da stehe, meint Ebner, vor uns der reine Mensch, ohne Parteilichkeit und Leidenschaft; „nur mit einem Herzen voll echter und wahrer Liebe, und nur beseelt von dem nimmer rastenden Streben, seine Mitmenschen emporzuheben aus dem Schlamm der Sünde und des Verderbens zu dem frohen Bewußtsein eines in Gott ruhenden Gemütes. Und er weiß die Wege, auf denen sein Wort und sein Mahnen zum Herzen dringt, ihm sind auch Töne tief erschütternden Ernstes und mächtigen Bußmahns verliehen, Töne, deren Gewalt heute noch unser Herz rührt und uns Abgründe im menschlichen Leben zeigt, über welche nur die Buße und das Gottvertrauen eine Brücke zu bauen vermag“. Und auch Scherer hebt ausdrücklich hervor, daß „tiefer Abscheu vor dem Laster“ als der Grundton all seiner Schriften, so auch seines „Judas“ bezeichnet werden könne, der sich bei aller humoristischen Ausführung im einzelnen dem Leser aus dem Ganzen aufdränge.

Man darf übrigens auch nie vergessen, daß der Hauptschauplatz seiner Tätigkeit das lustige, ewig lachende Wien war, und daß er, so hat Zoozmann richtig bemerkt, „in die weiche Gemütlichkeit des Wiener Humors eine starke Dosis seiner schwäbischen Offenheitsnatur, die das Ding beim rechten Namen nennt“, mischte. Um desto mehr Einfluß zu haben, mußte er, wie jeder gute Redner, einigermaßen auf die Eigenart seines Publikums eingehen, die Scherer, selbst ein geborner Österreicher, so charakterisiert: „Wir waren

stets und sind mit einer größeren Dosis Lachlust begabt als andere Deutsche. Auch neben Tiefe, Ernst und Leidenschaft wohnt bei uns die heiterste Bereitwilligkeit zu Spott und Ironie, zu unerschöpflichem Erzählen und Anhören lächerlicher Geschichten und Schmurren, zum harmlosesten, ungefälschten, unerzogenen Spaß an sich."

Die Würde der Kanzel wird Abraham dabei wohl schon zu wahren gewußt haben, zumal es bekanntlich bei der komischen Wirkung sehr wesentlich auf die Art des Vortrags ankommt, auf die Gebärde, auf die Miene, mit der eine Wendung begleitet wird, auch darauf, ob der Vortragende sie in der Voraussetzung sagt, daß darüber gelacht werden würde. Und die Absicht des vielbegehrten und allbeliebten Kanzelredners war, wie bereits erwähnt, natürlich in jenen verwilderten Zeiten, bei den rauhen Kriegszeitläufen nur die, sittlich zu bessern und zu tadeln, was tadelnswert.

Gar treffend hat J. W. Nagl, der Mitherausgeber der großangelegten „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte“ (von Nagl-Feidler), in der „Wiener Abendpost“ (Amtsblatt) vom 6. Februar 1904, Nr 29 die „Beschnarcher“ der humorvollen Sprech- und Schreibart P. Abrahams in die Schranken gewiesen: „Er wollte ja nicht der Welt zu gefallen schreiben, nicht Zweck an sich ist ihm die geistige und ästhetische Wirkung, sondern Mittel zum Zweck, ‚Köder‘. Es muß unterschieden werden zwischen einem Manne, der um den Weltruhm, die sogenannte ‚Unsterblichkeit‘ schreibt, der daher alles nach dem bequemen Behagen menschlichen Geistesgenusses regelt, und einem P. Abraham, der die Welt und ihren Nachruhm verachtet, der in sich und seinem Gotte die höchste und einzige Befriedigung hat, als Beziehung zur Welt aber

nur die Möglichkeit sucht und ausbeutet, augenblicklich in den Herzen seiner Zuhörer die Religion zu fördern. Der Vorwurf also, daß er — wie tatsächlich behauptet wurde — nur ein „Poffentreißer auf der Kanzel“ sei, ist direkt seinen innersten Zielen zuwiderlaufend und würde von seiner Seite einen energischen Protest gefunden haben, den wir nun in seinem Namen erheben.“

Auch Eichendorff rühmt a. a. O. (schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) Abrahams „herzhafteste Volksfrömmigkeit“, die, weil sie ihrer innerlich sicher, sich mit Scherz und Lachen gar wohl vertrage, und erwiesenermaßen unendlich tiefere Gewalt auf die Gemüter geübt habe, als es „die schäferlichen Thränodisten“ (Pietisten à la Zinzendorf) jemals vermochten.

Was die oft recht drastische, ja manchmal derbe Ausdrucksweise und die Behandlung heikler Fragen unseres Vaters betrifft, so beachte man auch hierbei den vielfach nicht befolgten und doch so richtigen Ausspruch Eichendorffs: „Es ist ungerecht, große Geister außerhalb ihrer Zeit beurteilen zu wollen.“ Zudem gilt auch in gewissem Sinne für Abraham, was der Romantiker Tieck zu diesem Kapitel mit Recht hervorhebt: „Nicht darin besteht das Verderbliche, daß man das Tier im Menschen als Tier darstellt, sondern darin, daß man diese doppelte Natur gänzlich leugnet und mit moralischer Gleisnerei und sophistischer Kunst das Edelste im Menschen zum Wahn macht und Tierheit und Menschheit für gleichbedeutend ausgibt“ (vgl. dazu auch Eichendorffs allgemeine Ausführungen auf S. 510—515 seiner Literaturgeschichte). Abraham wollte eben um keinen Preis zu jenen „schmeichelhaften Propheten“ gehören, von denen in seiner „Eaubershütt“ die Rede ist, nicht zu den „affektierten, hochberedten Pre-

digern“, die „sich einzig und allein auf die Zierlichkeit und Zärtlichkeit der hochdeutschen Sprach verlegen, womit sie ihren Zuhörern die Ohren kitzeln, unterdessen das Gehör von der Wahrheit abwenden, um ihre aufgeblasene Weisheit und ihr ausbündiges Gedächtnis zu zeigen“.

Noch etwas über den besondern Charakter der ganz eigenen Sprache P. Abrahams: Abraham hat, wie Scherer treffend hervorhebt, mehr als irgend ein anderer deutscher Prosaiker die Fesselung der Aufmerksamkeit des Lesers zum obersten Prinzip seiner Schreibweise gemacht. Diesem einen Zwecke wird alles übrige untergeordnet, und um ihn zu erreichen, setzt Abraham alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung. Da ist zuerst ein hervorstechender Zug der, daß Abraham all seine Gedanken konkret denkt und ebenso in konkret-sinnlichen Bildern und Formen plastisch darstellt, wie es alle Sprachgewaltigen von jeher getan haben: Berthold von Regensburg, Luther, Goethe, Nietzsche. Alles ist geschautes Leben, dem Volke abgelauscht; alles atmet Erdgeruch. So ging auch er von der innigsten Vertrautheit mit seinem heimatlichen Volksdialekte aus. Gewiß ist eines von den Geheimnissen seiner Wirkung „die souveräne Verfügung über die Gesamtmacht des österreichischen Spracharsenals“, wobei der Einfluß des Schwäbischen doch nicht so gering ist, wie Scherer meint. Dazu kommt auch noch, was Scherer ganz übersehen, das verwandte bayrische Idiom, das Abrahams Vater, der aus Wasserburg am Inn stammte, sprach und er selbst genügend kennen lernte in Ingolstadt und später in Taya bei Augsburg, dem Orte seiner ersten Wirksamkeit als Prediger.

Es darf indessen nicht außer acht gelassen werden (wie es Scherer unbegreiflicher Weise tut), daß ein solches

Rednergenie sich selbstverständlich nicht nur rein passiv und lediglich rezeptiv dem Sprachschätze gegenüber verhielt, sondern sich auch selbsttätig, sprachschöpferisch betätigte, und zwar, wie wir bereits gesehen haben, in reichstem Maße.

Wie Musik, und zwar wie die Töne einer gewaltigen Orgel, klingt und singt seine durch und durch poetische Sprache. Mit Meisterschaft weiß Abraham sämtliche Register zu ziehen. Die ganze Skala der dichterischen Redeformen steht ihm je nach Bedarf, so wie es Stoff und Publikum erfordern, jederzeit zur Verfügung. Das kleinste Werk von Abraham ist eine ganze praktische Rednerschule (vgl. Strigls angeführte Abhandlung über die Sprache Abrahams in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“).

Das äußerste und konsequenteste Streben nach Abwechslung, die auf die höchste Spitze getriebene Anschaulichkeit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung charakterisieren seine Schriften in ihren kleinsten Teilen. Auf diese Weise erklären sich auch die vielen Tautologien und Pleonasmen, die zur Verdeutlichung eines Begriffes, eines fremd- oder Lehnwortes dienen — ein echt volkstümlicher Zug. Volkstümlichkeit ist überhaupt der Grundcharakter seines Stiles. P. Abraham machte es nicht wie etwelche Prediger von damals, „die, voll des Hochmuts, sich nur der hohen Wohlredenheit befleißigen“ (qui consuunt pulvillum), welche schuld sind, „daß die Menschen jetziger Zeit so wenig Nutzen schöpfen aus dem Wort Gottes, . . . weil dieselbigen ihre Predigten nicht mit einfältig-eifrigen, sondern mit zierlichen, hochmütigen, rhetorischen Figuren zieren, so daß sie von dem gemeinen Volk nicht können verstanden werden“. (Abrahamische Lauberhütt.)

„Für jeden Begriff stehen ihm im Moment sämtliche Synonymen zu Gebote. Für ein Wort schleudert

er zehn heraus. In einen wahren Wirbelwind von bezeichnenden Ausdrücken hüllt er uns zuweilen“, so Scherer in seiner mehrerwähnten Würdigung Abrahams, die Fritz Bobertag als klassisch bezeichnet.

Zur Förderung des Verständnisses dienen auch die zahlreichen Klang-, Gedanken-, Sinn- und Wortspiele aller Art. Die reine Freude am bloßen Klingklang der Sprache ist ja uralte und echt deutsch und zeigt sich in den vielen stabreimenden und assonierenden Ausdrücken, wie sie bekauntermaßen vielfach auch in den Weistümern, in der Sprache des Volksrechts vorkommen. Im Wortspiel steht Abraham bekanntlich unerreicht da in der Literatur. Von Makamen und Priameln sind seine Schriften voll. Sämtliche Figuren und Tropen weiß Abraham zu verwenden und stets originell zu verwerten, besonders häufig Antithesen, Antimetabole, poetische Umschreibungen, Personifikationen, Gleichnisse usw. Dramatisch bewegt, fast von Böcklinscher Gestaltungskraft sind manche Naturbilder.

Was über diese eigenartige Rhetorik Kamillo V. Susan in der liberalen Wiener „Zeit“ (vom 13. März 1904, Nr 524) schreibt, ist keineswegs übertrieben. Da heißt es u. a.: „Als Prediger ist er unleugbar ein großer Künstler. Er arbeitet mit bewußter rhetorischer Technik, versteht es meisterhaft, seinen Stoff nach allen Seiten zu immer neuem, prächtigem Farbenspiel zu drehen und steigt zum Schlusse mit hinreißender, nie erlahmender Kraft empor. Sein reiches Wissen, seine Kenntnis der rhetorischen Mittel werden von einem ungemein lebhaften Temperament unterstützt. Seine poetische Phantasie quillt in dithyrambischem Schwunge über, daß sie sich nicht genug tun kann. Man lese z. B. die Lobrede auf den heiligen Joseph ‚Paradeisblum‘. Er ist ein Jongleur der Sprache, wie wir wenige gehabt haben. Alles wird ihm zum

Zeichen, zum Symbol, die Natur wie das einzelne Wort, ja sogar die einzelne Silbe."

Auch was in dieser Beziehung Julius Hart, der Verfasser einer "Geschichte der Weltliteratur" (Neudamm 1896, J. Neumann), notgedrungen einräumen muß, trifft zu, nämlich, daß "dieser Mensch" ein Volksredner ersten Ranges ist und "ein nicht geringer Künstler, ein Sprachtechniker wie Fischart, den er an feinem, stilistischem Gefühl noch übertrifft".

Mit treffenden und trefflichen Worten hat ja schon der berühmte Literaturhistoriker Wilh. Scherer (gest. 1886 in Berlin), so sehr er den religiösen Standpunkt Abrahams, meines Erachtens bisweilen sogar nicht ohne Verletzung der Gerechtigkeit und Objektivität, abweist, die höchst originelle Sprache charakterisiert und in längeren Ausführungen analysiert.

Davon noch einiges:

"... welche Sprache! welche Beredsamkeit! welche Anschaulichkeit; welche fest und sicher ausgeführten Gleichnisse voll Originalität und welcher Geist des Ernstes und der Herzlichkeit, der dies alles durchdringt und belebt!" (S. 173 seiner bereits öfters beigezogenen Abhandlung.)

Die Kunst der Steigerung, meint Scherer, verstehe Abraham wie wenige; die Figur der Frage heute er auf jede nur mögliche Weise aus. Moralische Begriffe zu personifizieren und diese Personen in ihrer ganzen äußeren Erscheinung wie ein Gemälde in allen Einzelheiten auszuführen und zu vergegenwärtigen, darin entwickle er große Virtuosität. "Wie versteht es Abraham aber auch, Gemüts- und Seelenzustände zu ver sinnlichen, heftige Leidenschaften, wie sie den Menschen verwüsten und selbst sein Äußeres umgestalten, zu schildern!" Wahre Prachtstücke bilden seine Schilderungen des Neidigen, des Schmeichlers usw.

Unzählige Genrebildchen, unmittelbar der Wirklichkeit abgeguckt, sprudeln geradezu von dramatischem Leben. In „Merk's Wien“ z. B. bildet Abraham, an die künstlerischen Totentänze (und das Speculum musicomortale seines Onkels) erinnernd, die Gestalt des Todes zu einer gleichsam menschlichen Persönlichkeit aus und steigert, wie Scherer S. 181 bemerkt, „den Charakter kalt lächelnder und verachtungsvoller Ironie, den er ihm beilegt und bis in die äußersten Spitzen konsequent durchführt, zu völlig dramatischer Lebendigkeit“. Dieselbe Figur kehrt übrigens wieder in „Eösch Wien“, in der „Großen Totenbruderschaft“ und in seinem Schwanengesang, der „Totenkapelle“ (1710).

„Kurz, Abraham bewährt überall den schärfsten Blick für die Dinge der Außenwelt, die geschulteste Beobachtungsgabe des Sinnfälligen, den unerschöpflichsten Reichtum an passenden und verdeutlichenden Vergleichen, die höchste und ungesuchte Präzision des Ausdrucks. Ohne die unumschränkte Herrschaft über die Sprache und über den ganzen Umfang ihres Wortschatzes wäre eine Beredsamkeit wie die Abrahams gar nicht denkbar.“ So Scherer (S. 177), der noch besonders konstatiert, bei Abraham fehle niemals die Einheitlichkeit und Konsequenz der Durchführung; höchstens vermisse man solche in „Judas der Erzhelm“. Dies aber nur dann, wenn man darin mit Scherer absolut eine Art Roman sehen möchte, was er aber nicht ist, noch auch sein will. Am Schlusse seiner prächtigen Lobeshymne auf das „ungemeine formelle Talent des Redners, das ihn zum Schriftsteller machte“, gefleht übrigens Scherer noch ausdrücklich, seine Ausführungen gäben „nur ein höchst unvollkommenes Bild von Abrahams Kunst“.

Mit Geschick hat Strigl (Einleitung S. xxxix seiner Auslese aus Abrahams Werken) all die Momente



hervorgehoben und kurz zusammengefaßt, die Abraham a S. Clara zu dem Original machen, das wir in ihm verehren: „Weil Abraham ein so feiner Beobachter und ein so trefflicher Schilderer des Beobachteten war; weil der Humor und die Satire auf seinen Lippen schwebten; weil er ein Philosoph war, den das Volk versteht; weil er mit seinem Blick die Weltgeschichte umspannte; weil er auch sonst mit einer staunenswerten Belesenheit ausgestattet war, über die er, unterstützt durch ein beispielloses Gedächtnis, jeden Augenblick verfügte; weil all dem seine humanistische Bildung eine solide Basis gab; weil er, wenn's not tat, sogar dem inneren Klingklang und Singsang der Volksseele durch anheimelnde Reime entgegenzukommen verstand, so mußte er, dem die Rednergabe angeboren war, jenes große, den Gebildeten wie den Ungebildeten, das Alter wie die Jugend . . . in gleichem Maße befriedigende oratorische Phänomen werden, dem die Bewunderung aller Zeiten gesichert ist.“

---

## Abraham a S. Clara.

Von U. f. Kiedmann.

Ein scharfer Geist im Ordenskleid,  
 Der Stolz, die Zierde seiner Zeit,  
 Der Kirche frommer Diener!  
 Es lief das Volk, wenn Sonntag kam,  
 Zu hören Pater Abraham,  
 Den großen Augustiner.

Begeistert braust sein Redestrom,  
 Erschüttert jedes Herz im Dom,  
 Selbst Sünder, die verloren;  
 Es geißelt derb sein spottend Wort  
 Mit heitrer Wendung immerfort  
 Die Torheit und die Toren.

Die Brüder, denen Ärger schuf  
 Und Kummernis sein großer Ruf,  
 Sie stellen eine Falle,  
 Versuchen listig es einmal,  
 In seiner Ehre Goldpokal  
 Zu träufeln etwas Galle.

„Dort wandelt er den Klostergang  
 Mit seinem Manuskript entlang,  
 Das soll die Welt erbauen!  
 Möcht' er wohl ohne Grübeleien  
 Und Studium, aus dem Stegreif frei  
 Zu pred'gen sich getrauen?“

Sie reden laut. Es tritt herbei  
 Der hagere Mönch und spricht: „Es sei,  
 Ich will mich's unterwinden.  
 Sucht einen Bibelvers heraus,  
 Den laßt mich in dem Gotteshaus  
 Auf meiner Kanzel finden.“

Am Sonntag ist die Kirche voll,  
Wie immer, wenn er pred'gen soll,  
Kein Plätzlein mehr zu kriegen.  
Und wie er auf die Kanzel steigt,  
Ein Schall sich zu dem andern neigt:  
„Heut' wird er unterliegen.“

Im weiten Raum regt sich kein Laut,  
Ein jedes auf den Pred'ger schaut,  
Den alle ehren, lieben.  
Nun steht er oben, find't sein Blatt,  
Wie man es ihm versprochen hat,  
Doch, sieh da! — unbeschrieben!

Er wend't es hin, er wend't es her,  
Nach rechts, nach links: das Blatt bleibt leer.  
Schon lächeln fein die Pfaffen.  
Da spricht er heitern Angesichts:  
„Nichts hier, nichts dort — es hat aus nichts  
Der Herr die Welt erschaffen!“

Ein Riesenthema! Mächtig reißt  
Ihn mit sich fort der Heil'ge Geist,  
Es prächtig zu gestalten.  
Und es gesteht der Brüder Schar,  
Daß dies die schönste Predigt war,  
Die jemals er gehalten.

---



## Blütenlese.

„Meine Worte treffen gut,  
Sind sie manchem eine Rut',  
So wird niemand doch beschädigt.  
folgt den Worten, die ich lehr',  
Und ruft mir auch zu Gehör:  
Wohl, wer selbst tut, was er predigt!“  
(„Etwas für Alle“; der Geistliche.)



## Gott und Jenseits.

### 1. Des Himmels Herrlichkeit.

Schön und überschön ist der Himmel, die himmlische Glorie, die glorreiche Ewigkeit; denn dort ist kein Leid, sondern lauter Freud; dort ist kein Verdruß, sondern lauter Genuß; dort ist nichts Trübes, sondern alles Liebes; dort ist keine Last, sondern lauter Rast; dort ist kein Streit, sondern lauter Beut; dort ist kein Beschweren, sondern lauter Ehren; dort ist kein Schmerzen, sondern lauter Scherzen; dort ist keine Pein, sondern lauter Schein. Im Himmel ist ein Leben ohne Tod, eine Glorie ohne Neid; ein Reichthum ohne Abgang; ein frohlocken ohne End, ein Herrschen ohne Mühe; eine Besizung ohne Verdruß, ein Schatz ohne Gefahr. O wie schön und aber schön ist der Himmel!

So ist es denn recht und billig, daß wir dessentwillen streiten? Es ist der Mühe wert, daß wir beten, der Mühe wert, daß wir fasten, der Mühe wert, daß wir Almosen geben, der Mühe wert, daß wir leiden und etwas ausstehen. Jakob hat um die wohlgestalte Rachel sieben ganze Jahr dem Laban gedient, hat Hunger gelitten, hat Durst gelitten, hat Kält gelitten, hat Hiß gelitten; ist stets gewesen in Sorgen, stets in Wachsamkeit, stets in der Arbeit, stets auf den Feldern, stets bei der Herde, stets unter freiem Himmel. Und solches hat gewähret durch sieben Jahr; gleichwohl sind ihm diese

sieben Jahr vorkommen wie etliche wenige Tage; denn er gedachte, es sei schon der Mühe wert, daß er um eine so schöne, so hübsche, so schwarzäugige, so rotgohete, so freundliche, so junge und wohlgesittete Braut etwas leide. (Huy und Pfuy: Das Pferd.)

## 2. Das jüngste Gericht.

Es muß ein jeder gescheite Mensch wohl erwägen, wie erschrecklich werde der jüngste Tag beschaffen sein. Es wird der Tag kommen, und wohl ein Wehetag, der Tag wird kommen, an dem Gottes Sohn wiederum auf der Welt wird erscheinen, aber nicht mehr wie ein Erlöser, sondern wie ein Richter, nicht mehr wie ein geduldiges Lamm, sondern wie ein brüllender Löwe, nicht mehr, um Gnaden auszuteilen, sondern die Gerechtigkeit zu weisen. Wir alle Menschen werden erscheinen in dem Tal Josaphat, liegend bei dem Ölberg und Kalvarienberg. Da wird dieser göttliche Richter uns alle mit einem entsetzlichen Gesicht anreden: „Da schauet den Ölberg, wo ich mein Leiden angefangen; da schauet den Kalvarienberg, wo ich den bitteren Tod habe ausgestanden. Da bin ich an dem schmerzhaften Kreuzbaum gestorben, damit ihr sollet ewig leben. Ich bin verkauft worden, damit ich euch habe gewonnen. Ihr als Gewonnene habt mich durch die Sünden wieder verkauft. Ich bin gebunden worden, damit ich euch wolle von den ewigen Banden losmachen. Ihr entgegen als Erlöste habt mich durch eure Bosheit wieder gebunden. Ich bin verhöhnt worden und verspottet, damit ich euch zu Ehren bringe. Ihr als Verehrte habt meiner gespottet. Ich bin gepeinigt worden, damit ich euch von den ewigen Qualen erledige. Ihr als Erledigte habt mich aufs neue gepeinigt. Ich habe all mein Blut vergossen, eure Sünden dadurch abzuwaschen.



Ihr habt wegen mir nicht eine Zähre vergossen. Also gehet hin, ihr Gottlosen, im Angesichte dieser zwei Berge, allwo ich euch die Glorie erworben, gehet hin in das ewige Feuer."

### 3. Maria (Lob-ABC).

Wer die Welt nennt eine Kage, der nennt sie recht,  
und ich schreibe darzu: Dum ludit, laedit.

Schau mir einer ein saubere Kagen,  
Tut vorne lecken und hinten kragen.

Wer die Welt nennt eine Uhr, der nennt sie recht,  
und ich schreibe darzu: Non requiescit in pace.

Hab es schon gar oft betracht',  
Daß in dir Unruh Tag und Nacht.

Wer die Welt nennt ein Wintergrün, welches den  
Baum zwar umhalsset, aber ihm beinebens schadet, der  
nennt sie recht, und ich schreibe darzu: Dum sociat,  
sauciat.

All dein Halsen und dein Scherzen  
Bringt niemals nichts als Weh und Schmerzen.

Wer die Welt nennt ein Roß in der Walf, so stets  
um- und ungehet, der nennt sie recht, und ich schreibe  
darzu: In orbem vertitur orbis.

Du bist mir ein rechter Schalf,  
Gehst wie der Schimmel in der Walf.

Wer die Welt nennt einen Kothaufen im Winter,  
der nennt sie recht, und ich schreibe darzu: Albus non  
candidus orbis.

Von außen scheinst du eine schöne Braut,  
Steckt dir ein Schelm in der Haut.

Wer die Welt nennt einen Fuchsen, der nennt sie recht, und ich schreibe darzu: Desipit et decipit.

Ich sag's, ich klag's, jedoch mit Gunst,  
Betrügen ist deine einzige Kunst.

Ich aber nenne, hoffentlich auch recht, die Welt ein kroatisches Wappen, so da ist ein Brettspiel (Damenbrett); denn gleichwie auf diesem die Spielinstrumenten werden „Steine“ genannt, und die sind von purem Holz oder Bein, der Name mit der Tat nicht übereinstimmt: also wird bei den Lateinern die Welt Mundus genannt, das ist „rein“, und es gibt doch nichts, das des Zwagens (Waschens) besser vonnöten als sie. Oder ist ihr etwan dieser Name schimpfweis geschöpft worden (vgl. lucus a non lucendo), wie man pflegt zu reden: Du bist ein sauberer Gesell? Zum andern ist die Welt darin ganz ähnlich einem Brettspiel: gleichwie dies gemeiniglich in weiß- und schwarzen Farben bestehet, also die Welt allein beständig in der Unbeständigkeit und stets Freud und Leid untereinander vermengt tragt.

Nun wissen es die erfahrenen Spieler wohl, daß, wer in besagtem Spiel eine Dame erhält, schon genugsam Hoffnung zum Gewinnen habe. Also auch, wer in dem Weltspiel eine Dame auf seiner Seit hat, die für ihn emsig supplizieret, interzedieret, agieret, patronizieret, manutenieret usw., der hat schon fast ein gewonnenes Spiel. . . .

Nun läßt sich in seinen Spruchwörtern c. 8 der weise Salomon verlauten, als tue Gott mit uns Menschen auf dem Brettspiel dieser Welt eines spielen: ludens in orbe terrarum. Da aber sage ich in aller Wahrheit: wer eine gewisse Hoffnung will zum Gewinnen haben, der bewerbe sich ganz sorgfältig um eine Dame, aber um diejenige, auf welche ich allhier in diesem andächtigen Gotteshaus mit Fingern deute, nämlich die seligste,

holdseligste, heiligste, heilsamste, herzigste, barmherzigste, mildeste, mildreichste, gloriwürdigste, glorreichste Frau des Himmels, die himmlische Dame Maria. Wer diese hat, der hat ohngezweifelt schon bei Gott ein gewonnenes Spiel, welcher ihr kein einzige Bitt weigert, wohl wissend, daß ein Kind der Mutter ein Schuldner bleibet, weswegen ihr Bitten gleichsam ein Gebieten ist. . . . Weshalb, o sündige Seel, wenn du dich also mit Last und Laster beladen befindest, daß du in Sorgen stehst, als werdest bei dem strengen göttlichen Richter verlieren, so wende und lende (neige) dich zu dieser barmherzigsten Dame Maria; gedenke nur, daß das weibliche Geschlecht von Natur weichherzig, barmherzig, mildherzig. . . .

(Geistlicher Kramerladen.)



Maria ist A eine Arche Noe, in der das menschliche Geschlecht erhalten worden; B ein Buch, in welches geschrieben worden das ewige Wort Gottes, welches Fleisch geworden; C ein Castell, in welches Jesus, der göttliche Sohn, eingetreten ist; D ein Tisch, auf welchem das Brot der Engel, Christus, zum erstemal ist aufgelegt worden; E eine andere Eva, die uns die wahre Frucht des Lebens, Jesum, gebracht; F eine Frau der ganzen Welt, weil sie die reinste Mutter desjenigen gewesen, der auf seinen Händen die Welt trägt; G ein Garten, aus dem hervorgesprossen der schönste Jesomin (Jasmin), das ist Jesu mein; H ein Haus der Weisheit; I eine Jungfrau unverehrt; K eine Königin des Himmels; L ein Licht der Welt, weil sie den getragen, der die wahre Sonne der Gerechtigkeit; M eine Mutter Christi; N eine Nährerin des allgemeinen Ernährers; O eine Ob Siegerin der höllischen Schlang; P ein Paradies der Lust, weil ihr entsprossen der Baum des Lebens, Jesus; Q ein Quellenbrunn, aus

dem das Wasser des Lebens, Christus, gestossen; R ein Rebenstock, an dem die wahre zypriſche Rebe, Jesus Christus, gewachsen; S eine Schatzkammer, in der das kostbare Edelgestein, Christus, mit seiner Gottheit und Menschheit gelegen; T ein Tempel Gottes; V eine Vorleuchterin der Welt, zumal sie das Licht getragen, das die erleuchtet, die da sitzen in der Finsternis des Todes; W ein Weib, gebenedeit unter den Weibern; Z eine Zier des Himmels und der Erden. (Paradeisblum.)

\*     \*     \*

Mein Mensch, tu qui es, wer bist du? Ein Sack voll Kot; was mehr? Ein lebendiges Glas; was mehr? Eine Speise der Würm? Was mehr? Ein Lirum, Larum, was mehr? Ein Spital aller Krankheiten; was mehr? Ein Losament aller Trübsalen; was mehr? Ein Schatten an der Wand; was mehr? Ein Vasall des Todes; was mehr? Eine Rose, die bald verwelket; was mehr? Ein Weinfalter, ein fliegendes Würml bist du! Dein aus Kot zusammengepappter Leib ist halt ein lebendiges Sommer-Würml, dem der ewige Gott durch die verständige Seel Flügel angeheftet, womit du dich kannst von der Erde erheben. Also dann! Ich bitt dich um deiner Seligkeit willen, mache dich auf, fliege den geraden Weg, wie obbenannter Weinfalter oder Mariavögel (zu Avila in Spanien) zu dem ausgebreiteten Schutzmantel der barmherzigsten Mutter Gottes; hänge dich wie eine Kleppen (Klette) alldorten an und lasse dich nimmer abschrecken und absondern. (Geistlicher Kramerladen.)

#### 4. Stella Maris.

Das Meer ist gesalzen — die Welt versalzt es manchem gar zu stark; das Meer ist trüb — die Welt ist voller Trübnis. Das Meer ist voller Fisch — die Welt ist

voller fauler Fisch und Betrug; das Meer ernährt viel räuberische Tier — die Welt hat auch Dieb genug; das Meer schützt (stößt, wirft) die Schiff bald hoch, bald nieder — in der Welt steigt einer bald hoch, bald fällt er wieder; auf dem Meer blasen stets die Wind — auf der Welt gibt es aufgeblasene Leut genug; mit einem Wort: das Meer ist voller Gefahren, und die Welt ist allerseits gefährlich.

Denjenigen aber, so auf dem Meere schiffen, ist nichts trostreicher als ein Gewässerstern, insgemein genannt der Meeresstern, vermittels dessen sie sich trösten, den tobenden Wellen und großen Gefahren zu entgehen und also das Gestade glücklich zu erreichen.

Die übergebenedeite Königin des Himmels, Maria, ist ein solcher trostvoller Meeresstern allen denjenigen, so auf dem gefährlichen Meere dieser Welt schiffen und ihre Zuflucht bei ihr suchen; wie denn die katholische Kirche sie mit solchem Ehrentitel verehrt: Ave, maris stella, — „Meersterne, ich dich grüße“.

O, wieviele Adamskinder sind vermittels der Gnadenstrahlen dieses Meeressterns vielen Gefahren entwichen und zum Ufer der allzeit währenden Seligkeit glücklich gelandet! Wer ist denn, der den trostvollen Gnadenschein dieses marianischen Sterns nicht genossen? Kein Land, kein Stand, kein Ort, kein Port ist nicht!

Ihr ledigen Standespersonen (Personen ledigen Standes) und frische Jugend, ihr fahret auf dem Meer dieser Welt in einem schönen und nagelneuen Schiff, welches aber tausend anstoßenden Gefahren des Leibs als vorderst der Seele unterworfen. Der tarsensische Prediger Paulus registriert von sich selbst, was Gefahr er auf dem tobenden Meer habe ausgestanden, wie er sogar zu drei unterschiedlichen Malen gefährlichen Schiffbruch gelitten. Du, meine freie, freche (unbändige), frische, auch zuweilen fromme

Jugend, geratest öfter in häufige Gefahren auf dem Meer dieser Welt.

Ist der Mensch ein Garten, so wächst in diesem Garten nicht ehender ein Unkraut als in der Jugend; ist der Mensch ein Buch, so bekommt dieses Buch nicht ehender ein Eselsohr als in der Jugend; ist der Mensch ein Glas, so ist dieses Glas nie gebrechlicher als in der Jugend. Ist der Mensch ein Gebäu, so leidet das Gebäu nicht ehender eine Brunst als in der Jugend; ist der Mensch eine Stadt, so wird diese Stadt nie heftiger belagert als in der Jugend; ist der Mensch ein Schaf, so wird dieses Schaf nicht ehender verloren als in der Jugend; ist der Mensch ein Schiff, so leidet dieses Schiff nicht ehender Schiffbruch und Untergang der Seele als in der Jugend. Wie oft wäre vonnöten, jene Worte, die der Herr Jesus bei dem toten Jüngling zu Naim gebraucht, einem in Todsünden verwilderten Jüngling ins Ohr zu schreien: *Adolescens, tibi dico, surge!* „Jüngling, ich sage dir, steh auf“, steh auf von deinem bösen, sündigen Wandel, damit du nicht gar einen ewigen Untergang leidest!

Gewiß, gewiß, der mehrste Teil von euch jungen Leuten würde in dem bodenlosen und uferlosen Meer dieser Welt Schiffbruch leiden und ewig zu Grund gehen, wenn nicht (bekennen müssen es so viel tausend und tausend bereits in jener friedlichen Seligkeit), wenn nicht der Gnadenstrahl des schönsten Meeressterns Maria euch zum sichern Gestad täte leiten. Ein solcher gnadenreicher Meeresstern war Maria dem seligen Andreas Corsini, den in seiner Jugend aus dem Wust aller Laster und Schandtaten, als aus einem drohenden Untergang, die Himmelskönigin gezogen und bei den Karmelitern zu einem Heiligen gemacht (starb als Bischof von Fiesole 1373). Ein solcher heilbringender Meerestern war Maria dem seligen Agidius aus dem Orden des

heiligen Dominikus, welcher in seiner Jugend sich sogar vermittelst blutiger Unterschriftschreibung dem Satan samt Leib und Seel verpflichtet. Aber solchen verkehrten Jüngling hat Maria, der herrliche Meerstern, dergestalten erleuchtet, daß er der Welt den Rücken gezeigt und in dem Orden des heiligen Dominikus einen heiligen Wandel geführt. Dergleichen wundersame Beispiele sind fast ohne Zahl.

Von solchen marianischen Gnadenstrahlen seid auch ihr nicht ausgeschlossen, junge Töchter (jeune fille = Mädchen) und ledige Mägdlein, die ihr gleichfalls eine gefährliche Schiffahrt auf dem Meer dieser Welt macht. Euch schützt niemand besser vor den Meerräubern und Ehrräubern als Maria, dieser edelschöne Meerstern.

Ihr bis in den Tod verknüpfte Eheleute fahret auf dem Meer dieser Welt in einem zwar guten Schiff, welches aber ziemlich schwer beladen; denn sagt an, ob nicht euer Stand voller Beschweris? Die Wort, welche der Weltprediger Paulus von eurem Stand verzeichnet: Tribulationem tamen carnis habebunt huiusmodi (Jedoch werden solche Bedrängnis des fleisches haben) können folgende Auslegung gar wohl leiden: „In eurem Kalender seht es viel trübe Wetter; in eurem Garten wächst viel Wermut; in eurer Musik gibt es viele Suspiria (1. Pausen, 2. Seufzer).“ Ihr fahret demnach ziemlich beschwert auf dem Meer dieser Welt unter soviel sich aufbäumenden Wellen der Trübsale. Dafern ihr aber euch stützet auf den Gnadenschein des schönen Meeressterns Mariä, sodann wird eure Schiffahrt in viel geringert, und ihr erreicht viel sicherer das Gestad der Seligkeit.

Ihr, betrübte Witwen und Waisen, ihr fahret auf dem Meer dieser ungestümen Welt in einem ziemlich armen Schiff, welches mehr als alle andern von den ungeheuren Wellen in allerlei Anstoß und Gefahren

getrieben wird; denn eine Witwe gleicht einer einsamen Turteltaube nicht übel, deren Stimm in lauter Seufzern besteht. Die bedrängte Witwe von Sarephtha gab dem Elias, welcher von ihr etwas zu essen und zu trinken forderte, diese Antwort: *En colligo dua ligna* — „Siehe, ich sammle zwei Stücke Holz“. Dergleichen Antwort hört man dermal auch von einer verlassenen Witwe: daß sie zwei Stücke Holz sammle, eines in die Höhe aufgerichtet, das andere überwärts (querüber), verstehe hierdurch ein Kreuz, das in diesem Stand sehr groß und schwer und fast allemal anzutreffen. Euch, armen Waisen und Pupillen (tautologisch) brockt man ebenermaßen keine besseren Bissen ein, und es muß wohl ein heißer Sommer sein, der eure häufigen Zähren gänzlich austrocknet und austrocknet. Deswegen fahret ihr mit den Witwen in einem Schiff, und stoßen solches die rasenden Wellen dergestalten hin und her, als diene es ihnen anstatt eines Spielballs. . . . Da ist euch denn nichts tröstlicher als der schöne Meerstern Mariä, der euch vor allen andern mit dem vollen Gnadenschein anstrahlt.

Die Apostel schrien einst mit ermatteter Stimm in dem so gefährlichen wankenden Schiff: *Domine, salva nos, perimus* — „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde!“ Wohlan denn, ihr insgesamt bedrängten Adamskinder, die ihr alle nicht ohne Gefahr, gefährliche Zufall und zufallenden Anstoß auf dem Meere dieser Welt schiffet, wendet doch eure Augen nimmermehr ab von diesem herrlichen Meeresstern Maria! Ja, dich und mich, liebster Leser, nunmehr muntert hierzu auf der honigsüße Abt Bernardus (*Doctor mellifluus*) selbst, sprechend: *Si insurgant venti tentationum, si incurras scopulos tribulationum, respice stellam, voca Mariam* — „Wenn dich auf diesem Weltmeer der ungestüme Wind der Versuchung antastet, wenn du an harte Steinflippen



der Trüb- und Drangsal anlaufest, erhebe alsbald dein Gesicht zu diesem Meerstern, rufe an Mariam!"

Wer ist denn, dem diese nicht geholfen? Kein Land, kein Stand, kein Ort, kein Port! (Gack, Gack.)

### 5. Wer da? Gut Freund!

Einen guten Freund suchen und finden ist viel. Ich hab in unterschiedlichen Ländern mit sonderem Fleiß gesucht, aber leider nichts Rechts angetroffen. In Deutschland bin ich hin- und hergereist, denn ich wußte schon lang das Sprichwort:

Guter Wein, gute Freund, gutes Geld  
Führen den besten Preis in der Welt.

Ich aber nach meinem Wunsch hab ihn nit angetroffen zu Weinheim in der Kurpfalz. Aber zu Speckfeld im Eimburgischen habe ich einige gefunden; solche aber sind mir nicht anständig gewesen (paßten mir nicht), denn sie sind nur Tischfreund, nach altem Spruch: *Tempore felici multi numerantur amici* — „In glücklicher Zeit, da zählt man unzählige Freunde“.

Nachmals bin ich gereist in Italia und hab in den meisten vornehmen Städten emsig nachgefragt um einen und andern guten Freund; denn Freund in der Not, Freund im Tod und Freund hinterm Rücken sind die drei allerstärksten Brücken. Dergleichen aber hab ich gar nit angetroffen: Zu Verona (wo man *verum*, „die Wahrheit“ sagt) gar keinen, zu Piacenza (von *piacere* gefallen) etliche, aber — die haben mir nit gefallen, denn: *Sol di parole amico, non vale un fico* — „Ein Freund von bloßen Worten ist keine Feige wert“.

Aus Italien nahm ich meinen Weg nach Frankreich, allwo ich mit sonderem Fleiß umgefragt. Leut sind mir zwar in der Menge begegnet, welche neben häufigen

Komplimenten mich ganz freundlich begrüßt, aber es war darunter nicht ein einziger guter Freund, sondern wie ich es manchmal erfahren, waren sie alle aus Eugdun (Eyon; Anspielung auf Eug und Trug) gebürtig.

Ich begab mich endlich auf das Wasser und segelte mit gutem Wind nach England über. Gott sei Lob! Daselbst habe ich ohne vieles Nachfragen alsobald gute Freund und beständige Freund angetroffen. Ich verstehe aber hier nit das Königreich Britannien, sondern das Himmelreich, dieses obere Engelland — da hab ich alle Engel als die besten Freund der Menschen gefunden, vorderst aber den heiligen Schutzengel.

Wer da? Gut Freund! sagt der Schutzengel. Gut Freund ist er dem Menschen, sobald selber geboren wird; dazumal nimmt er ihn alsogleich unter seinen völligen Schutz, besleißt sich in allweg, damit nur das Kind möge zu der heiligen Tauf gebracht werden. Alsdann ist er früh und spät, Tag und Nacht immerfort bei dem Kinde, gibt einen Wächter ab, gibt einen Arzt ab, gibt mehrmal ein Kindsweib (Kindsmädchen) ab.

Wer da? Gut Freund! sagt der Schutzengel. Gut Freund ist er dem Menschen auch in der Jugend. Jugend und Tugend sind oft gar weit voneinander, aber Juventus und Juvenus (Jungstier; Symbol der Unbändigkeit) mehrstenteils gar nahend. Ist der Mensch ein Wanderer oder Reisender, so irrt dieser gemeinlich in der Jugend vom rechten Weg ab; daher der Schutzengel dazumal einen Wegweiser abgibt: Ich werde dir Verstand geben und dich auf dem Wege, den du wandeln sollst, unterrichten (Ps 31, 8). Ist der Mensch ein Weingarten, so tut meistens das Wild in der Jugend den größten Schaden; dazumal aber gibt der Schutzengel den sorgfältigsten Hirten ab und beemstigt sich, alles Wild zu vertreiben. Ist der Mensch ein Schiffel, so wird mehrstens dieses von Wellen in der Jugend

geplagt; dazumal aber ist der Schutzengel ein erfahrener Schiffmann, der es zum Gestad der Heiligkeit zu landen sich befließt.

Wer da? Gut Freund! sagt der Schutzengel. Gut Freund ist er dem Menschen auch, wenn er seine mannbaren Jahre erreicht. Die Freunde dieser Welt sind meistens beschaffen wie die Schwalben, welche nur bei uns die Einkehr nehmen und einem die Ohren voll anschwägen, da der liebliche Frühling seinen Anfang nimmt; sobald aber der rauhe Winter anklopft, alsdann nehmen sie Urlaub hinter der Thür und hinterlassen nichts als ein beschmutztes Nest. Viel und aberviele geben sich für die besten Freund aus; kein Tag verfließt, wo sie nicht das festum visitationis (Mariä Heimsuchung) zelebrieren. Die Bruderschaft hat einen ewigen Ablass bei der Tafel. Sobald aber die Schwinducht in die Hausmittel (Vermögen) einreißt, die Auszüge (Rechnungen) wie die ägyptischen Heuschrecken daherfliegen, da verschwinden diese guten Freund wie die Mücken aus einer kalten Kuchel. Solche Erzvögel sind genaturt wie alle andern Vögel, mit dem einzigen Unterschied, daß diese Flügel haben, die andern aber Flegel. Wenn die goldene Morgenröt (aurora, aurea hora) herfürblicket, da fangen die Vögel auf den grünen Zweigen mit höchstem Jubelschall an zu singen und zu klingen; sobald aber die Sonne untergeht, da pausieren diese Gesellen alsobald und läßt sich keiner mehr hören. Ein solcher unbeständiger Freund ist der Schutzengel nit, sondern verläßt den Menschen auch nit in der größten Not.

(Heilsames Gemisch-Gemisch.)

## Der Mensch.

### A. Des Menschen Dasein (Erdenleben).

#### I. Das Leben im allgemeinen.

##### a) Menschenwerke.

##### 6. Wissenschaft.

**W**as ist schöner als philosophische Wissenschaft? Wo mancher zuweilen 100 Griffe versucht, um eine verwirrte Frage recht zu erörtern und gleichwohl letztlich mit dem Verstande scheitert, alldort ohne Mühe, besser als ein mazedonischer Alexander, löst solchen Knopf auf der Philosophus. . . . Tausend Wunderding veranlassen manchen Ungelehrten zu viel unruhigem Nachsinnen, da unterdessen ein Philosoph (hier = Naturforscher) den stillen Fußpfaden der Natur nachschleicht und dero heimliche Wirkungen erhaschet. Deshalb sind solche Weise jederzeit zu großen Ehren gelangt und haben von den Verständigen allen gebührenden Respekt und verdiente Glory eingeزogen. . . . Lehr und Wissenschaft sind in dem Menschen wie in der Erde das Gold, in dem gülden Ring der Edelstein, in dem Edelstein der Glanz. . . .

O ihr eitle Weltmenschen, tut euch wegen eurer Wissenschaft mit aufblähen, sondern gedenket, daß derselbe der Gelehrteste ist, welcher in der Tugendsschul

studiert hat. Schußbar, schätzbar und nutzbar ist wohl Wissenschaft; aber nur jene, die mit der Tugend vermählt ist; sonst ist die Sciens ohne Consciens wie ein Pferd ohne Zahm (= Zaum), ein Spiegel ohne Rahm, ein Kleid ohne Bram (= Saum, vgl. verbrämen) und ein Markt ohne Kram. (Merk's Wien.)

„Durch Buchstabenkunst wird uns im Leben  
 Viel Nutzen an die Hand gegeben,  
 Ja, gar ein Stab zu Gottes Thron.  
 Doch muß man Gold von Schlacken scheiden  
 Und bei der Kunst den Mißbrauch meiden,  
 Sonst wird verscherzt der Weisheit Kron.“  
 (Etwas für alle.)

## 7. Das Zungenhandwerk.

So wohlberedet als du bist,  
 So fäht (fängt) dich doch des Todes List.

Obgleich Schweigen eine größere Kunst ist als Reden, so ist doch die Beredsamkeit nicht genug zu loben und mit den auserlesensten Worten nicht genug zu preisen. Was manche zierliche, fluge Rede für Gewicht und Nachdruck so vielen mißlichen Sachen gegeben, ist mit Demosthenes' und Ciceros Zungen nicht auszusprechen. Was ist wohl nötigers, sowohl in geistlichen als politisch-weltlichen Ständen, auch im Krieg selbst, da man zwar öfters mit Bomben und Kartassen (Brandkugeln), Viertels- und halben Kartauern respondiert, und nützlicher als die Kunst, wohlbedächtig und nachdrücklich zu reden, so auf der Kanzel und dem Katheder, vor kaiser- und königlichen Thronen, bei allen Audienzen und Assembleen (Versammlungen) usw. beliebt und belobt ist. Die alten Gallier haben ihren Herkules wegen

seiner ungemeinen Beredsamkeit abgebildet, wie ihm eine güldene Kette aus dem Munde herausgegangen und bis zu den Ohren und Herzen seiner Zuhörer gereicht, als wenn er sie mit derselben ziehen und bewegen können, wie er gewollt. (Auch Gottsched berichtet dies.)

Wenn ein Prediger von der Kanzel heutigestags güldene Ketten aus seinem Munde ziehen und seinen Zuhörern nur um die Hälse hängen oder sie damit beschenken würde, so würden bald alle Kirchen zu eng werden; denn es will ohnedem ein jeglicher Hans Wurst und Hanna Wurstin in einer güldenen Kette oder dergleichen prangen, als wie eine englische Dogg aus Bayerland im güldenen Halsband. Aber mit den geistlichen güldenen Ketten der Bußpredigten wollen sich wenig mehr ziehen noch zieren lassen, und wengleich Paulus und Chrysostomus selbst aufstünden und lauter Honig aus ihrem Munde herfürfließen lassen . . . , so würde man ihrer doch bald genug haben — wiewohl manches Redners Mund mehr ein Wespennest als ein Immenhaus ist, daraus statt des Honigs öfters Gift und Galle herfürfließt und ein ganzer Schwarm Wespen und Horneissen den Zuhörern um die Ohren summen und brummen, daß man besorgen sollte, sie dürften ihnen in die Augen nisteln wollen, . . . dergleichen die alten und jungen Kater und Kezer und andere stachlichte, spizige und scharfe Schermesser, Zungenkrämer geistlichen und weltlichen Stands gewohnt waren und noch sind — wiewohl auch höchst nötig, daß absonderlich ein geistlicher Redner oftmals seine Zunge, wie eine kluge Schlange oder Biene ihren Stachel, schleifen, spizen, durch die scharfen Bußpredigten die Herzen seiner Zuhörer verwunden und aber bald mit dem Honig des göttlichen Trostes hinwieder lindern soll, welche Kunst der Apostel Paulus, absonderlich gegen

seine Korinther, sowohl schriftlich als mündlich fürtrefflich bewiesen, und kann dies vielleicht eine Ursache sein, warum der hl. Augustinus unter andern auch gewünscht, daß er Paulus hätte mögen predigen hören — unerachtet er selber am Maul nicht lahm gewesen.

Die meisten (P) aber . . . tauchen ihre Zungen in lauter Honig und Öl und sind glücklich, die Herzen und Beutel zu bewegen, sie lehnen den Stab Streng hinter die Thür des Schaffstalls und bedienen sich nur des Stabs Sanft. Da geht's ganz sachte daher, daß man ja keinem Schäflein das Aureum vellus (goldene Vließ) verwirren (vgl. „das Fell gerben“) oder eine Beule schlagen möge.

Da geht allerorten alles heraus, als wenn es geschmiert wäre wie ein geschmierter Wagen, Chaise Roulante (roulante) und polierter Bratenwender. Allein sie werden einmal wieder dafür geschmiert (hier prügeln, strafen) und gesalbet werden, daß ihnen der Kopf sausen und die Zähne davon klappern werden.

Die alten Griechen müssen mit dem Zungenhandwerk wohl haben umspringen können, maßen beim Valerius Maximus von Cynaeas, des Königs Pyrrhus Gesandten, sein Herr selber rühmt, sein Orator habe ihm mit seiner Beredsamkeit mehr Städte untertänig gemacht, als er, der König, mit all seinem Kriegsheer nicht bezwingen können. Vielleicht hat dieser solche Kunst, mit dem Zungenschwert zu siegen, von Meister Perikles gelernt, . . . denn der berühmte Zungenfecht- und Tanzmeister hat zum wenigsten ein unvergleichliches Meisterstück darinnen gemacht, daß, ob er gleich von Archidamus (König von Sparta) überwunden und aus dem Feld geschlagen worden, er ihn doch mit seiner Beredsamkeit dahin gebracht, daß derselbe gestehen müssen, Perikles habe ihn überwunden. Das heißt wohl (gut) auf der Maultrommel spielen können und andere

nach seiner Leier tanzen lernen (lehren). Aber wo sind alle diese wunderwürdigen alten und jungen, geistlichen und weltlichen Redemeister hin? Ihre Suada (Redegabe) ist verschwigt, ihre polierte Zunge verrostet, ihr honigreicher Mund verstimmt; ein jeder unter ihnen muß mit David klagen: Non est sermo in lingua mea, und heißt's, hieß es und wird's ferner heißen:

So wohl beredet als du bist,  
 So fäht dich doch des Todes Eist.  
 (Totenkapelle.)

Solang ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedete, eine aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predig macht (wie sie das Barockzeitalter wollte), da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann; ich hör ihm mit Lust zu usw. Wenn er aber einen scharfsen Ernst anfangt zu zeigen mit Paulo: O insensati Germani, o insensati Christiani!; wenn er anfängt, großen Herrn die Wahrheit zu sagen, sie sollen doch einmal die Brillen brauchen und nicht allzeit durch die Finger schauen; sie sollen doch mit der Justiz nicht umgehen wie mit einem Spinnweb, allwo die großen Vögel durchbrechen, die kleinen Mücken hangen bleiben; sie sollen doch nicht sein wie die Destillierkolben, welche aus den Blumen die letzten Tropfen herausaugen.... Wenn er die Wahrheit sagt den Gärtnern, daß sie gar oft den Garten säubern, aber das Gewissen lassen verwachsen und nichts mehr pflanzen als das Weinkräutl. Die Wahrheit den Wirten, daß sie gar oft Klein-Wein für Rhein-Wein, Eugenberger für Euettenberger ausgeben und öfters auch dem Tuchscherer in die Arbeit greifen (den Wein verschneiden!). Die Wahrheit den Bauern, daß sie sich zwar einfältig stellen, aber so ein-



fältig wie die Schweizerhosen, so 100 Falten haben. Wann er anfangt, die Wahrheit zu sagen den Kindern, daß sie den Passauerklingen nicht nacharten, dero beste Prob ist, wann sie sich biegen lassen; die Wahrheit dem Frauenzimmer (damals noch Kollektivbegriff), daß sie gar zuviel ziehen an den Schweif des Rocks, zu wenig um den Hals tragen. . . . Wann dergestalten der Prediger den Scharfhobel (andere Lesart: Straf-hobel) brauchen wird, wann er auf solche Weise wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerter; so bringt ihm solches Sagen Klagen: Inimicus factus sum dicens: Er verfeindet sich allenthalben. Sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirche still werden, bald lauter (nur) Quartier der alten Weiber werden; die Kirche wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt. An allen Orten wird man hören: was sey ich mich um den Prediger. Sic facta est veritas in aversionem — „So ist die Wahrheit zum Abscheu geworden“. (Judas der Erzscheim.)

### 8. Musif.

Salve! meine schöne Grammatica und Rhetorica. Servitor! meine schöne Logica und Arithmetica. Basio la man! [Küß' die Hand!] meine schöne Geometria und Astronomia; aber sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, löstliche, vornehme und angenehme Musica! Andere sind zwar freie Künste; du aber bist eine freie und fröhliche Kunst. Du bist eine Portion vom Himmel, du bist ein Abriß der ewigen Freuden; du bist ein Pflaster für die Melancholey. Du bist eine Versöhnung der Gemüter, du bist ein Sporn der Andacht, du bist ein Kleinod der Kirchen, du bist eine Arbeit der Engel, du bist eine Aufenthaltung

[conservatio = Aufrechterhaltung, Stütze] der Alten, du bist eine Ergöglichkeit der Jungen. (Etwas für alle.)

### 9. Was ist ein Papier?

Ein Papier ist ein Werkzeug der Gelehrten, ist ein Vorrat der Bücher. Ein Papier ist ein Hansrat der Kanzlei, ist ein Schatz der Schüler, eine Erhalterin der menschlichen Freundschaft; ein Papier ist der größte Nutz der Welt.

Mein Papier, wer sind, bekenne es recht, deine Eltern gewesen? Mein Vater, sagt es, war ein Lumpen, meine Mutter ein Sehen. — Von einem so schlechten Lumpengesind eine so herrliche Sach'!

(Geistlicher Kramerladen.)

### 10. Der Krieg.

Der Krieg ist eine Mutter alles Unheils. Nulla salus bello. In Kriegen, wo Mars und Bellona das Brautvolf, ist nichts als Übel zu finden: Zur Kriegszeit ist gar keine Fastnacht, wohl aber ein lauterer Aschermittwoch, weil alles in Asche gelegt wird. Zur Kriegszeit wird das Vieh hinweggetrieben, außer das Elendtier bleibt im Land. Zur Kriegszeit wird der Acker verwüstet, entgegen der Gottesacker angefüllt. Zur Kriegszeit wird alles Geld hinweggeraubt, außer Kopfstück (= 1. Geldstück mit einem Kopf im Bild, 2. = Kopfnuß) und Fersengeld, die bleiben selten aus. Zur Kriegszeit werden alle Lustgärten zerstört und bleibt nichts anderes stehen als die Schwertlilie. Zur Kriegszeit haben die Leute wenig Brocken zu essen, aber harte Brocken genug zu schlucken. Zur Kriegszeit findet man die Häuser leer mit Lebendigen, entgegen die Felder voll mit Toten. Zur Kriegszeit ist die Wassersucht in den Augen, die Schwindsucht im

Beutel, die Dürresucht im Leib, das Elend im Land und die Klag allerseits — zur Kriegszeit. Der vorher mit stattlichen Pferden versehen gewesen, muß mit einem hölzernen Handkleyper vorlieb nehmen. Der vorher in linden Federbetten gelegen, muß sich mit einem grünen Leilach (Betttuch) auf der Erde begnügen lassen. . . . Zur Kriegszeit, der zuvor war voller Traid ohne Leid, befindet sich nachmals voller Leid ohne Traid (Getreide).

### 11. Das Stadtleben.

In einer Stadt sind gemeiniglich schöne Häuser, aber oft schändliche Untugenden. In einer Stadt wird man sehen saubere Gassen, entgegen aber sehr viele Irrwege in Tugenden. In einer Stadt gibt es ein gutes Pflaster, aber selten ohne Laster. In einer Stadt ist ein großer Handel, aber meistens auch ein schlimmer Wandel. Eine Stadt ist mit Schanzen umgeben, und gemeiniglich schlägt man auch das Gewissen in die Schanz. In der Stadt findet man viel Handwerk und öfters auch viel Schandwerk. Daher haben sehr viele heilige und fromme Männer die Stadt verlassen und sich in die Wüste begeben, damit sie kein wüstes Leben führten; haben lieber ihre Wohnung gehabt unter den wilden Tieren als unter gar zu heimlichen Menschen. Daher der hl. Hilarius: Ich stehe weit sicherer bei Berg und Tal, zwischen Wald und Wildungen, sogar in Keichen (Kerkern) und Höhlen als in der Stadt.

#### b) Wichtigkeit des Erdenlebens.

### 12. Was ist die Welt?

Die Welt ist ein rechtes Spital voller kranker und bresthafter Leut. Ein mancher hat einen Zustand [was einem zugestoßen ist, besonders Übel, Krankheit] in den

fügen, weil er auf nichts Guts ausgeht, sondern seinen Nächsten in einen Schaden zu stürzen sucht. Mancher hat einen Zustand am Knie; denn er ist ein solcher tollsinniger Narr, bei dem die Sanftmut verbannisiert, und er will nur alles über die Knie abbrechen. Einer hat einen Zustand im Rücken, weil er die geringste Schmach nicht ertragen kann. Ein anderer hat einen Zustand auf der Brust, weil ihn das böse Gewissen stets drückt.

Mancher hat einen Zustand im Magen, weil er sogar das winzigste Stuchwörtl nit verfochen (verdauen) kann. Einer hat einen Zustand im Hals und kostet ihm nichts mehr als das Gurgelwasser von den Weinreben.

Ein anderer hat einen Zustand in den Zähnen, da er alles herauschwächt und nichts verbeißen kann. Gar viele sind, die da einen Zustand haben in der Nase; denn sie wollen in allen Dingen für nasenwitzige Doctores angesehen sein.

Es gibt nicht wenige, welche einen Zustand haben in den Augen, welche da ihren Feinden gar nicht verzeihen wollen, und es finden solche (die Feinde) nimmermehr ein gutes Auge (Blick) bei ihnen. Viele leiden am Haupt, umweilen sie ein Haupt und Obrigkeit, welche ihre Untertanen nicht nach Gebühr traktiert. Sehr viele gibt's, welche einen üblen Zustand haben an den Händen: sie haben unbewegliche Hände wie jener (arme) Tropyf, der von Christo ist kuriert worden; haben Händ, die sie nicht können ausstrecken, absonderlich nicht zum Almofengeben. (Auf, auf, ihr Christen!)



Wohl recht fangt das Wörtl Welt mit dem Buchstaben W an, da es mit lauter W angefüllt: W Welt, W Wald, W Welt, W Wachs. . . .

Die Welt ist ein Wald, in welchem einer leicht unter die Mörder geraten kann, wie jener Reisende von Jerusalem nach Jericho.

Die Welt ist ein Wachs, da alles in der Welt zergänglich: die Macht eines Nabuchodonosor war groß, aber zergänglich, maßen er vom Thron gestoßen worden.

Die Welt ist ein Weg, aber ein Irrweg; das hat erfahren Salomon, welcher der Allerweiseste gewesen, gleichwohl schließlich irrgangen, so daß man auch an seiner Seligkeit zweifelt.

Die Welt ist ein Wein, der aber zu Essig wird; das hat erfahren der Aman, solange er beim König Assuerus in großen Ehren gestanden, jäh aber am lichten Galgen gehängt worden, der ihm sauer genug angekommen.

Die Welt ist ein Wild, welches sehr viel zerreißt, und solches ist wahrhafter, als was die Brüder des Joseph haben vorgegeben: fera pessima, ein wildes Tier habe ihn zerrissen.

Die Welt ist ein Wind, welcher ganz unverhofft dem Menschen das Licht auslöscht; solches war zu sehen bei dem Holofernes, welcher ehender den Kopf als den Kausch verloren.

Die Welt ist ein Wolf, welcher immerfort ein Lämbel hinwegträgt; das sieht man allhier zu Wien, wenn man nur täglich das Diarium (Zeitung) liest.

Die Welt ist eine Wäsch; aber da heißt es: wasch mir den Pelz und mache mir ihn nicht naß; denn da ist das Halten und Versprechen soweit entlegen wie Burkhäusen von Burgund.

Die Welt ist ein Wurm, welcher weit ehender alle Wollüsten abzehrt als jener Wurm, der dem Jonas seine Kürbisblätter abgefressen.

Die Welt ist endlich ein Wust, und wer sich da nicht besudlet, ist fast ein so groß Wunderwerk, als jenes gewesen, wie die drei Knaben in dem babylonischen Ofen unverfehrt geblieben. (Geistlicher Kramerladen.)

Das Buch der Weisheit Kapitel 2 sagt, daß eines Menschen Leben gleich sei dem Nebel, und gar recht; denn das Wort Nebel, wenn es zurückgelesen wird, nicht anders lautet als Leben. *Transibit vita tamquam vestigium nubis et sicut nebula dissolvetur* — „Unser Leben wird vorüberfahren wie die Fußstapfen einer Wolke und zergehen wie der Nebel“. Wie zergänglich der Nebel, weiß ja jedermann; wie kurz und flüchtig unser Leben auf Erden, erfährt auch jedermann. . . . Niemand bilde sich ein langes Leben ein, da der Job sagt: *Breves dies hominis* — „Des Menschen Tag sind kurz“.

Bist du so schön als Absalon, so bist du doch ein Mensch. Bist du so stark als Samson, so bist du doch ein Mensch. Bist du so reich als Krösus, so bist du doch ein Mensch. Bist du so weise als Salomon, so bist du doch ein Mensch und darum nicht sicher eines Augenblicks, daß dir nicht Gott den Lebensfaden abschneide. Daher soll dir allzeit ein Nebel vor den Augen sein.

### 13. Weltliebe.

Kindisch sind alle diejenigen, welche „ein Roß um eine Pfeife geben“; kindisch ist es, wenn man ein Buch um einen alten Schuh gibt. . . ; kindisch und aber kindisch, wenn man eine eitle und kurz währende Wollust um die ewigen Freuden verschwendet. . . . Narren sind alle dieselbigen, welche nichts fürchten. Also Seneca, *Epist. 30: Mente lapsi non timent mortem* — „Die keinen

Verstand haben, fürchten den Tod nicht". Die größten Narren, welche das ewige Feuer nicht fürchten; Narren und über Narren, welche ohne Furcht Gottes leben. Doch gibt es viele dergleichen in der Welt. Abgeschmackt sind auch alle dieselbigen, welche sich also verlieben in die öde und schnöde Welt, dero Speisen weder gesalzen noch geschmalzen und dero Freud allzeit etwas Widerwärtiges in sich hält. . . . Einem Geizhals ist das zusammengeraspelte Geld eine sondere Freud; aber sieh, dieser Braten ist gleichwohl gespickt mit vielen Sorgen und Kümmernissen, und indem die Vigilien (Nachtwachen) der Heiligen nützlich, so bringet ihn doch seine Vigil zum Teufel. Bleibt demnach gänzlich dabei, daß die Welt sittenhalber in vielen Dingen kindisch, närrisch und abgeschmackt sei.

Mithin befehle ich mich Gott  
Und laß der Welt über ihren Spott.

Die Weltfreundschaft gleicht den Schwalben, welche die ganze Sommerszeit in unsern Häusern ihre Lofamenter (logement) nehmen, auch früh und spät ihren Gesang, so vielmehr eine Schwatzerei ist, vor unsern Fenstern hören lassen. Sobald aber der Oktober anklopft und allgemach die Kühle herbeinahet, da fliegen sie, unbegrüßter (ungeachtet) des Hauswirts, hinweg in andere Länder und lassen nichts als ein kotiges Nest nach sich. Nicht anders sind die Weltfreunde, welche dich unaufhörlich lieben und loben, ja solang tausenderlei lachende Gesichter, winkende Augen, freundliche Ja, erbietige Dienste, Komplimentvolle Hände zeigen, wie bei dir ein guter Wind, wie lang deine Kisten und Kasten voll sind und dich das günstige Glück anlachtet. Sobald es aber anfängt, kühl herzugehen, und die Not bei der Tafel sitzt, die Armut das Wams

flücht, die Trübsal beim Fenster ausschaut und das Elend des Corwartels Amt vertritt, so fliegen diese Freund wie die Schwalben hinweg und zergehen wie das Salz im Wasser, und verschwinden wie der Schatten an der Sonnenuhr, wenn's Abend ist. (Merk's Wien.)

Bei der Welt gilt oft mehr ein Pfund Gunst als ein Zentner Kunst. Daß man die Knöpf meistens zu höchst auf ein Gebäu setzet, gehet noch hin, dienen sie doch etwan als Zierd; aber wenn grobe und ungeschickte Knöpf zu hohen Ämtern erhoben werden, da ist es dem gemeinen Wesen (Gemeinwohl, Staat) allzeit schädlich. . . . Bei ungelehrten Strohköpfen findet man selten etwas Gutes; daher ist höchst zu bedauern, daß oft rechtschaffene Leute das Kürzere ziehen und die Esel den Vorzug gewinnen. Der leere Brunnen-ampfer (Eimer) steigt in die Höhe, und der angefüllte bleibt in der Niedere. Mancher Gesell, der ganz leer im Kopf, erhält eine Dignität (Würde); der Weise bleibt hinter der Thür.

#### 14. Was ist der Mensch?

Ein lauterer Bettler bist du, Mensch. Deine Kappe hast genommen von dem Marder; deinen Pelz hast genommen von den Fuchsen; deinen wollenen Rock hast genommen von dem Lämbel; dein Hemmet hast genommen von dem Flachs der Erde; deine Strümpf hast genommen von den Seidenwürm; deine Schuh hast genommen von dem Ochsen. Wann du einem jeden solltest erstatten, was sein ist, so würdest du dastehen wie eine gerupfte Gans.

Ein elender Tropf bist du, Mensch, absonderlich wegen deines Lebens, welches sich so großer Beständig-



feit zu rühmen hat wie der Butter an der Sonne. Schau die Luft an, dort ist der Nebel, so bald halt bald fällt: ein Konterfei deines Lebens. Schau das Wasser an, dort sind die Blasen, welche bald stehen, bald vergehen: ein Ebenbild deines Lebens. Schau das Feuer an, dort ist der aufsteigende Rauch, welcher bald satt, bald matt: eine Kopie deines Lebens. Schau die Erde an, dort ist die Rose, welche bald rot, bald tot: ein Abriß deines Lebens. Sterben ist dir gewiß, frag den Adam; frag den Lamech, welcher 777 Jahr gelebt, wo sie sind, wie sie sind, wer sie sind? So wirst du finden, daß all dero Leiber eine Handvoll Asche. Nimm solche anstatt des stolzen Haarpulvers, streue sie auf deinen stolzen Strobelkopf und gedenke, daß du in gleichen Model wirst gegossen werden; denn sterben ist dir gewiß.

Alexander Magnus, ein mächtiger Prachthans, Saladin, ein greulicher Eisenfresser, Tarquinius, ein großer Hahn im Korb, Pompejus, ein trefflicher Grillenvogt, Hannibal, ein heißiger Kettenhund, Xerxes, ein mächtiger Federfechter, sind mit all ihrer Macht in Ohnmacht gefallen, und es ist nichts übrig von ihnen als Fuit, „er ist gewesen“. Mit harter Müh ist ein Bein (Knochen) von ihnen zu finden, womit ein Gassenbub eine Haselnuß kann aufklopfen. Das wird dir auch geschehen: sterben ist dir gewiß.

Diejenigen Kandelberger (Bierkannenliebhaber), welche nach viel Rundtrinken, Grundtrinken, Pfundtrinken und Schlundtrinken das obere Zimmer also eindämpfen, daß ihnen der Verstand auf Stelzen geht und sie den Bachzuber für einen Pudelhund ansehen, diese halten sich emsig an der Wand, damit sie ihren weingrünen Schädel nicht umwerfen; denn sie klagen, es gehe alles mit ihnen um und um. Es wäre zu wünschen, es hätte aus der viehischen Völlerei ein jeder

den Gedanken, als gehe alles um und um und nichts sei beständig auf der Welt, absonderlich das menschliche Leben. (Große Totenbruderschaft.)

\* \* \*

Was für eine edle und köstliche Kreatur ist der Mensch, weil er Vernunft halber so weit von den Bestien unterschieden; eine Kreatur, welche gleichsam einen Teil und Portion hat von der Gottheit; eine Kreatur, welche nächstens zur Hochzeit der Engel zieht; eine Kreatur, woraus schier wie aus einem Spiegel das Bildnis Gottes hervorblickt. Und es läßt sich gleichwohl der Mensch von dem allgemeinen Widersacher betören, daß er sich in ein Vieh verwandelt, und schämt sich auf solche Weise seines göttlichen Ebenbildes. Es ist zwar (wahrlich) nichts Neues, daß sich der Mensch ohne Zauberin in eine Bestie verwandelt. Was ist der Unzüchtige anders als ein Schwein, so stets in Wust und Unflath herumwühlet? Was ist der Neidige anders als ein Hund, welcher seinem Nächsten nichts gönnt? Was ist der Zornige anders als ein Basilisk, welcher immerfort voller Gift steckt? Was ist der Hoffärtige anders als ein Pfau, der sich seiner Gestalt übernimmt? Was ist der Gefräßige anders als ein Wolf, der zu aller Zeit trachtet nach dem Fraß? Aber glaub du mir, der Himmel ist gebaut nit für die Gans, noch weniger für dergleichen Tiere.

\* \* \*

Mein Gott, was ist doch der Mensch, wie ist doch der Mensch, wer ist doch der Mensch?

Der Mensch ist ein Gras, das nicht lang steht; ein Schatten, der bald vergeht.

Der Mensch ist ein Schaum, der bald abfließt; eine Blume, die bald abschießt.

Der Mensch ist ein Rauch, der nicht lang währt;  
ein Feuer, das sich selbst verzehrt.

Der Mensch ist ein Blatt, das bald abfällt; ein  
Glockenton, der bald verhallt.

Der Mensch ist ein Fluß, der geschwind abrinnt;  
eine Kerze, die bald verbrinnt.

Der Mensch ist wankelmütig wie Aprilwetter und  
unbeständig wie Rosenblätter.

Der Mensch ist wie eine Sonn, die geht bald  
auf bald ab. Heut ist er wohl auf, morgen schabab  
(dahin).

Der Mensch ist bald hübsch, bald rot, auch bald  
darauf bleich und tot.

Der Mensch ist bald schön und reich, auch bald  
ungefähr (plötzlich) eine Totenleich.

Der Mensch ist alles Unglücks Spiel und aller Ge-  
fahren gemeines Ziel.

Der Mensch ist ein Spiegel aller Eitelkeit, eine Ein-  
kehr aller Verächtlichkeit.

Obwohl der Mensch ist ein Gras, ein Schatten, ein  
Schaum, bald hübsch, bald rot, bald bleich, bald tot,  
bald schön, bald reich, bald eine Totenleich usw. —  
nichtsdestoweniger wäre zu wünschen, er wäre ein Fisch.  
Ein Fisch, aber nicht wie jener Meerfisch mit Namen  
Polypus, welcher die Farb eines jeden Felsens, wo er  
sich anhängt, an sich nimmt — dieser ist ein eigent-  
liches Sinnbild eines Schmeichlers, der allerhand Fuchs-  
zepter von Plazenza (Piacenza, von piacere = gefallen)  
bringt. Zu wünschen ist, daß die Leut wären wie die  
Fisch; aber nicht wie jener Fisch, welcher die Gestalt eines  
Bischofs hat, darum er auch (ital.) Descovo genannt  
wird, aber er sieht nur also aus und ist's nicht —  
habet speciem, non virtutem. Also ist auch mancher  
innerlich anderst, als er sich äußerlich zeigt. Zu wünschen  
wäre, daß viele Leute sollten sein wie die Fisch, nicht

aber wie jener Fisch, so da genennet wird porcus marinus, Meerschwein, welcher Fisch nur sucht, wie er kann feist und fett werden. Große Abgötter (Götzen-dienner) sind dieselben, quorum Deus venter est, die ihren Bauch für einen Gott halten, indem solcher mehr sollte ein Kot als ein Gott genennet werden . . .

(Wohlangefüllter Weinkeller.)

### 15. Des Menschen Leib.

Ein schönes, holdseliges, wohlgebildetes Angesicht, das wird in höchstem Preis und größtem Wert gehalten.

Wann die goldene Sonn von unserem Horizont das Valet (Abschied) nimmt und auf ihrem feurigen Wagen die hellen Strahlen auf der Post in die andere Welt führet, so lesen wir auf ihrem Rücken nichts als „Gute Nacht!“ Da hängen die gesamten Blumen das Maul aus lauter Melancholey; da trauern die verwaissten Gräsl und Wäsl (Wasen), daß man morgens die nassen Tränen auf ihren Wangen findet, und bei solcher nächtlicher Weil flodern (flattern) die Zeisel in ihre Holderstauden (Holunder), die sinken auf ihre Kirschbäumer, die Troschl (Drosseln) auf ihre Dornhecken, die Häher auf ihre Eichbäumer, die Lerchen auf ihre Traidbuschen (Getreidebüschel), die Spazzen in ihre Diebsnester, und es pausieren folgsam alle Vögel mit ihrer Musik. Sobald aber die schöne Morgenröt mit ihrem liebreichen Antlitz die Welt grüßet und sich mit ihren rothfärbigen Wangen und schamroter Stirn sehen laßt, alsobald lassen sich die Vögel haufenweis, pauschweis, geschwaderweis, scharweis sehen und ihren Weltmut (Übermut) hören usw.

Also auch, wann sich ein ungestaltes Angesicht, ein finstres und dunkles Nachtstück, eine Stümplerei der

Natur, mit einem Wort, wann ein schändliches (häßliches) Weib sich sehen laßt, da ist alles still, alle Freuden machen Feierabend, Lust und Gult singt den Kehraus. So sich aber eine schöne Morgenröt sehen läßt, eine schöne Aurora, eine wohlgestaltete Theodora, eine hübsche Signora, eine holdselige Pandora, was Vögel zeigen sich nit? was Erzvögel sieht man nicht, die sich da hören lassen, Zeremonien schneiden, Basalaman (Basio la man = Küß die Hand!) schnitzlen, Servitien (Dienste) anerbieten und tausenderlei Komplimente verkaufen. O ihr verblendeten Goldkäfer! Wie schätzt ihr so hoch eine unbeständige Rose, dero Purpurwangen so augenblicklich abschießen! O ihr verwirrten Nachtkäfer!

\* \* \*

Weil uns stündlich von dieser Kotbutten (Bütte) ein Reif abspringt, so ist es eine 1000 Narrenschellen würdige (werte) Torheit, mit dem so krüppelsüchtigen Leib zu stolzieren. Was ist dein und mein Leib anders als eine schwachgestimmte Laute, worauf alle Krankheiten schlagen und sich kein anderer Klang als das Auweh! hören lassen? Der menschliche Leib ist ein aufgezeichneter Kampfplatz, auf dem die vier Elemente durch steten Zank und Kaufhandel streiten. Eine Geiß ist dem Fieber unterworfen, ein Schaf der Pest . . . usw., aber du Mensch allen Krankheiten. Erwäge doch ein wenig, wie sehr der menschliche Leib von den Krankheiten zermartert wird.

\* \* \*

Siehe, dort in einem weiten Sessel hocket ein Podagraischer mit gebogenem Leib wie ein halb zusammengelegtes Taschenmesser. Die Hand und Fuß sind ihm

mit Lumpen und Sezen eingefätscht wie die Zigeunerfinder. Es liegen die Polster und Kissen um ihn herum zerstreut, als sollten junge Federbetten wachsen. Die Händ sind mit Beulen und Tiplen (Tüpfelchen) überhäuft, wie im April die Wiesen mit Scheerhäufen (Maulwurfshäufen). Die Finger machen dergestalten frumme Sprünge, daß sogar der Daumen zu dem Ohrensinger (der kleine Finger, französisch auriculaire) in die Nachbarschaft kommt. Die Füß hangen so dick herab, daß deren Strümpf auch dem Rhodischen Koloß nicht zu eng wären. Die Schmerzen sind dergestalten groß, daß der armselige Tropf singt wie die Wölfe um Lichtmeß. Es sieht ihn, als hätte er lauter Nadelmacher zu Inwohnern. Kann denn was elender sein?  
(Gack, Gack.)

### 16. Das Grab.

Kommt her, ihr Weltaffen, ihr Gesichternarren, ihr Venusgenossen, geht mit mir an unterschiedliche Orte zu Wien, allwo große Gruben mit vielen tausend toten Körpern angefüllt, schaut ein wenig dasjenige an, was ihr habt angebetet, vor dem ihr vielfältige Zeremonien geschnitten, dem ihr habt mehr geschmeichelt, als die ägyptischen Kagen im Brauche haben, mit dem ihr in die Lustgarten gefahren und allda in der kühlen Grotte bei klarem Wasser ein trübes Gewissen davontragen, die ihr oft mit roten Röcken und Kleidern versehen und dafür das Weiße ausgezogen; schaut diejenige, die euch um Schaf und Schlaf, um Ruh und Ruh, um Wissen und Gewissen gebracht hat. Geht her, schaut recht in die Gruben, darin viel tausend liegen! Dort liegt die, die dich mit ihren gekrausten Haarlocken gleichsam verzaubert hat. Jetzt sind diese Lausstauden nicht mehr von der Bisamschachtel eingepulvert, sondern vor Roß und Eiter picken sie zusammen wie die er-

härteten Firnispenibsel. Sieh dort diejenige, die mit ihren magnetischen Augen dein Herz angezogen, mit Augen, deren Klarheit du über Diamant erhoben: nunmehr stecken selbe in dem Kopfe vertieft und sind nichts als ausgehöhlte Wurmmester. Weg mit dem Schnupftüchel von der Nasen, damit du besser sehen könntest diejenige, deren Rosen in den Wangen dich oft zu einem Goldkäfer hatten. Geht weiter mit mir, da ist eine andere Grube, darinnen viel tausend Menschen nicht anders liegen als wie das eingeschlagene Wildbret in dem Jag — mit dem Unterschiede, daß anstatt Salz der ungelöschte Kalk verwendet wurde. Sieh, dort liegt dieselbe, deren rote Lippen dir über Zuckermandel gewesen — nunmehr hat der ungelöschte Kalk dieses Leckerbissel verzehrt, daß anjeho die Zähne hervorblecken, wie einem knurrenden Hund an der Kette. Kommt herzu, schaut dasjenige, was euch betört, was euch verzückt, was euch ergötzt, was euch erfreut hat — jezt ist alles eine stinkende Ollapotrida (Ragout), ein Haufen Mist, eine Versammlung Kots, ein Köder der Wärm, ein grausliches Eiterwesen, eine Zusammenrottung des Unflats. . . . Nehmt ein einziges Tüchel voll dieses Gestankes, tragt's mit euch nach Hause und betrachtet, was das ist, um solches Pfui ewig leiden, ewig, ewig! O ewig! Gedenke, wie es manchem solchen Grindschüppel um das Herz ist, der in deinen Armen gelegen und nunmehr leidet in dem höllischen Pechstrudel! O, was würde für Buß ergreifen eine solche elende Tröpsin, wenn ihr noch ein Ausgang würde gestattet werden — ist aber umsonst . . . ewig, ewig, ewig! O ewig! Ewig immer! Ewig nimmer! Nimmer heraus auf ewig! Immer darinnen auf ewig! . . .

(Merk's Wien.)

## II. Einzelne Stände und Lebensalter.

### a) Hoch und Nieder.

#### 17. Das Hofleben.

Betrachte jemand einen, der zu Hof sein Fortun suchet, was Arbeit er nur habe. Er muß sein wie ein Hund, der fast einem jeden die Braten gibt. Er muß sein wie eine Katz, so eine ganze Nacht vor dem Mausloch Schildwach steht. Er muß sein wie ein Hahn auf dem Turm, so sich auf alle Seiten zu wenden weiß. Er muß sein wie eine Passauer Klinge, die durch lauter Bücken und Biegen ihre Probe zeigt. Er muß sein wie ein Haar oder Flachs, der immerzu sich muß durch die Hechel ziehen lassen. Er muß sein wie ein Schütz, der da gar oft muß ein Auge zutun, wenn er treffen will. Er muß bald lachen, bald wachen. Er muß bald sitzen, bald schwitzen. . . . Er muß bald borgen, bald sorgen. Er muß bald stuzen (betroffen schweigen), bald schmuzen (schmunzeln). Er ist zwar Hofmann, aber zugleich Bürger in der Stadt Leiden, denn das Leiden kann er nicht meiden. Er leidet, wo? In den Augen; absonderlich wann er sieht, daß ihm einer vorgezogen wird. Er leidet, wo? An der Nase; denn man sagt ihm oft etwas, daß er wohl daran zu schmecken hat. Er leidet, wo? In den Ohren; denn er gar vielmals etwas höret und sich gleichwohl stellen muß, als höre er's nicht. Er leidet, wo? Am Maul; denn er selbes gar oft wider seinen Willen halten muß. Er leidet, wo? Am Hals; denn er vielmalen grobe Brocken zu schlucken hat. Er leidet, wo? An Händen; denn er ziemlich muß in Beutel greifen und ist doch sein Gepend (Spende) kein Almosen. Er leidet, wo? An Achseln; denn er stets auf beiden tragen muß. Er leidet, wo? An Knien; denn bei ihm außer der Fasten



auch das *Flectamus genua* im Brauch ist. Er leidet, wo? An Füßen; denn er mehr mit denselben scharren muß als eine Henne auf dem Misthaufen (vgl. Kratzfüße machen!) zc. Endlich nach langer Zeit wird all seine Mühe, Arbeit, Fleiß, Sorgen, Wachsamkeit, Unkosten mit einem Spott bezahlt (vgl. spottwohlfeil) und er löst aus allen seinen Waren ein Kinderspielzeug).  
(Etwas für alle.)

Einer hat sich lang bei einem fürstlichen Hof aufgehoben und stets um ein Amt gebuhlt, wurde aber allzeit mit der Antwort abgefertigt: „Geduldet Euch; wir bleiben Euch mit Gnaden gewogen.“ Nach geraumer Zeit nahm dieser Edelmann eine Katz und sperrte selbe in eine Truhe, bohrte zugleich etliche Löcher in den Deckel, damit sie Luft schöpfen möchte. So oft nun die Katz aus Hunger geschrieen, antwortete er: „Liebes Käzlein, ich bleibe dir in Gnaden gewogen.“ Dieses aber wahrte so lang, bis die Katz vor Hunger gestorben. Als der Edelmann in der Folge sich mehrmals bei seinem Fürsten angemeldet und die vorige Antwort bekommen, da sagte er: „Gnädigster Fürst und Herr, davon ist meine Katz gestorben.“ Als er nun auf Begehren solches dem Fürsten erläutert, mußte er von Herzen lachen und gab ihm einen guten Dienst, welchen er sonst schwerlich bekommen hätte.

Zuweilen kommt man bei fürstlichen Höfen durch die Narrheit besser fort als durch die Verdienste.

## 18. Die Obrigkeit.

Obschon Gott hohe Landregenten in große Dignität und Würde gesetzt, so müssen sie doch derenthalten nicht so aufgeblasen sein, sondern gedenken, daß sie eben-

falls Menschen sind, gleich andern von vier Elementen zusammengepappt und folgsam leibshalber nicht besser als der mindeste Bettler. Eine fliege oder Mücke sitzt so feck dem König auf die Stirn als einem gemeinen Ackermann; so verschonet auch der Wind so wenig den Purpurmantel des Gekrönten wie die geslickte Joppe des Bauern. Es fällt der Schnee sowohl auf den Palast als auf ein armes Strohdach. Die Krankheiten findet man nicht allein im Spital, sondern auch zu Hof; außer daß man sie da mit seidenen Decken, dort aber mit rauhen Kozen (vgl. Kofköße = Pferddecke) zu hüllen pflegt. So haben auch die höchsten Gebieter auf Erden keine *Salva Guardia* (*sauve-garde*, frz. = freies Geleit) vor dem Tod. Die Rosen verwelken sowohl als die gemeinen Kornblumen. Die Krone ist beim Tode so wenig privilegiert wie eine schlechte (= schlichte) Schmeerkappe. Der König im Kegelspiel wird nicht weniger gestochen wie ein Gemeiner. Den guldenen Zepter reißet der Tod sobald aus den Händen wie einen knoperten (knorrig) Hirtenstab. In Summa: sie sind ebenfalls wie andere: elende, sterbliche Menschen; darum Christus der Herr im Evangelio das Himmelreich verglichen einem Menschenkönig: *Simile est regnum coelorum homini regi*; wessenthalben sie sattsame Ursache haben, der Demut nicht zu vergessen, in Erwägung, daß der Höchste nichts mehr hasset als den Hochmut und dergleichen stolze Federhanssen (Hochmutsnarren, die stolz auf Helmbusch, Hutfeder sind) meistens pflege zu rupfen, wie da widerfahren dem Nabuchodonosor, dem Antiocho (II), dem Diokletian, dem Caligula zc., welche aus Hoch- und Übermut für Gott haben wollen gehalten werden; sind aber aus Götter Fretter (Pfuscher) geworden.

Wen man soll Herr und Edler nennen,  
Der muß zuvor in sich erkennen,

Ob er kein Easlerknecht nicht sei.  
 Nur Adler herrschen, nicht die Eulen.  
 Die Herrschaft ohne Tugendssäulen  
 Ist eine güldne Sflaverei. (Etwas für alle.)

Ein Land wird erhalten durch die Gerechtigkeit. Wo man das Böse nicht straft, da ist nichts Gutes zu hoffen. Ein Land ist ein Garten; wenn in diesem keine Schwertlilien wachsen, so wird eine Menge Unkraut hervorschießen. Ein Glück bringt der Strick, woran die Diebe gehängt werden. Ein Regent muß sein wie ein Laßkopf (Aderlaßinstrument), womit durch das Schröpfen das böse Blut ausgezogen wird. Wenn der Himmel blizt und donnert, da wird die Erde mehr fruchtbar. Wenn die Gerechtigkeit mit gebührender Schärfe erscheint, da wird man alles Gute im Land zu hoffen haben.

Obrigkeiten und Vorsteher sollen ihre Untergebenen wegen eines und andern Fehlers nicht wie ein feuer-speiender Vesuvius anfahren mit rauhen, groben und ungeschlachten Worten, sondern dieselben mit Manier und Freundlichkeit, durch glimpfliche Ermahnungen wiederum auf den rechten Weg leiten; auch sollen sie die Gemüther und Herzen einnehmen, wie Josue die Stadt Jericho, welche nicht durch scharfe Waffen, sondern mit lieblichem Posaunenschall erobert worden.

Man soll sein mit den Bauern umgehen wie die Bienen oder Immen mit den Blumen, aus welchen sie zwar etwas saugen; aber sie lassen die Blum noch in ihrem Stand. Der Hanon hat den Gesandten des David die Bärt nur halb und halb geschoren. Wenn man mit den Bauern also täte verfahren, wäre es fast noch leidentlich.

Es ist in aller Wahrheit die Sanftmut eine sehr lobwürdige Tugend, welche vörderst den Obrigkeiten und Vorstehern wohl anständig. Nichts Ungeformters kann sein, als wenn eine Obrigkeit über die geringsten Fehler der Untergebenen sich ergrimmet, die Augen aufreißet, als hätte er ein halb Duzend Holzäpfel gefressen, die Stirn zusammenrunzelt wie ein Hackbrettel, die Nase rumpfet wie ein Kettenhund, wenn er einen Schmalzbettler erblicket, mit dem Maul blöcket, als wäre er eine Beißzang, mit den Zähnen firret wie eine Schlosserfeile und nicht anders ausseheth als wie ein feuerspeiender Berg. Ein solcher taugt nicht allein für keinen Vorsteher, sondern verdienet nicht einmal den Namen eines Christen; zumalen er seiner so groben Sitten halber Christo völlig zuwider, massen dieser der Allermildeste und Sanftmütigste gewesen auf Erden, dahero billig von Johannes einem Lamm verglichen worden.

### 19. Nur Tugend adelt.

Vernehmet, ihr hoch- und wohlgebornen Herren und Frauen (die ihr des Glaubens seid, daß ihr von weit besserem Extract als die gemeinen Menschen, die ihr meistens nur Kanallien nennet), was der heilige Vater Augustinus ausspricht: „Außer den Mitteln und Reichthümern sind diejenigen armen Leut, so von den Reichen ein Almosen begehren, so gut als dieselben, von denen sie es begehren“ (Serm. de verb. Dom.). Merkt es wohl, von der Leimgrube (Lehmgrube), aus der Gott den Adam formiert, sind auch die Edelleute, und als Adam ackerte und Eva spann, wer war damall ein Edelmann? Es ist der arme Mann so wohl zu Gottes Ebenbild erschaffen wie der Edelmann. Es ist auch dieser den Mühseligkeiten so gut unterworfen als der Arme. So findet man auch nicht, daß ein Edelmann habe Balsam oder Bisam geschwitzet.

Große Herren pflegen gemeiniglich aufgeblasen zu sein; aber Gott machet hierin keinen Unterschied und erwäget allein die Verdienste und nicht den Stand.



Es schreibt sich manche Angelika von Keuschowitz, hat aber mehr Saublumen (Name für Löwenzahn) als Narzissen in ihrem Gewissen. Was nützt's? Es rühmet sich manche, sie sei bei Hof erzogen, ihre Gebärden sind unterdessen von Knittelfeld. Was nützt's? Es überhebt sich manche wegen ihrer hochadeligen Voreltern: wenn aber die Eltern gesehen haben und die Tochter blind ist. Was nützt's? Es führt manche ein keusches Täublein in ihrem Geschlechtswappen, ist aber ein unflätiges Rabenaas, welches sich nur bei st . . . Mistfinken aufhält. Was nützt's? Die Tugend allein, die ziert; die Tugend nobilitiert (adelt), die Tugend triumphiert und ist der beste Adelsbrief.

## b) Reich und Arm.

### 20. Die Reichen.

Ist es denn möglich, ihr Reichen, daß ihr mit trockenen Augen das Elend der armen Witwen und Waisen mit ansehen könnt und ihnen nicht zu Hilfe kommt? Ihr habt manchmal so viele Kleider wie feiertage im Jahr, und der Arme kann seinen bloßen Leib nicht bedecken. Eure Hunde naschen die besten Bissen, und der Arme hat nicht genug trockenes Brot. Ganze Beutel Geld gehen oft drauf beim Spielen, und für die Armen ist nicht ein Kreuzer vorhanden. Für Komödie und Gaukelspiel mangeln die Unkosten niemals, und für die Hände der Bedürftigen ist fast nichts vorhanden. Kostbare Paläste und Häuser laßt ihr aufrichten, der Arme hat oft nicht ein Dach, worunter er liegen kann. Wenn

ihr nun in einem so elenden Stand wäret wie dieser oder jener arme Tropf, so würdet ihr ja wünschen, daß man euch helfe. Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun sollen, das tut ihnen auch, sind die Worte Christi. (Weinkeller.)

Wenn jemand auch einen untadelhaften Wandel führet und keinem andern Easter ergeben, so ist es schon genug zur Verdammnis, so er große Reichthümer besitzt und anbei der Armen vergift. Wenn ein Kavalier ein Pferd kauft um 1000 Dukaten und gibt den Armen nichts, glaub du mir, dieser reitet auf solchem Pferd den geraden Weg der Hölle zu. Wenn einer einen Palast bauet um 100 000 Gulden und entgegen die Armen sind ihm lauter Nulla, glaub du mir, dieser ist unter die Zahl der Seligen nicht zu rechnen. Ist jemand, der immerfort überherrliche Mahlzeiten haltet und gibt den Armen nichts, glaub du mir, dieser wird zu dem ewigen Abendmahl nicht gelangen.

### 21. Die größte Herrschaft auf der Welt.

Etwas Verwunderliches und etwas Befunderliches, etwas Gelehrtes und etwas Bewährtes ist zu lesen in dem dritten Buch Esdras am 3. Kapitel (apokryph). Als nämlich der König Darius ein überaus prächtiges Gastmahl zugerichtet und da er sich nach vollendeter Mahlzeit schlafen gelegt, da haben drei Jüngling jedweder eine versiegelte Frag unter des Königs Hauptkissen gelegt, welches unter allem das Stärkste sei, der Wein oder der König oder die Weiber oder die Wahrheit. Als nun der König ermunterte (erwachte), da ließ er alle seine Regenten und Fürsten wie auch die Edeln des Landes zusammenrufen und über diese Fragen Rat halten.

Einer mit einem ziemlich kupfernen Gesicht sagte, das Stärkste wäre der Wein; denn er überwältigt alle Menschen, die ihn trinken. Er verführt das Gemüth, macht die Weisen und Könige üppig; er benimmt ihnen allen Verstand und macht durch die Trunkenheit, daß sie vergessen aller brüderlichen Treu, ergreifen das Schwert. Wenn sie dann von dem Wein niedergelegt sind und wieder aufstehen, wissen sie nicht, was sie getan haben.

Der andere, welcher ein guter Politiker und Hofschmeichler war, sprach, der König sei noch stärker, sintemal der König über alle. Er schicket die Seinigen in den Krieg, welche Berg, Mauern und Turm über den Haufen werfen. Die andern bringen dem König Schatzung (Steuer). Wenn der einzige König befiehlt zu töten, so tötet man; heißt er nachlassen, so läßt man nach, und alles gemeine Volk samt den Mächtigen lebt unter seinem Gehorsam.

Der Dritte, ein Weibernarr, beteuerte hoch und teuer, die Weiber wären die Stärksten, fing darauf seinen Vortrag zu probieren an, wie die Weiber den König und alles Volk geboren und erzogen. Die Menschen mögen nicht abge sondert werden von den Weibern. So sie Gold und Silber zusammensammeln und alle kostbaren Dinge und sehen ein wohlgestaltetes, hübsches Weib, so verlassen sie das alles und werfen die Augen allein auf das Weib, vergaffen sich in sie. Des Weibes Schönheit reizet mehr als Silber und Gold. Der Mensch verläßt auch Vater und Mutter, die ihn erzogen haben, und hängt dem Weibe an.

Endlich kam der vierte Ratgeber und fing an zu reden; wie daß die Wahrheit das Allerstärkste wäre, bekannte mithin öffentlich: Der Wein ist ungerecht, ungerecht ist der König, ungerecht die Weiber; die Wahrheit aber bleibt und ist stark in Ewigkeit. Der

gute Mann hat sich wohl kein Blatt vor den Mund genommen. Sollte aber einer jehiger Zeit solches sagen, o wie würde man ihm nicht bald mitsamt der Wahrheit die Tür weisen; denn zu jehiger Zeit ist nichts schwächer als die Wahrheit.

Ich lasse einen jeden aus diesen Fragen das Beste nehmen und meinerwegen den Schluß machen, wie es einem jeden beliebt; ich für meinen Teil sage, daß das Stärkste auf der Welt das Geld sei.

Das Geld richt' alles, das Geld schlicht' alles; das Geld bind't alles, das Geld überwind't alles; das Geld erkauft alles, das Geld promoviert alles; das Geld wend't alles, das Geld verblind't alles. *Omni potantui dominans.* Mit einem Wort: das Geld beherrscht und regiert alles. Das Geld ist über alle Monarchen, über alle Waffen, über alle Festungen, wie der König Alphonsus zu sagen pflegte: Es wäre keine Festung unüberwindlich, wenn solche nur ein so großes Loch hat, daß ein Maulesel mit Gold durchschleifen kann.

Das Geld verwirrt und verführt alles. Es kommt zu jehiger gold- und geldvernarrten Welt fast kein einziger Künstler und Handwerksmann bei einer Herrschaft mehr in die Arbeit, er muß denn spendieren, dem Agenten spendieren, dem Verwalter spendieren, dem Hofmeister spendieren, dem Sekretär spendieren. Geld, o Geld, wie weit treibst du die Welt!

Das Geld macht schöne Leute. Der Poet sagt: *Et genus et formam regina pecunia donat.* Ist ein Mensch gleich voll des Tadel — Geld bringt Schönheit und den Adel. Zum Exempel: Eine ist an dem rechten Aug blind, so darf sie nur 1000 Dukaten darüberlegen, so ist der Mangel bald verdeckt. Hinkt eine am rechten Fuß, so nimmt sie einen Sack Geld zum linken; dieser macht durch die Schwere, daß der Leib im gleichen Gewicht bleibt. Ist eine bucklet wie ein Kamel, ein an-



gefüllter Ranzen mit Geld drückt ihn schon wieder nieder und macht alles gleich. Hat manche große und tiefe Blattermasen (Masern), nur auf eine jedwede Masen eine Dublone (spanische Goldmünze) gelegt, so bekommt sie ein goldenes Gesicht. Wer soll sie nicht lieben?

Gold und Geld eröffnet alle Porten und Türen.

Gold und Geld macht die schwersten Prozesse aus. Gold und Geld ist der beste Kuppler in Heiratsachen, und wenn die goldene Sonne (will sagen die Dukaten) in den Händen glänzen, verblenden sie öfters gar vielen die Augen. Es schätzt sich auch kein Weltmann glückseliger denn jener, von welchem das possierliche Sprichwort lautet: *Beatus vir qui habet multum Silbergeschirr* (ein Scholarenvers). Bei jetziger Zeit müssen die Lebendigen (wie bei den Alten die Verstorbenen) Gold im Mund tragen; sonst kommt man wenig fort nach dem gemeinen Sprichwort des Poeten:

*Rebus in humanis regina pecunia nauta est;  
Navigat infelix, qui caret huius ope.*

Das Geld errettet und salvirt alles: . . . O Geld, o Geld, was richtest du nicht aus in der Welt!

Das Geld ist das notwendigste Stück zur menschlichen Unterhaltung, und wer ohne Geld, gilt wenig in der Welt, wie ich oben gemeld't. Mancher ehrliche Mann ist ein wackerer Mann, ein beliebter Mann, ein belobter Mann, lang in den Ländern herumgereiset, hat viel erfahren, ist höflich von Sitten, angenehm in der Gesellschaft, gelehrt in Diskursen, vorsichtig im Tun und Lassen und kann gleichwohl nicht aufkommen. Warum? Er ist ein armer Teufel und hat kein Geld. . . . Mehrmalen findet sich ein ehrliches Mägdlein, ist schamhaft, züchtig, wirklich (haushälterisch), emsig, friedsam, sparsam, arbeitsam, tugendsam, ehrsam, gelehrsam, auch ein

Kind von guten Eltern, kann gleichwohl zu keiner Heirat kommen. Warum? Mein, frag eine Weib, sie ist eine arme Haut und hat kein Geld. — Ist also ohne Geld nichts, nichts, ja gar nichts auf der Welt.

Ob ich nun durch meine ganze Predigt bisher erwiesen, daß das Geld auf der Welt eine große Macht habe, so hat doch auch das Geld eine große Macht bei Gott. Mit Geld kann man den Himmel kaufen, wenn man das Herz nicht daran bindet. Sage demnach:

Divitiae si affluant nolite cor apponere;  
Divitiae si effluant nolite cor affligere.

Mit Geld, sag ich, kann man den Himmel kaufen, besonders durch das Almosengeben.

(Abrahamisches Gehab dich wohl.)

## 22. Arme Leut.

Es ist fast nichts Verächtlicheres, Schlechteres und Wilderes als ein Feszen, ein Hader, ein Lumpen, die man öfters auf den Mist wirft, die ein geringes Dienstmensch (Magd) mit dem Besen hinauskehrt, mit dem die mutwilligen Hund auf der Gassen spielen, die zuweilen der Bauer in den Krautgarten hängt, wovon die Vögel auch sich sollen scheuen. Gleichwohl aus solchen schlechten Feszen und Fußhadern (Fußlappen) wird das edle, schöne Papier, so auch die höchsten Monarchen sowohl in Händen als in Ehren halten. Was sind anders die armen und elenden Leute als verworfene, verachtete Fußhadern, welche auf öffentlicher Straße öfters müssen liegen, und ihnen in vielen Häusern nicht ein Winkel gegönnt wird. Aber Geduld, ihr bedrängten Tropfen, Geduld! Die Welt macht aus Hadern das schneeweiße Papier, und Gott wird euch nach dem zeitlichen Tode bekleiden mit dem schneeweißen Kleid der ewigen Selig-

feit. O wie hat sich das Blättel so wunderbarlich gewendet bei dem reichen Prasser und bei dem Bettler Lazarus!  
(Etwas für alle.)

Arme Leut, arme Leut  
Springen wohl gar nit weit,  
Haben nit viel,  
Schweigen fein still.

### c) Jugendzeit.

#### 23. Kindesundank.

O ihr fein- und beinharte Gemüter! O ihr eisenharte und eiskalte Herzen! Ist denn möglich, daß euch das süße Wort Vater, das durchdringende Wort Mutter nicht soll erweichen? Habt ihr denn ein so schlüpfriges Gedächtnis, daß euch alles gänzlich entfallen, was ihr von euren liebsten Eltern empfangen? Habt ihr vergessen die Schmerzen, mit denen euch die Mutter geboren? Habt ihr vergessen, wie sie euch auf Pelikanart mit eigenem Blut ernährt hat? Habt ihr denn vergessen so vieler tausend Bussel, so ihr von den mütterlichen Lefzen habt eingenommen? Wer hat euch von dem täglichen, ja oft stündlichen Pflu, wogegen die jungen Schwalben manierlicher hausen in ihren Nestern, gesäubert und gereinigt als eben die Mutter? Wer hat euch das schlaflockende Haia Popaia öfters um Mitternacht bei der wankenden Wiege zugefungen als eben die Mutter? Wie oft habt ihr euch der Mutter um den Hals gewickelt wie ein Wintergrün um den Baum? Wie oft hat euch die Mutter in ihren Armen als in einer lebendigen Wiege hin und her geschuget (geschaukelt), gleichwie ein Baum auf seinen Ästen einen roten Apfel bei Windszeiten zu tun pflegt? Wer hat euch aus dem Kot, aus der Not

und öfters auch aus dem Tod gezogen als eben die Mutter? Eine goldene oder silberne Halsuhr braucht viel Aufziehens, aber ihr, die ihr so vielfältig wie eine Uhr der Mutter um den Hals gehangen, braucht weit mehr Auferziehens. Und sollt ihr an all diese unzählbaren Guttaten und Liebtaten nicht mehr denken? Nit mehr an die Lieb, mit dero euch der Vater gezeugt? Nit mehr an die Sorg, mit dero euch der Vater erzogen? Nit mehr an die Guttaten, mit welchen euch der Vater behäufet? Ist euch denn die Natur also erwidet, daß der Brunn nit mehr gedenket an den Ursprung, der Apfel nit mehr an den Baum, die Blum nit mehr an die Wurzel, die Statua nit mehr an den Bildhauer, das Kind nit mehr an Vater und Mutter? So denkt aufs wenigste an die zwei Worte Bibel und Übel: wie stark euch die heilige Bibel auferlegt, die Eltern zu verehren, und was Übel ihr euch auf den Rücken ladet in Unterlassung dessen.

... Geschieht gar oft, daß einer durch der Eltern Schweiß die Doktorkappen erwischt, sich bald in Sammet und Seide einwickelt, das Wams mit Flegeln (holla! hab mich geirrt) mit Flügeln behängt, den Grind mit einer gestrobelten Parocca (Perücke) verhüllt und wie eine dreijährige Nachteul herausguckt und sich nachmals schämt, mit seinem Vater, der etwa Rüben auf den Markt geführt, zu reden: Ja, so mein doktrinalischer Prachthaus („Ihr Gestreng“ ist manierlicher geredet) etwan eine Mahlzeit anstellt und andere Clarissimos nec non illustrissimos viros (hochberühmte Herren) dazu ladet, muß seine Gemahlin, Frau von und zu Hohenheim, den besten Ort besitzen, unterdessen die arme Mutter in der Kuchel die Teller abspülen oder in der Kindsstuben den jungen Prinzen wiegen. Ja, es ist ein scharfes Gebot, es soll sich Vater und Mutter vor den Leuten nicht viel sehen lassen usw. „Mein

Gott", sagen sie oft, diese zwei Knödelgeborenen Edel-  
 leut, "wenn halt Gott nur diese zwei alten Leutel zu  
 sich nehmet!" O ihr schandvollen Kinder! Ihr seid  
 ärger als die Bestien. . . . Seid ihr den höher ge-  
 kommen als Joseph in Ägypten, allwo er zu einem  
 Vizekönig erhoben worden; und gleichwohl ist dieser  
 seinem liebsten Vater Jakob mit großer Bottschaft ent-  
 gegengereist, hat sich gar nicht geschämt, daß sein Vater  
 ein Schafhirt gewesen und in geringer Bauerntracht  
 dahergegangen. Habt ihr denn schon vergessen die  
 Vermaledeuung, welche dem Cham über den Hals ge-  
 wachsen, weil solcher seinen Vater Noah nur ausgelacht?  
 Was haben erst diejenigen zu erwarten, so sich ihres  
 Vaters und ihrer Mutter gar schämen, ja ihnen kaum  
 einen engen Winkel im Haus vergönnen und mit täg-  
 lichem Unwillen, finstern Gesicht, rauhen Worten das  
 väterliche und mütterliche Herz dergestalten beleidigen,  
 daß sie vor der Zeit die Welt segnen. Alle Kinder  
 sollen diesfalls in die Fußstapfen treten des starken und  
 heldenmütigen Samsons, welcher in dem zerrissenen  
 Löwen einen Bienenschwarm und Honigladen gefunden,  
 einen guten Teil von diesem süßen Raub aber seinen  
 lieben Eltern überbracht und sie damit demüthigst rega-  
 liert. (Judas.)

Herzallerliebste Kinder! erwägt doch ein wenig,  
 woher ihr nach Gott euer Brot täglich genommen,  
 wer euch von der Wiege aus gespeist! Wer? Eure  
 liebsten Eltern! Und das hat sie oft gekostet den  
 Schweiß ihres Angesichts, und das haben sie zuwegen  
 gebracht mit steten Sorgen und arbeitsamer Kümmer-  
 nis. Wer hat euch mehr Scherz (das vom Laib zuerst ab-  
 geschnittene und das zuletzt übrigbleibende Stück Brot)  
 geben als eure allerliebsten Mütter, die mit euch so  
 manchemal durch viel 1000 Büssel in eurer Kindheit

gescherzt haben und euch so oft auf ihren Armen als auf lebendigen Wiegen getragen? . . .

Ich glaub, daß ehender die Donau soll zurückgehen; ich glaub, daß ehender die Sonn soll stillstehen; ich glaub, daß ehender die Kühe sollen fliegen; ich glaub, daß ehender die Hasen sollen kriechen; ich glaub, daß ehender das Wasser dem Feuer soll weichen; ich glaub, daß ehender ein Schaf mit dem Wolf sich soll vergleichen; ich glaub, daß ehender soll ein Lambl einen Löwen jagen; ich glaub, daß ehender soll eine Omeiß (Almeise) die Weltkugel tragen; ich glaub, daß ehender soll eine Mücke den Adler fressen — als daß ich glaub, daß ein Kind sollen seine Eltern ver-  
gessen. Ist nicht möglich!

O Felsenzucht; steinharte Brut und mit hartem Stahl gefütterte Kinderherzen! Ich weiß gar wohl, daß bei euch das Neue klingt, das Alte scheppert; nichtsdestoweniger werft doch eure Gedanken in das Alte Testament . . . (Lösch, Wien.)

Viel dergleichen Kinder sind annoch anzutreffen, welche ihren Eltern den Tod wünschen, von denen sie doch das Leben empfangen; es drückt sie nichts mehr, als daß Vater und Mutter die Augen nit zudrücken; sie beklagen inwendig nichts öfters, als daß sie wegen der Eltern nit können in der Klag (Trauer) gehen. Sie täten ihrer Meinung nach erst gut stehen, wenn Vater und Mutter würden liegen — aber unter der Erden. So oft sie die angefüllten Kisten und Kasten anschauen, so denken sie an die Truhe, und zwar an die baldige Totentruhe der Eltern; das lange Leben der Eltern verkürzt ihnen alle Freud. Wie oft hört man reden: Wenn Gott nur den alten Secken tät zu sich nehmen, er ist schon ganz kindisch; wenn

nur einmal die alte Gronerin (zu gronen = murren) tät die Augen zuschließen, sie sieht ohnedies gar wenig. O ihr verruchte Brut! Habt ihr denn alle menschliche Natur ausgezogen? Ist denn euch ein Tigerblut in die Adern geronnen? Habt ihr denn von einem Pautertier die Milch gesogen? Ist denn euer Herz in lauter Gift gebeizt? Habt ihr denn gänzlich aus dem Gedächtnis die Guttaten verbannt, welche ihr so häufig von den Eltern empfangen? Wehe solchen Kindern zeitlich, wehe ihnen auch ewig, wenn sie den Weg der Buß nit antreten. (Gemisch-Gemisch.)

#### 24. Jugend kennt nicht Tugend.

(Frei, frisch, frech, fröhlich und freundlich ist die Jugend, wessenthalben Jugend und Tugend selten beisammen. In der Jugend ist das Blut voller Mut. In der Jugend tut man laufen und raufen. In der Jugend tut man springen und ringen. In der Jugend sieht man nichts als Lust und Gust (Gefüste). In der Jugend wollen die Augen alles sehen, die Ohren alles hören, die Nasen alles riechen, die Zungen alles kosten, die Hände alles betasten.) Die Jugend ist wie ein Hasen beim Feuer — voller Hitz. Sie ist wie ein Nalsfisch in der Hand — voller Schlüpfrigkeit (Beweglichkeit oder Lüsterheit). Sie ist wie ein Vogel in der Luft — voller Freiheit; sie ist wie ein Schiffel im Meer — voller Ungestüm; sie ist wie ein Krebs im Wasser — hinter sich, für sich (eigensinnig); sie ist wie ein Pferd ohne Zaum — voller Mutwillen; sie ist wie eine Fackel bei einem Strohdach — voller Gefahr. Daher sagt und singt Horatius: *Cereus in vitium flecti, monitoribus asper.*

Ganz lind und weich, zum Bösen geschwind,

Ganz hart, wenn man verbiet't die Sünd.

Noch besser mein heiliger Vater Augustinus: Iuventuti venenum est, quidquid veritas praecipit; esca est, quidquid diabolus suggerit — Der Jugend ist ein lauterer Gift, was immer die Wahrheit schafft und befiehlt; was hingegen der Teufel eingibt, ist eine angenehme Speis und Bescheidessen.

O freche Jugend, du bildest dir ein, daß du allen Mutwillen in größter Freiheit treiben könntest, weder Gott noch Menschen fürchten, weder Regel noch Gesetz halten brauchest, und sparst etwan deine Besserung in das Alter. Aber wisse, daß Gott auch die Jungen in blühenden Jahren oft unvermutet hinwegruft. Wer ist jener gewesen, welcher aus der Stadt Naim zum Tor heraus zur Begräbnis getragen worden, den alsdann Christus unser Heiland hinwiederum zum Leben erweckt? Ein Jüngling, ein Sohn einer reichen Wittib, dem auch wegen seines sündhaften Lebens der frühzeitige Tod übern Hals kommen. Die alten Rabbiner geben vor, daß Lamech wegen seines schlechten Gesichts (Kurzsichtigkeit) habe auf der Jagd einen Jüngling für ein wildes Tier angesehen und daher denselben erlegt. Es gibt zuweilen solche junge Leut, die man billig für ein Vieh kann halten, maßen ihr viehischer Wandel nichts anderes weiset; daher man wohl einem und dem andern soll in die Ohren schreien jene Worte, die Christus der Herr zum toten Jüngling bei der Stadt Naim gered't: „Jüngling, ich sage dir, steh auf.“ ...

Wenn die Bären ihre Jungen werfen, so sind selbige anfangs ganz ungestalt, sehen keinen Bären gleich, aber die Alten mit ihren Jungen lecken die Jungen so lang und mit solcher Emsigkeit, bis die Bärengestalt herauskommt. Wenn es die Eltern machten



mit ihren Kindern wie die alten Bären mit ihren Jungen, so würden so viel Bärenhäuter nicht aufwachsen. Wenn sie die Zungen täten wohl brauchen, um sie zu allem Guten und Tugenden ermahnen, auch die mindesten Fehler und Unformen abstrafen, so würden nicht so viel ungeratene Bösewicht zu finden sein. Denn nach Laut göttlicher Schrift sind ohnedas die Sinne und Gedanken des menschlichen Herzens geneigt von Jugend auf zum Bösen und ist die Jugend mit der Tugend nicht viel verwandt. Daher braucht die Jugend einen Zaun wie ein Garten; die Jugend braucht einen Zaun wie ein Pferd; die Jugend braucht einen Bund wie ein Buch; die Jugend braucht einen Band wie ein Weinstock; die Jugend braucht einen Führer wie ein Schiff; die Jugend braucht einen Hirten wie die Schaf. Sie ist so schlüpfzig als das Eis, worauf die Herodias gefallen. Sie ist so schwach als die Kürbisblätter des Jonas, welche alsbald verdorrt; sie ist so zart als wie das Himmelsbrot oder Manna der Israeliten, welches so bald wurmföchtig worden. Daher ist aller mögliche Fleiß anzuwenden, damit die Kinder wohlerzogen werden. Die meisten sind dahin beflissen, wie sie können die zeitliche Wohlfahrt und Glück ihrer Kinder fördern; die Seel, als das Hauptteil, macht ihnen wenig Sorg.

## 25. Freundschaft.

Ein rechter und treuer Freund muß nicht sein wie ein Egel oder ein Igel. Ein Igel, sagt Plinius, hat zu seinem Losament unter der Erden zwei unterschiedliche Eingänge: einer ist gegen Orient, der andere ist gegen Okzident. Nun ist der spitze Igel so spitzfindig, daß er nur zu demselben Ort aus- und eingeht, wo die warme Luft zu wehen pflegt. Ein solcher Gesell, welcher nur dort aus- und eingeht, wo es warm und

wohl und gut hergeht, der ist kein aufrichtiger Freund, sondern nur ein Tischfreund und ein Fischfreund, nur ein Schlüsselfreund und ein Bistlfreund. Ein treuer Freund muß nicht sein wie ein Egel; dieser frisst so lange an einem, bis er genug gesogen und gezogen hat.

Alsdann fällt er meineidig (betrügerisch) ab. Ein solcher, der so lange einem anhängt, bis er erlangt, was er verlangt, ist kein aufrichtiger Freund, sondern nur ein Interessensfreund, ein Promessesfreund (dem man stets Versprechungen machen muß). Ein rechter und gerechter Freund, ein verständiger und beständiger Freund ist ganz ähnlich einem Weinstock. Wenn dieser gepflanzt wird zu (neben) einem Baum, so wird er gleich denselben mit seinen grünen und saftigen Armen ganz lieblich umfassen und gleichsam ganz herzlich umhalsen: dafern aber der Baum stirbt und verdirbt, so weicht gleichwohl der Weinstock von seiner aufrichtigen Treu nicht ab, sondern wickelt seine Arm noch um den verstorbenen Baum und hat ihn also nach dem Tode noch lieb.

(Eösch Wien.)

## 26. Der Jungfrauenstand.

Ein jeder Stand, wenn er den göttlichen Geboten gemäß gehalten wird, ist dem Allmächtigen angenehm, vorderst aber der Jungfraustand; denn der Ehestand ist ein Glas, der Wittibstand ein Kristall, der Jungfraustand ein Diamant; der Ehestand ist ein Acker, der Wittibstand ein Garten, der Jungfraustand ein Paradies; der Ehestand ist eine Dienstmagd, der Wittibstand eine Frau, der Jungfraustand eine Königin; der Ehestand ist gut, der Wittibstand besser, der Jungfraustand der beste.

## d) Ehestand.

## 27. Was ist die Ehe?

Dieses Obst (die sog. Adamsfrucht, auch Maulbeerfeige genannt, in deren Innern man wie bei der Passionsblume das Kreuz mit allen Passionsinstrumenten zu sehen glaubte) ist ein eigentlicher Entwurf des Ehestandes, welcher äußerlich den Schein hat, als sei er nichts als süß, ja ein lauterer Zuckergewölb (Verkaufsladen), ein Honigfaß, ein Herzensfest, eine Freudenkeller, eine Allkermesbüchse (Kermes = ein lebensstärkendes Mittel), ein Lustgarten, ja ein himmlisches Schleckerbissel. Aber, aber und wiederum aber! Das Inwendige stimmt nicht zu dem Auswendigen; denn inwendig im Ehestand ist nichts als Kreuz und Leiden zu finden. Lieber Weltaff! — verzeihe es mir, daß ich dich also fremd tituliere — gehe mit mir zu angenehmer Sommerszeit ein wenig hinaus, um eine günstige Luft zu schöpfen. Da wirst du gleich hören der Nachtigall ihr vielstimmiges Flötl, des Simpels sein abgeschmacktes Feilen, der Wachtel ihr schlagende Halsuhr, des Guggu bäurisches Waldgeschrei, der Amsel gemeines Schleiferliedl, der Lerche Te Deum laudamus, des Stieglitz sein Passarello usw. Da wirst du gleichförmig sehen der Wiesen gestickte Arbeit, des Wasen grünsammeten Teppich, der Felder häufige Fruchtbarkeit, der Wälder lustiges Lauberfest, aller Erdgewächse fröhliche Auferstehung, des ganzen Erdbodens hochzeitliches Gepränge. (Du hörst das Echo, den lieblichen Stimmfänger, den unsichtbaren Redner, den angenehmen Leutspöttler.) Gehe weiter und genieße der guldenen Zeit nach Genügen. Laß uns ein wenig spazieren gehen auf dem Gestad des rauschenden Flusses, welcher mir und dir vorkommt wie ein Spiegel in

einer grünen Rahm und wie ein fließender Kristall. Was noch mehr? Wir sehen in diesem Wasser die schönen gefärbten Wolken, die schöne strahlende Sonn, den schönen blauen Zirkel (Gesichtskreis, Horizont), das schöne helle Gewölb, den schönen Himmel selbst.

Demnach, lieber Bruder, hast Lust in den Himmel, so stürze dich hinein und schicke mir fein förderlich (rasch) eine Staffetta (Eilbrief), wie es im Himmel zugeht. Da antwortet dieser, daß er in solchem Spiel pflege zu — passen; denn so er sich möchte in den Fluß hineinsinken, würde dieser den Namen verlieren und nachmals eine „Stockfisch“brühe genannt werden in Bedenkung (in Anbetracht) seiner Torheit; allemal (weil) in diesem Wasser kein Himmel, sondern nur ein bloßer Schein des Himmels; ja anstatt des Himmels werde er das trübe Wasser saufen und gar den Untergang leiden.

Es gibt sovieler unbesonnene Adamskinder — wenn man vom Ehestand redet, so spitzen sie die Ohren wie der Schimmel, da er sieht den Habersack schütteln. Es schlägt ihnen der Puls, als wollt sie auf der Post reiten, wenn nur die geringste Meldung geschieht von der Hochzeit. Es dünkt ihnen, als sei in dem Ehestand ein lauterer Himmel. O Lämmel! Es ist weit gefehlt. Es ist nur also der bloße Schein. Es ist nichts darinnen zu finden, zu gründen als trübes Wasser, verstaube Betrübniß und Widerwärtigkeit. (Judas.)

\*     \*     \*

Vier Gesellen und gute Saufbrüder saßen einstmal im Wirtshaus; unter wählender Zech hatten sie viel Schmähwort wider ihre Weiber ausgesprengt. Der erste sagte: sein Weib diene ihm anstatt eines Kettenhundes und komme ihm sobald niemand ungebellt ins Haus; der andere gab vor, er habe einen solchen

wilden Muffti, welcher die ganze Zeit finstere Gesichter schneide, daß er gar oft am hellen Tag müsse ein Licht anzünden; der dritte sagte, er habe eine so saubere Köchin an seinem Weib, daß er schon öfters einen halben Spülhadern (Spüllumpen) im Kraut gefunden. Ich, sagte der vierte, klag über meine Urschel nicht, denn sie immerdar einen Regenbogen im Gesicht trägt, welches ein Zeichen des Friedens; und wer solches nicht glaubt, der komme mit mir und nehme den Augenschein ein. Wie sie ihm nun das Geleit nach Hause gaben, da fanden sie freilich einen Regenbogen im Gesicht; denn sie war rot, blau, grün und gelb um die Augen wegen der frisch ausgestandenen Stöß.

O was für eine elende Uhr ist der Ehestand, wenn der Zeiger nicht auf 1 steht. Der Ehestand, so von Gott als ein heiliges Werk eingesetzt worden, soll sein wie das Unterkleid Christi des Herrn, denn dieses von den Soldaten unzerteilt verblieben. Die Eheleute sollen sein wie die Augen im Kopf: wo sich ein Aug hinkehrt, dort wendet sich auch das andere und tun sich nie (?) zertrennen. Wenn die Orgel des Ehestandes verstimmt ist, da ist der Teufel Kalkant (Blasbalgtreter) und zieht den Blasbalg.

Es ist leider Wahrheit, daß in manchem Ehestand nichts als Zwietracht und Uneinigkeit zu finden, und dessen ist meistens die Ursach, weil man oft gar unbedachtlich zur Ehe schreiten tut. . . . Wenn einige fast täglich sehen und wahrnehmen, daß diese miteinander haufen wie ein doppelter Adler, bei dem ein Kopf daher schaut, der andere dorthin; jene miteinander leben wie die Waren eines Kampelmachers, wo der eine (Kamm) dem andern die Zähne weist; wenn sie sehen, daß einer ein Weib bekommen, welche eine so

gute Wirtin, daß sie beim Mondschein eine Maß Wein ausfaßt, damit sie nur die Kerze spare; eine andere einen solchen Mann bekommen, der so lämmelfromm, daß er alle Tag beim Lämmel einen Rausch trinkt: dieses soll billig viele wüthig machen: ne et ipsi veniant in locum tormentorum, „damit sie nicht auch kommen an das Ort der Peinen und Qualen“ (wie der reiche Prasser im Evangelium). Daher sehr behutsam und bedachtsam muß man im Heiraten sein.

(Huy und Pfuy: Der Kometstern.)

\* \* \*

Ebenso abgeschmackt, wie eine Laute tönt, wenn die Saiten nicht zusammenstimmen, lautet es bei Eheleuten, wenn die Sitten nicht zusammenstimmen. Ein solcher Ehestand, was ist er anders als ein Wehrstand, ein Fehtplatz, eine Kreuzschul, ein Besenmarkt, ein Reibeisen, eine Hadersuppe, ein Igelbalg, eine Peinfolter, ein Distelkraut, eine Schlaguhr, eine Gemütshechel, eine Pfeffermühl, eine Kopey (Abbild) von allem Elend. Was ist entgegen Angenehmeres in der Welt als ein freundlicher Ehestand?

## 28. Hausregel für Eheleute.

... Der Ehestand ist erstens ein Sakrament, welches eine heilige Gesell- und Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bestätigt und die notwendige Gnad erteilet, die Kinder christlich aufzuziehen. Die Ehe ist in dem Himmel beschloffen, in dem Paradies von dem Allerschönsten eingesezt, als Gott das Weib aus des Mannes Leib erschaffen und ihm solche zu einer angenehmen Gehilfin beigezelleet. Sind also unsere ersten Eltern nicht nur allein in dem damals mit aller erwünschten Ergößlichkeit von dem höchsten Gott ausgezieren Lust-

garten, im irdischen Paradies, als zwei alleredelste Geschöpfe, sondern auch als zwei allerholdseligste Ehegatten durch beider Gegenlieb in dem Ehestand erst recht verparadieset worden.

Wer und was ist ferner der Ehestand? Er ist eine Gab Gottes, das Band der löblichen Gesellschaft, das Pfand unserer Vermehrung und gleichsam der gnädige Regenbogen, welcher nach trübem Wetter endlich erscheint. Der Ehestand versüßet unsere Lebensbitterkeit durch eine angenehme Gehilfin und ist wie ein Spiel; aber was für ein Spiel? Kein Trappulierspiel, wo der Bastoni (eine Figur in dem damals beliebten Kartenspiel; Anspielung auf bâton = Stock) der Meister in der Karte, sondern ein Glockenspiel, darin der Mann wie die Glocke und das Weib wie die Doche (Puppe) in guter Zusammenstimmung untereinander einen schönen Klang geben. Der Ehestand ist ein Garten, aber was für ein Garten? Kein solcher, wo die Saublumen statt der Narzissen in dem Beetel wachsen, sondern ein solcher Garten, wo Ehrenpreis, Jelängerjelieber, Vergißmeinnicht nebst schönen Haustugenden in unentfinkendem Wachstum seien. Der Ehestand ist auch eine Schanz; aber keine solche, wo die Wirtschaft auf der verloren Schildwacht steht, sondern wo Treu und Liebe eine gute Parole halten und den Posten nicht verlassen.

Was ist der Ehestand noch? Ich antworte: eine Scheuer, aber was für eine? Keine solche, wo Flegel und Drischel die beiden Werkzeug sind, sondern wo ein gutes Korn, das ist anserkorne Eheleut, in angenehmer Zufriedenheit versammelt leben. Damit beide Ehegatten wegen allerhand Kreuz, Kummer, Trübsalen und Widerwärtigkeiten, so in dem Ehestand vorkommen können, Trost empfangen, hat meistens der Mann als das Haupt, wenn er sich in den Ehestand begeben will, zu beobachten vor

allem andern: was? das Weib, 1. wie sie zu erwählen, 2. wie sie zu lieben, 3. wie sie zu lenken und zu dirigieren, 4. wie sie zu vermahnen oder zu forriginieren.

Was den ersten Punkt betrifft: sie ist zu erwählen mit einer großen Bescheidenheit: nicht geschwind und blind, nicht läppisch und täppisch, sondern bescheiden (gescheit), mit reifer Überlegung und heilsamem Rat guter Freunde; denn ein frühzeitiger Eifer im Anfang bringt Reu und Schmerzen am Ende.

Es finden sich wohl einige, und zwar gar viele, wenn sie etwan eine schöne Doche (Zierpuppe), ein gottloses Gesichtel, ein gefärbtes Häutel, ein poliertes Gestältel, ein herziges Zuckermündel, ein verliebtes Polsterkätzchen erblicken, da vergaffen sich die Affen darein und werden fast vor Lieb unsinnig, trachten und wachen, laufen und schnaufen, brennen und rennen, studieren und spekulieren und spendieren auf alle mögliche Weise, geben Tag und Nacht keine Ruh, bis sie ein solch angenehmes Wildbret in ihre Nehe bringen. Wenn endlich alle Müh vergebens ist, schauen sie, wie sie ein oder anderes schöne Mutterkind gar mit Gewalt einführen.

In Erwählung eines Weibes ist nicht auf Schönheit und Gestalt zu sehen, wie denn der weise Seneca sagt: Amor formae mulierum est oblivio rationis, „die Liebe zur weiblichen Gestalt ist eine Vergessenheit der Vernunft“. Und was ist denn die Schönheit?

Die Schönheit ist wie das Kürbisblatt des Propheten Jonas, welches bald hält, bald fällt.

Die Schönheit ist wie der Mondschein, welcher bald groß, bald bloß.

Die Schönheit ist wie eine Blume: heute vor dem Busen, morgen vor dem Besen.

Die Schönheit ist wie die Äpfel zu Sodom, äußerlich rot, innerlich Staub und Kot.



Die Schönheit ist wie ein Raquet, welches, indem es steigt, sich bald wieder neigt.

Nun entstehet die Frag, ob es eine Sünde sei, wenn eine Person, so sich zu verheiraten gesinnt ist, einzig und allein ihr Absehen nach der Schönheit hat? Darauf ich antworte: Wenn dieses Absehen schnurgerad nach dem Ziel und End des Ehestandes gerichtet ist, so ist es keine Sünd, wie solches Paulus selbst saget: „Besser ist heiraten als brennen.“

Die Schönheit ist an sich selbst ein Geschenk der Götter, ein Schatz der Natur und das Band der kräftigsten Liebe. Ein jeder trachtet gern nach etwas Schönerm, ob die Schönheit schon an sich eitel und vergänglich ist.

Es ist freilich weit beliebter ein purpurfarbener Mund bei einer Jungen als eine alte Runkel, wenn sie ein Maul hat wie ein rostiges Schlüsselloch an einer alten Kellertür.

Es sind weit angenehmer die zarten Rosenwangen einer blühenden Schönheit als ein siebzigjähriges Pfundleder einer trenzenden (mürrischen) Musti.

Es ist weit erfreulicher eine wohl proportionierte Nase einer herzenden Rosimunda als ein triefender Destillierkolben einer garstigen Schmutzibunda.

Es ist weit ergötzlicher anzusehen eine solche Docke, welcher die Zähne in dem Mund stehen wie die orientalischen Perlen, als ein alter Werwolf, der da ein Gebiß hat wie die ausgefaulten Palisaden.

Die Schönheit ist liebreich, lobreich, lustreich, jedoch ein schlüpfriger Steg und selten ein Himmelsweg.

Etliche heiraten nach Geld und erwählen sich eine Reiche, und zwar nicht ohne Ursach, allermassen (da) in dem Ehestand allerlei Angelegenheiten und Beschwerden vorkommen, welchen vorzubeugen notwendige Mittel erfordert und Unkosten; aber einzig und allein

heiraten wegen des Gelds, ein Weib nehmen in Ansehen des Gelds, solchem schmeicheln um das Geld, Wechsel (!) und Wucher treiben mit dem Geld, ist wahrhaft kein rechtes Ziel und Ende eines heiligen Ehestandes.

Es heiratet mancher eine Einäugige, was fragt er darnach, im Fall sie nur die blinde Lucke mit etlich 100 Dukaten bedecken kann; das Geld macht alles sehend usw. Aber wo bleibt die Lieb? Es heißt halt: Geld, ich hab dich lieb. Wenn die arme Haut einen verstoffenen Lumpenhund, einen allzeit durstigen Nasfittel und Oktoberlummel, einen rotnasigten Weinhändler und Zechbruder bekommt, der tribuliert sie immer um Geld. Ist dann das Gütel dahin, hat ihr Buckel immerdar Pumpermetten, wenn es schon nicht Karfreitag ist. Die Augen haben alleweil einen blauen Montag; ja es sehen die Schultern und Lenden aus wie eine Malerpolitur, von allerhand Farben: grün, gelb, blau, und kann manches Mütterle, weil sie so wenig Sonnenschein hat, dem vielfarbigen Regenbogen einen Trug bieten. Ein solcher Ehestand ist fürwahr kein Ehestand, sondern ein Wehestand, ein unerträgliches Band oder wohl gar ein Höllenpfand. . . .

Nun schreite ich zu dem andern Punkt, in welchem zu erörtern und zu erklären: wie das Weib zu lieben? Das ist: vollkommen. . . .

„In dem Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Dieses hat Gott zu dem Adam gesagt und nicht zu der Eva. Hieraus folget gleichwohl nicht, daß sich das Weib soll auf diesen Text verlassen und immer auf dem faulen Polster sitzen, sondern beide Ehegatten müssen gleiches Joch ziehen. . . .

Ja, ja, sagt mancher, mein lieber Pater, ihr habt gut reden. Wo und wann soll man aber ein solches Weib finden? Sie wachsen nicht so häufig wie in

Schwaben der Haberbrei, man müßte denn das Unkraut mitzählen. Salomon fragt selbst: „Wer wird ein starkes Weib finden? Weit in den äußersten Weltflecken ist ihr Wert.“ . . . Ich hab einen alten Brumm-bären geheiratet, der brummt und murt Tag und Nacht im Haus, wirft Schüssel und Teller hintereinander; schilt, flucht; kein einziger Dienstbot kann 14 Tage neben ihr im Haus bleiben, und wenn sie ein Seidel Brantwein hat, so macht sie ein Gesicht, daß sie eine ganze Legion Teufel könnte in den Wienerwald jagen. Ist wohl eine große Trübsal.

Das klag ich auch, mein lieber Pater, spricht ein anderer. Hab zwar ein kleines Weibel, aber ein großes Hausübel. Sie hat eine spitzige Nase und ist wie eine Orgel: sobald man sie nur anrührt, so pfeift sie. Ich darf fast kein Wort aus dem Mund lassen, so begegnet sie mir mit tausend Unbilden und Schmähworten. Ich geb ihr zwar fast alle dritte Tag den Puffendorf (wohl sein Buch *De iure naturae et gentium*!) zu lesen, aber was hilft's? Ich schlag nur einen Teufel heraus und zehn wieder hinein. Ist fürwahr ein großes Hauskreuz.

Freilich wohl, wer ein solches Weib hat, hat eine große Plage und weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Doch ist hierzu das beste Mittel das Geduldkräutel, ob es schon hart und bitter zu verdauen; denn . . . wie ein Reisender seinen Ranzen nicht wegwerfen kann, ob er ihm schon beschwerlich ist, so muß halt auch mancher arme Mann mit seinem alten Ranzen vorlieb nehmen, bis ihn der Tod scheidet.

Ich hab oben gesagt, daß der Mann sein Weib vollkommentlich lieben solle. In dieser Liebe geschieht aber öfters ein großer Mißbrauch, weil unter den Männern gar viele solche Narren zu finden, welche in der Weiberlieb also vertieft, daß sie ihren Weibern alle Herrschaft übergeben und sich ihnen zu leibeigenen Sklaven machen;

ja sie sprängen ihren Weibern zu Gefallen über den Stecken wie die hungrigen Hund, um nur ihre Affektion zu erhalten. Ich weiß einen, welcher das Kind gewieget, wo unterdessen die Frau spazieren gingen. Ein anderer, wenn er von ungefähr nach Haus gekommen und von den Diensthoten verstanden (erfuhr), daß seine Frau schlafe, hat die Schuh ausgezogen, damit er die Polsterkatz nicht etwan aus dem Schlaf bringen möchte. Der dritte Saunarr hat es sich sogar für eine Ehr geschächt, wenn er aus seines Weibes Pantoffel hat können Gesundheit trinken. . . . Welches alles und dergleichen mehr eine viehische als vernünftige Lieb, ja des Mannes Autorität und Gewaltthabung auf das schändlichste ringert, schmälert und verächtlich macht, obzwar leider dieses despotische Regiment der Weiber solchergestalten bei unsern Zeiten eingeschlichen, daß fast keine Rekomendation, keine Promotion, keine Funktion, auch kein Dienstel, so schlecht (schlicht) es immer ist, vergeben wird, es muß vorher das Weib darum wissen und ihr Gutachten darüber erteilen.

Was nun den dritten Punkt anlangt, so entstehet mehrmalen eine frag: wie das Weib zu lenken oder zu dirigieren? Das ist sanftmütig, nicht mit einer tyrannischen Gewalt; mit Gelindigkeit, nicht mit Zorn und Empfindlichkeit, mit Süßigkeit, nicht mit Verdrießlichkeit. Aus der Ursach gibt Paulus diese Regel: „Ihr Männer, liebet eure Weiber und seid nicht bitter gegen sie.“ Wider diese Rede sündigen diejenigen, welche öfters durch eine ganze Woche, auch wohl durch einen Monat, ja durch das ganze Jahr kein freundliches Wort mit ihren Eheweibern reden, sondern immer murren und pfnurren, in dem Haus herumgehen, als wollten sie Schlangen bannen und Geister beschwören, daß das arme Weib keinem solchen Holzblock kann recht tun, sie mag angreifen, was sie will, wo doch

Eccles. am 3. nachdrücklich mahnt: „Mein Sohn, richte mit Sanftmut all deine Werke, und du wirst über alle Herrlichkeit der Menschen geliebt werden.“ Denn die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. . . .

Schließlich ist die letzte Frag: wie das Weib zu ermahnen oder zu korrigieren? Das ist: heimlich, nicht vor allen Leuten zu Schanden machen oder zu jedermanns Gelächter aussetzen. Dadurch man meistens die Einfältigkeit eines Mannes erkennt, wenn er bei guten Freunden sich als einen Herrn und Haupt seines Weibes zeigen will, wo er doch am besten schweigen sollte. Von dem großen Geduldspiegel Job ist zu lesen, daß ihm neben seinen Freunden meistens sein Weib überlästig war. Jedoch strafte er sie mit ganz süßsamen Worten und sagte: „Du hast geredet wie eine aus den närrischen Weibern.“ Er hat sie keine Närrin, keinen Esel, keinen Ochsen usw. geheißt. Ist also eine große Behutsamkeit in der Korrektion eines Weibes vonnöten; sonst wird wahr, was Chrysostomus sagt: „Eine Schwachheit oder Gebrechen öffentlich strafen (arguere), ist nicht verbessern, sondern verleumden und ausrichten.“ . . . Weit mehr werden durch Liebe und Gütigkeit bewogen, als mit Schlägen und Schärfe gebändigt.

Und dieses ist die nützliche Hausregel für alle christlichen Eheleut, welche ihren heiligen Stand heilig und gottesfürchtig fortzuführen wollen, ob schon in diesem Diskurs gar viel ausgelassen, welches noch zum Unterricht erforderlich wäre, sonderlich für jene, welche einander aus teuflischem Antrieb verlassen, sich selbst scheiden, sich einer ehrbaren Welt zu Spott und Schanden machen, d. h. das Sakrament der Ehe für nichts achten und gering halten, wahre Lieb und Einigkeit unter den Freunden zerstören, sich selbst vor heimlichem Zorn auffressen, sich das Leben abkürzen und den

ewigen Fluch auf den Hals binden. Weh, weh und abermal weh solchen Ehe- und Weheleuten; denn weil Gott ein Liebhaber des Friedens, werden sie nimmermehr, ja in Ewigkeit keinen Teil an seinem Reich haben. (Gehab dich wohl.)

### 29. Männertreu.

Es ist ein Kraut, welches die Lateiner Eryngion, die Deutschen aber Mannstreu (oder Brechdistel, Hundertkopf) nennen. Lieber! rate ein wenig, was für ein Kraut dieses sei und wie es aufwachse. Blüht es etwa wie die purpurfarbene Rose? Riecht es etwa wie der zarte Jesumin (Jasmin)? Grünt es etwa wie das angenehme Bisamkraut (Moschus)? Nichts weniger als dies. Mannstreu ist ein Distel, ein Brechdistel voller Stachel, als wäre er dem Igel befreundet, über und über mit feindlichen Spizen gewaffnet, als wolle gleichsam die Natur an den Tag geben, daß in dem Ehestand bei der Mannstreu gar oft nichts als Weh und Ach, brich und krach, Jorn und Rach zu finden sei! O Bitterkeit! (Merz's Wien.)

### 30. Das böse Weib.

Es ist besser, in der Wüsten sich aufhalten bei giftigen Basilisken, bei erschrecklichen Drachen, bei schädlichen Krokodilen, bei blutgierigen Tigern, bei zornigen Löwen, Bären und Wölfen, als bei einem bösen Weib. Ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres Mannes, ist ein steter Wetterhahn im Haus, ist eine übel lautende Klapperbüchsen, ist ein fränkischer Stiefelbalm, den man fast allweil schmieren soll, ist ein Ziehplaster des Geldbeutels, ist eine Quartierstuben aller Bosheit, ein freihof (Friedhof) der guten Täg, ist eine giftige Schlangen, ein bitteres Aloë, ist ein übler Sauerampfer, ist ein

ewiger Blas-mich-an, ist eine Kommissarin der drei Furien, ist das letzte Gefäßel im Vaterunser: „Erlöse uns von allen Übeln“, ist ein höllischer Brennspiegel, ist der Fröhlichkeit Kehraus, ist ein stets summendes Wespenneest, ist des Vulcani sein Beißgang, ist ein Haspel der Ungelegenheiten, ist ein Jahrmarkt der Zanfwörter, ist, ist, ist, ist, daß man's nit sattsam beschreiben kann. (Judas der Erzschelm.)

Ein zänkisches Weib ist . . . eine Hausposaune, die ihrem Mann als Beichtspiegel dient. O Gott, wie ungestüm ist eine solche Hausposaune, wie verdrießlich eine solche Tafelmusik, wie unleidlich solches Kammer-Echo! . . . Man könnte meinen, „als habe sie einmal einen Gockelhahn geschluckt, der ihr nun allzeit aus dem Halse kräht, und muß sie allemal das letzte Kyrie eleison haben — o Gott, sagt der Mann, es ist jammerschad, meine Kunegund, daß du kein Trompeter bist worden, du hättest einen hübschen langen Atem gehabt zum Klarin(ett) aushalten“.

### 31. Der Eichbaum und die Haselnußstaude.

Es ist auf eine Zeit ein Weib gar zu unbarmherzig von ihrem Mann geschlagen worden, also zwar, daß ihr das Angesicht nit ungleich war einem Reibeisen, worauf blaue Schmolten (Schmalte, Farbe) gerieben worden; die Haar ziemlich ausgerauft, daß ihr Kopf fast dem Birkenbaum gleichte im Februar, die Augen mit Wasser ganz überschwemmt, das Maul nicht anderst als wie eine schmutzige Nachtlampe; der Aufzug des Nieders und Kleidung sah zupft aus wie ein unordentlicher Tändlerladen. Also übel zugerichtet lauft sie ins Feld hinaus, willens, ihr selbst das Leben zu nehmen aus

purer Verzweiflung. Es hat sie aber die Aen wieder zurückgehalten. Doch setzte sie sich nieder hinter eine Haselnußstaupe, lamentierte, klagte, seufzte, weinte, . . . schnopfte (schnaubte) unaussprechlich. Ach, sagte sie, ach! ich elende Tröpfin, wie geht es mir, daß kein Wunder wär, ich schnitt mir selber die Gurgel ab! O mein lieber Paul seliger, gnad dir Gott im Himmel droben; gelt, du hast mich niemalen erzürnt; es ist dir nit möglich gewesen, wenn man dich auf eine Mahlzeit gerufen (eingeladen), daß du ohne mich hast sein können. Du hast mich wohl fleißig mitgenommen. Ach, mein Gott, wie werd ich anjeto so schmähdlich für ein Fußhadern (Fußlappen) gehalten von dem jehigen Mann — hat sich wohl Mann! (vielmehr) ein Schinder, ein Mörder, ein Hund. Nämli, nämli (freilich) kommen nicht zwei Himmelreich aufeinander. Kein Wunder, ja kein Wunder wär's, ich tät mir selbst ein Leid an, daß Gott erbarm! —

Indem sie also ungereimt lamentierte, siehe, da fangt die Haselnußstaupe von freien Stücken an zu reden. „Mein Weib“, sagt sie, „siehest du diesen nächsten Eichbaum an, wie er zerzaust und zerraut ist, und schaue mich an, wie ich ganz unverlezt bin. Weißt die Ursach? Wann ein starker Sturmwind fauset, so ist dieser Eichbaum so stüzig (trozig) und widersezt sich dem Wind. Deswegen wird er also zerfezt und gestümmelt. Ich aber, wann ein solcher ungestümer Wind gehet, wehre mich weiter nit, sondern wie der Wind gehet, so neig ich mich und biege mich und gib also nach. Deswegen bleib ich unbeschädigt. Hättest du also, mein Weib, auch deinem Mann nachgeben, dich nit so hartnäckig widersezt, ihm nit also zahmlos eingeredt und ein böses Wort mit zehn andern vergolten, so wär es dir nicht also übel ergangen: lerne doch ein anders Mal das Maul halten.“



## 32. Kindererziehung.

Solange Moses die Rute in Händen gehabt, ist sie eine schöne Rute verblieben; sobald er's aber aus der Hand fallen lassen, da ist gleich eine Schlange daraus worden (2. Buch Moses 4, 3). Also auch meine liebsten Eltern: Solang ihr die Rute in Händen habt und eine gute, scharfe Zucht führt unter den Kindern, so bleibt alles gut; wenn ihr aber die Ruten fallen lasset, so wird gleichförmig eine Schlange daraus. Ich will sagen: es ist lauter schädliches Gift den Kindern, so man die Rute nicht in die Hand nimmt.

Die Erd bringt keine Frucht, sondern Disteln, wenn man sie nicht mit scharfen Pflugeisen durchgrabt; die Jugend tut kein gut, wenn man sie nicht scharf hält.

Das Eisen, so erst aus dem knopperten (knorrigen) Bergwerk gebrochen, ist nichts Guts, es komme denn der harte Hammerstreich darauf; die Jugend bleibt nichts nutz, so man der Streiche verschont.

Der Weinstock wird nicht tragen, sondern verfaulen, so nicht ein Stecken dabei steht; die Jugend wird nicht fleißig sein, sondern faul, wenn nicht die Rute daneben steckt.

Die Musik wird auf Katzenart ungereimt verbleiben, wenn der Taktstreich des Kapellmeisters abgeht; die Jugend wird sich mehrest ungereimt verhalten, wenn der Takt der Eltern oder des Präzeptors mangelt.

Die Leinwand des Malers wird kein schönes Bildnis vorstellen, wenn er den Streichpinsel nicht an die Hand nimmt; die Jugend wird den Eltern keine Zierd bringen, wenn sie nicht wohl mit dem birkenen Streichpinsel auf die Leibfarb anhalten.

Wie nennt Clemens Alexandrinus die Kinder? Er nennt sie flores matrimonii, „Blumen des Ehestandes“. Gut, gut! Die Blumen müssen umzäunt sein mit Ruten

und Stecken, sonst kommt eine jede Sau darüber. Wie nennt der heilige Vater Augustinus die Kinder? Er nennt sie *naviculas fluctuantes*, „kleine wankende Schifflein“. Gut, gut! Zu diesen Schifflein muß man Ruder brauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt der hl. Gregorius Nazianzenus die Kinder? *Oculos suorum parentum*, „Augäpfel ihrer Eltern“. Gut, gut! Aber dem Augäpfel hat die Natur Augenbrauen gesetzt, welche wie die Ruten gestaltet sind. Wenn man aber die Ruten spart, so kommt Schand und Schand über die Kinder. Nero wäre kein solcher Bösewicht worden, wenn ihn seine Mutter Agrippina hätte schärfer gehalten. . . .

O wie unbedachtsam handelt ihr, wenn ihr den Lehrmeistern so schimpflich nachredet, als brauchten sie in der Schulkur das Birkenwasser zu sehr und verfahren gar zu streng mit euren Kindern! Aber glaubt mir darum, wenn ihr Eltern wollt einmal einen Schatz finden bei euren Kindern, so laßt ihre Zuchtmeister die Wünschelruten gebrauchen. Aber elliche Eltern sein heißlicher mit ihren Kindern, als die Venetianer mit ihrem Arsenal. (Judas.)

\* \* \*

Wenn die Eltern ein Kind haben, welches einen Buckel hat so groß wie ein Scherhaufen (Maulwurfs-haufen) im Mai, wie schämen sie sich so sehr, und wann's in den Augen schielet, daß es zwei Bücher auf einmal lesen kann und mit einem Aug in die Höhe, mit dem andern in die Nieder schauet wie eine Hausgans. Wie verdriest es so stark, wann's auf einer Seite hinft wie ein Hund, den die Köchin mit dem Rudwaller bewillkommnet hat! Wie schmerzt nit solches die Eltern, wenn's im Gesicht ein ungeformtes Muttermal hat, etwan auf der Nase eine Kirsche, daß der Stengel ins

Maul hängt! Was gäben die Eltern nit darum, daß ein Kernbeiß (Vogelart) solches Obst verzehrte? Der geringste Leibstadel ist den Eltern verdrießlich und sucht man Augenarzt, Zahnarzt, Ohren-, Nasen-, Maul-, Kinderarzt und Ärztin in allen Orten und Porten, um solches Übel zu wenden.

Über wann die Seel ist wie eine Wüste, wo nicht Pachomius (ein Einsiedler), sondern Bauchomius wohnt; wann die Seel ist wie ein Tempel, wo nicht ein hl. Venantius, sondern eine heillose Venus verehrt wird; wann die Seel ist wie ein Garten, worinnen nit Nüz, sondern Ärgeris, nit ein riechender Salvi (Salbei), sondern ein st. . . salva venia (mit Verlaub) wachsen; wann die Seel eine Gasse ist, aber nicht bei den zwölf Aposteln zu Wien, sondern im Sauwinkel daselbst, das achten und betrachten die Eltern nit, das schmerzt sie nit. Wann ein Kind den Fuß bricht, da weinet die Mutter, da ist nassers Wetter als im Heumonat. Das kommt mir just vor, als wenn einer Achtung gebe auf den Schuh und fragt nichts um den Fuß. Das heißt die Nußschale aufgehebt und den Kern hinter die Tür geworfen; das heißt die Dukaten ausschütten und die Saublatter (Schweinsblase = Geldbeutel) aufbehalten; das heißt den Degen verrostet lassen und die Scheid vergulden; das heißt die Gans vor den Hund werfen und den Flederwisch auf den Tisch legen. (Judas.)

\* \* \*

Einige Eltern brauchen keine Brillen, weil sie allzuviel ihren Kindern durch die Finger schauen, und lassen Söhn und Töchter alle Gesellschaften betreten, des einfältigen Glaubens, die Menschen seien wie die Sonnenstrahlen, welche auch durch eine Kotlase gehen und sich nicht besudeln. Noch ist es gar wenigen geraten (ge-lungen), wie den drei Jünglingen in dem babylonischen

Ofen, welche mitten unter den Feuerflammen unverlezt verblieben. So haben wir Menschen auch nicht die Natur der Rose, welche in Gegenwart eines st... enden Knoblauchs den Geruch nicht verliert, sondern vielmehr denselben vergrößert.

\* \* \*

Schau, ein junges Pferd, wie mutwillig dasselbe springt, wie übermütig dasselbe läuft, wie unsinnig dasselbe ausschlägt, wie unbändig dasselbe scharrt, wie lebhaft dasselbe wühlt, wie unartig dasselbe haust! Sobald du ihm aber vom Sporer ein gutes Gebiß einlegst, da wirst du den jungen Kappen sehen wie einen tüchtigen Novizen. Die menschliche Jugend ist nicht viel anders beschaffen: diese ist ein Geschirr, so bald rinnt; diese ist ein Holz, so bald brennt; diese ist eine Kerze, so bald abfließt; diese ist eine Farb, so bald abschleibt; diese ist ein Fleisch, so bald st...; diese ist ein Schiffel, so bald versinkt. Die Jugend des Menschen läuft nicht, sondern springt; sie stolpert nicht, sondern fällt; sie raucht nicht, sondern brennt; sie walzt nicht, sondern stürzt sich. Sie stürzt sich in alle Laster wie der verlorene Sohn; sie brennt in aller Unzucht wie der Amnon; sie fällt in allen Übermut wie der Absalom; sie springt in das Verderben wie die Kinder Heli usw. Aber ihr, liebe Eltern, ihr Hofmeister und Präzeptores, legt solcher mutwilligen Jugend ein Gebiß ein; macht es wie die Weingärtner, die den Rebenstock binden, damit er nicht nach Belieben auf der Erde herumvagierte; macht es wie die Apotheker, welche die Büchsen wohl verschließen, damit der Balsam nicht ausrauche; macht es wie die fleißigen Leser, so ein Buch wohl binden und zuschließen, damit es nicht Eselsohren bekomme. Legt ein gutes Gebiß ein; dieses Gebiß heißt disciplina: noli subtrahere a puero disciplinam (laß es beim Kinde an Züchtigung nicht fehlen)...

Ein Pferd geht zuweilen — aber hübsch langsam wie eine Spitaluhr; es geht — aber hübsch verdrossen wie ein Spielmann am Freitag (an Freitagen durften früher die Musikanten in Gasthäusern usw. nicht aufspielen); es geht — aber hübsch unwillig wie ein Hund aus einer kalten Kuchel. Was ist zu tun? Nichts anderst, als daß du ihm die Sporen gibst, — da wirst du bald erfahren, daß sein Verweilen in ein Eilen sich verkehrt. Alle Eltern, alle Vorsteher, alle Obrigkeiten sind närrisch, wenn sie nicht einen Sporn haben. Dieser aber ist ein gutes Exempel (Beispiel), welches die Untergebenen zu allem Guten antreibt. (Etwas für alle.)

\* \* \*

Freilich wohl ist manches junge Herrl eine unschätzbare Perl wegen der Reinigkeit seiner Unschuld. Freilich wohl ist manches Mägdln ein kostbares Smarägdln, das immer grünelt in den Tugenden. Freilich wohl ist manches Sabinl ein schönes Rubinl in ihrer Purpurröthe der Schamhaftigkeit. Freilich wohl ist manche Jungfrau Christl ein glänzendes Amethystl wegen ihres herrlichen Tugendwerts usw.

Aber weh, weh solchen Eltern, welche die köstlichen, unschätzbaren Kleinodien den unslätigen Schweinen vorwerfen und so vortreffliche Edelgestein mit dem Sündenkot beschmutzen und verdunkeln lassen!

### e) Das Alter.

#### 33. Der Abend des Lebens.

Das Alter ist nichts anders als ein Abend des Lebens; daher der Leib seine Kräfte verliert und die Gestalt zum Schabab (schab, schieb ab!) gelangt. Der Schimmel ergreift die Haar, und sieht man leicht aus diesem Schnee, daß der warme Sommer verwichen. Die Stirn schreibt

sich nicht mehr aus Glattau in Schlesien, sondern ist bereits voller Furchen wie ein neugebauter Acker. Die Augen, welche vorhin wie zwei Sonnen geschimmert, leiden bereits eine Finsternis. Die Wangen, welche vor Jahren mit Rosen täten prangen, fallen nun zusammen wie eine ausgeblasene Sackpfeife. Die Nase wird zu einem elenden Destillierkolben und handelt mit nichts anderem als mit Schneckenfirnis. Die Lippen (Eippen) sind bereits blau angelaufen und richten sich nach der gewöhnlichen Fastenfarbe (violett). Die Zähne haben meistens den Reißaus genommen und nichts als eine leere Herberg hinterlassen. Der Hals ist nicht mehr halsstarrig, sondern tut wirklich pfnocken (wackeln) und will den Kopf nicht mehr unterstützen. Die Achseln wollen gänzlich verzagen, können nit mehr tragen, stecken voller Klagen. Die Händ spielen wider ihren Willen auf der Zither, daß sie so bald keine Fliege mehr plagt. Die Kniee verdienen nicht mehr den Titel „Ihr Vest“, weil sie schon ziemlich aus dem Leim gegangen. Die Füße nehmen bereits ihre Einkehr zu Matthausen (in Oberösterreich), und muß der Alte schon einen hölzernen Klepper an der Hand führen. Die natürliche Hiß verliert sich wie die Fliegen aus einer kalten Kuchel (Küche). . . .

Vermerkt also die unsterbliche Seel gar wohl, daß man ihr bald den Strohsack vor die Tür werfen werde.

Die unvorsichtigen Adamskinder hoffen mehrmalen, daß sie werden lang leben und die Welt nach Wunsch genießen. Unterdessen tut Gott öfters ihnen, wenn sie mitten im Rosengarten sitzen, den Lebensfaden unvermutet abschneiden, und merken sie erst, daß das menschliche Leben nicht ungleich den Kürbisblättern des Jonas, welche so bald verdorrt, und erfahren auch, daß der Menschen Hoffnung auf das Zeitliche ein Gebäud sei ohne Grundfeste.

## 34. Der Tod.

Einige nennen den Tod einen Schmitter, welcher da einschneidet, wo er nicht ausfällt. Andere heißen ihn einen Schützen, welcher ganz grimmig mit seinen Pfeilen tut nach dem Leben zielen. Etliche nennen ihn einen Mäher, dessen Sense oder Sichel alles hinwegnimmt, es sei Gras oder Blumen, König oder Bauern, arm oder reich. Viel nennen ihn einen Jäger, der aber kein anderes Wildbret fället als Menschen. Andere nennen ihn einen Fischer, welcher ohne Unterschied kleine und große Fische fanget. Einige heißen ihn einen Schreiner oder Tischler, so da einem jeden eine Truhe machet und anmisset. Auch gibt es etliche, welche den Tod für einen guten Kegelspieler halten, welcher nach Belieben so gut den König als den Bauern schießt.

Mich aber dünket der Tod der größte Guttäter zu sein, zumalen er dem Menschen hundertfache Bürden, welche ihm über den Hals liegen, hinwegnimmt.

Alle Gesetze lassen sich übertreten; aber das Gesetz des Todes allein kann nicht umgangen werden; denn diesen Weg muß ein jeder gehen. Dieses Bad muß ein jeder austrinken, diesen Knopf (Knoten) muß ein jeder auflösen; diesem Trunk muß ein jeder Bescheid tun; dieses Liedl muß ein jeder singen; nach dieser Pfeife muß ein jeder tanzen; dieser Schuh tut einen jeden drücken; diesen Zoll muß ein jeder ablegen. Sterben, sterben müssen alle, und ihr, Jungen, seid auch nicht befreit.

Omnes morimur, ich hab gesehen, daß es muß gestorben sein; ich hab gesehen, daß der Tod ein Fischer, der nicht allein kleine Schneidersichel ziehet, sondern auch große Walfisch; ich hab gesehen, daß der Tod ein

Mäher, der mit seiner Sense nicht allein abschneidet den niederen Klee, sondern auch das hochwachsende Gras; ich hab gesehen, daß der Tod ein Gärtner, der nicht allein die auf der Erde kriechenden Veigelein abbrockt, sondern auch die hinaufsteigenden Rittersporen; ich hab gesehen, daß der Tod ein Spieler, und zwar ein unartiger, indem er legelt und nicht aufsetzt, und nicht allein sticht nach dem Bauern, sondern auch nach dem König; ich hab gesehen, daß der Tod ein Donnerkeil (Blitzstrahl), der nicht allein trifft die durchsichtigen Strohhütten, sondern auch die durchleuchtigsten Häuser der Monarchen; ich hab gesehen, daß eine güldene Kron und eine Schmerlkapp, ein Zepter und eine Holzhack, ein Purpur und eine Jopp bei dem Tod eines Gewichts und eines Gesichts seien. . . .

„Ihr hoch- und wohlgelehrten Köpf,  
 Doctores und Discipel,  
 Ihr seid mir (dem Tod) gleich wie andre Gschöpf;  
 Kommt, singt mit mir den Tripel (Dreitakt).  
 Ich nehm auch sine venia  
 Eure witzigen ingenia,  
 Acht' weder Buch noch Bücheln;  
 Denn sterben müssen alle Leut.  
 Man wird's euch wohl nicht küheln“ (besser  
 machen). (Merk's Wien.)

Ein Lied von Schönheit, Ehr und Geld  
 Spielt unsern Regungen die Welt,  
 Daß sich das Herz ihr gleich soll stellen.  
 Tanzt ja nach ihrer Saite nicht,  
 Weil leicht ein Kapriol (Sprung) geschicht  
 Vom Wollusthimmel zu der Höllen.  
 (Etwas für alle: Der Tanzmeister.)



## B. Des Menschen ewige Bestimmung.

### I. Heilmittel.

#### 35. Die Morgenröte.

Die Morgenröte wird von den Lateinern genannt *aurora*, welches soviel will sagen als *aurea hora* (Volks-etymologie), die güldene Stund, zumalen ihr Anfang fast alles auf Erden vergüldet. Sie prangt schier wie Johannes der Täufer, indem dieser ein Vorläufer Christi genannt worden, sie aber eine Vorläuferin der Sonne benamset wird. Die schöne *Aurora* oder Morgenröt macht der finstern Nacht den Kehraus und kündet dem ganzen Erdboden den Tag an, daher sie alle Vögel und Gefieder (Tautologie) von dem sanften Schlaf aufweckt und selbe zu einer dem allgemeinen Schöpfer gebührenden Dankmusik anfrischt. Bei Aufgang der Morgenröt eröffnen sich auch die Blumen, welche die Nacht hindurch ihr Angesicht verhüllt gehabt. Sobald die *Aurora* hervorblickt und ihre güldenen Strahlen von sich wirft, sodann machen sich die Nachteulen und andere Nachtdieb aus dem Staub, damit sie durch die Himmelslatern nicht verraten werden. Sogar der Mensch selbst befindet sich ganz munter und frisch an seiner Leibeskomplexion („Leibesverfassung“). . . .

In dem Fall sollten wir sein wie die Lerchen: sobald die schöne Morgenröt die Erde bescheint, da sind diese Vöglein alsobald auf, schwingen sich empor und legen dem allmächtigen Gott ab ihr gewöhnliches Lobgesang. Wenn uns Menschen die edle *Aurora* den Schlaf von den Augen wischt, da soll unser erster Gang sein in die Kirche, oder wir sollen wenigst zu Haus das Gebet verrichten. . . .

Gleichwie der Allerhöchste (im Alten Testament) hat wollen, daß man ihm den Erstling soll widmen und opfern, also will er noch, daß man ihm den Erstling des Tags soll schenken, welcher nichts anders ist als das Frühgebet bei anbrechendem Tag; denn wenn man den ersten Teil des Tags Gott zuwendet, so ist man schon versichert, daß der ganze Tag werde gesegnet bleiben. Bei jetziger Zeit weiß man unter einigen vom Adel nichts von solchem Erstling, und sind die Damen sonst aus Antriebe der Natur sehr geneigt zum Vorwitz, also zwar, daß sie alles, was rar und schön ist, wollen sehen. Gleichwohl sind esliche, welche niemalsen die schöne Aurora oder Morgenröt haben angeschaut, weil sie bis auf Mittag im Bett liegen und schlafen. Diese Leut gedunken mich zu sein wie jenes Volk, so mit den Füßen gegen uns gehen und werden genennt Antipodes (Gegenfüßler); denn wenn bei ihnen die Nacht ist, da ist bei uns Tag, und wenn bei uns Tag, so ist bei ihnen Nacht. Der weise Seneca hält solche gar für tote Leut, weil man bei denselben fast gar nichts sieht als Fackeln und Wachskerzen, wie bei Totenleichen. Der König David lobt derowegen den allmächtigen Gott, daß er alles so weislich gemacht und angeordnet. Er hat die Nacht gemacht, dem Menschen zu einer Ruh: „Wenn die Sonn aufgeht, so geht nachmals der Mensch zu seiner Arbeit“ (Psalm 103). Bei Davids Zeiten hat man noch menschlich gelebt, es waren dazumal gleichwohl auch adlige Leut, aber anjeko ist's fast umgekehrt, denn man geht erst schlafen, wenn die Nacht in Zügen liegt, und steht man erst vom Bett auf, wenn andere gemeine Leute schon von der Tafel gehen; wovon denn kommt, daß man Gott den ersten Teil des Tages gar nicht gibt.

## 36. Bete und arbeite.

Solang jemand natürlicherweise sich selbst kann helfen, da muß er Gott nicht um ein Mirakel ansuchen. Den ganzen Tag in der Kirche hocken und also beten, daß schier das Maul möcht stauben, unterdessen zu Haus alle Arbeit vernachlässigen, ist weder gut noch ratsam; sondern Gott will, daß wir zwar unser Gebet sollen ver richten, nachmals aber die Händ nicht in Sack schieben, sondern der Hilf Gottes unsern eigenen fleiß und Arbeit zugesellen.

Wer frische und gesunde Glieder hat, wer bei guten Leibeskräften ist, der muß nit den ganzen Tag in der Kirche hocken, der muß nit allen Weihbrunn ausschlecken und nachmals warten, bis ihm Gott durch ein Wunderwerk die tägliche Unterhaltung schicke: das nit, das gar nit; sondern er muß sich selbst um Stückel Brot bewerben, allen fleiß anwenden, wie er sich ehrlich ernähre.

Es gibt sehr viele, ja eine unzählbare Menge andächtiger Weiber, welche ganze Vormittag in der Kirche verharren und so eifrig beten, daß ihnen die Zähne rogel (lose) werden. . . . Den ganzen Tag tun sie den Rosenkranz herumdrehen . . . alle Blätter der Betbücher anschmuhen, alle Pflastersteine der Kirchen mit den Knien halb durchbohren, unterdessen aber sind sie nichts anderes als Menschen, an deren Gebet Gott kein Wohlgefallen hat, sondern das höchste Mißfallen. Warum? Darum; denn unter der Zeit, da eine solche Betursel dem Gebet abwartet, leidet die Wirtschaft zu Haus, das Gesind lebt sine cura epikurisch. Ihre Männer donnern und hageln (als filii tonitru!) im Hause herum, voll des Grimmes und Zornes, weilen die Suppen verfalszen, das Kraut nicht geschmalzen und

in keinem Winkel ein Winkelmaß oder Ordnung ist, und durch so vieles und langes Beten die Arbeit und das ganze Hauswesen verliederlet und vernachlässigt wird. (Etwas für alle.)

Der Mensch ist eine Blume, sagst du, die heunt vorm Busen, morgen vorm Besen.

Der Mensch ist eine Saite, sagst du, die bald lieblich klingt, bald elend springt.

Der Mensch ist ein Blasbalg, sagst du, der jetzt wampet, bald wieder schlampet.

Der Mensch ist eine Uhr, sagst du, wo der Zeiger bald steht auf eins, bald auf keins.

Der Mensch ist ein Mondschein, sagst du, der bald groß, bald wieder bloß [des Lichtes entblößt].

Der Mensch ist ein Glas, sagst du, welches bald schimmert, bald auch zertrümmert.

Der Mensch ist ein Quecksilber, sagst du, wo feck und geh weg beieinander (Abraham spricht auch von „Gehwegsilber“).

Der Mensch ist ein Spinnengeweb, sagst du, wo bald eine schöne Kunst, aber auch bald umsunst.

Uch und schwach! was mehr? öd und blöd: was mehr? Nichtig, untüchtig ist der Mensch, sagst du.

Ich aber sag, daß er den Allmächtigen kann binden und überwinden; also bestätigt es der hl. Bernhardus: Oratio vincit invincibilem et ligat omnipotentem. Der Mensch kann durch das Gebet Gott selbst überwinden. . . . (Gemisch-Gemasch.)

### 32. Fasten.

Um das Fasten ist es eine heilige Sach. Der Abbruch der Speisen ist dem Satan ein Abbruch. Viel Essen macht vermessen; viel Trinken macht hinken und

st . . . Wo man den Löffel allzustark braucht, da bleibt das Löffeln (Liebeln; vgl. englisch to love) nicht aus. Entgegen, wo man den Leib kasteit, da nimmt die castitas (Keuschheit) die Herberg. Wo das Maul nicht viel schmutzig, dort ist gemeiniglich das Gewissen sauber. Wo die Zähne nicht stark ins Essen beißen, der hat in jener Welt das Zähneklappern nicht zu fürchten; denn Fasten und Abbruch ist eine Mutter aller Tugenden. Weil vordem die heiligen Einsiedler mit lauter Kräuter sich erhalten, also hat sich wenig Unkraut unter ihnen gefunden. Der sich mit wenig Fischen begnügt, dieser wird selten mit faulen Fischen umgehen.

### 38. Das Himmelreich leidet Gewalt.

O was hat Jakob nicht ausgestanden im Alten Testament, als er so viele Jahre gedient bei dem Laban, an dem doch die Höflichkeit ziemlich sparsam gewesen. Im Winter war Jakob nie ohne Frost, im Sommer nie ohne Hiß, bei der Nacht nie ohne Wachsamkeit, beim Tag nie ohne Sorg, zu Haus nie ohne Arbeit, auf dem Feld nie ohne Emsigkeit. Er ist gewesen wie eine Uhr, wo allzeit eine Unruhe; er ist gewesen wie die Sonne, so allzeit im Laufen; er ist gewesen wie ein Löw, der auch im Schlafen offene Augen hat; er ist gewesen wie eine Kerze, so sich um des andern willen selbst verzehret.

Sag mir eine Arbeit, die er nicht verrichtet hat; nenne mir eine Drangsal, die er nicht hat ausgestanden; erzähle mir eine Sorgfalt, die er nicht gehabt hat; lobe mir eine Geduld, die bei ihm nicht gefunden worden; setze mir eine Treue, die man bei ihm nicht gespüret hat. Die felder, wo er die Schafe geweidet, die Brumen, wo er die Schafe getränkt, die Ställ, wo er die Schafe gehütet, die Wölfe, so er von den

Schafen vertrieben, die Wolle, so er von den Schafen geschoren: wenn alle diese könnten reden, so würden sie alle nennen und bekennen die große Arbeit Jakobs. Warum aber alles dieses, mein Jakob? Darum, sagt er, damit ich nur die schöne Rachel zum Weib bekomme.

O mein allmächtiger Gott, wenn sich Jakob also bemühet hat um die schöne Rachel, wie soll sich erst der Mensch befeihen um die ewige Seligkeit, allwo ein Leben ohne End, wo ein Licht ohne Schatten, wo eine Freud ohne Verdruß, wo eine Lieb ohne Haß, wo ein Fried ohne Krieg, wo ein Reichthum ohne Abgang, wo eine Glorie ohne Neid, wo eine Wollust ohne Grausen, wo eine Weisheit ohne Fehler usw.; wo alles in Gott, bei Gott, an Gott, von Gott, durch Gott, aus Gott, alles, alles! (Huy und Psuy: Die Perle.)

\* \* \*

Es ist keine andere Brücke in den Himmel als das Kreuz; es läßt sich die Himmelstür nicht anders aufsperrn als durch den Kreuzschlüssel; die himmlische Glorie wird nicht anders eingehandelt als durch Kreuzer. . . . Die Wirt haben im Brauch, wie zu Kanaan in Galiläa gesagt worden, daß sie anfangs einen guten Wein den Gästen auftragen, zulezt aber einen schlechten. Das ganze Widerspiel ist bei Gott, denn er auf der Welt einen Sauerampfer einschenkt, alsdann erst in der Ewigkeit einen süßen Trunk spendieret und allemal kommt Leiden vor Freuden, das Patior vor dem Potior, und wer das Kreuztragen weigert, der resigniert freiwillig den Himmel.

\* \* \*

Auf vielen hohen Schulen ist der Brauch: wenn einer will die Glorie eines rechten Studenten genießen, so muß er sich vorher „deponieren“ lassen,

und bestehet solches in vielem Schlagen, Stofen, Foppen und dergleichen Beschwernissen. Also: wer begehrt, ein Kind der Seligkeit zu werden, der muß vorher leiden, und es ist kein anderer Weg in den Himmel als sustine et abstine.

### 39. Not bringt zu Gott.

Wir Menschen sind wie die Orgelpfeifen, welche keinen Ton von sich geben, wenn sie nicht Wind haben. Sobald sie aber Wind fangen und der Organist ein wenig das Klavier berührt, da pfeifen sie und lassen allerhand schöne Stimmen gegen Gott hören. Also, wenn uns Gott nicht einen ungeheuern Sturmwind von allerhand Kreuz und Widerwärtigkeiten zuschicket, da schweigen wir mäuselstill; hingegen bei dem Sturm, in Angst und Ungewitter, fangen wir an zu pfeifen, zu schreien, zu zihern (zittern), zu zwihern.

Mein, wer hat jemals einen betenden Schiffmann gesehen, wenn der Himmel heiter ist? Solang der Wind gut geht und das Meer still, denkt er wenig an Gott. Sobald aber der Himmel ein finsternes Gesicht macht, donnert, hagelt und blizt, die Wellen gleich den Bergen über das Schiff ausschlagen, der Mastbaum zu krachen anfängt, ja der augenblickliche Untergang vorhanden, da bringt ihn erst die Not zu Gott, das Muß bringt ihn zur Buß, die Nöten zum Beten, Bang zum Gesang; in dem Getümmel ruft er zu dem Himmel, in der Gefahr schreit er zum Altar, in den Wellen gedenkt er seiner Seelen, bei Brausen, Wüten und Toben tut er alles geloben. Aber sobald der Wind sich gelegt, der Himmel aufgeheitert, die Gefahr vorbei und er auf trockenem Land ist, so ist alles Bitten und Beten, alle Gelübde und Versprechen ebenso geschwind dahin, als Wind und Wetter gegangen.

(Gehab dich wohl.)

## 40. Die Sonnenblume.

Es ist eine Blum mit Namen Sonnenwend; diese ist also verliebt in das strahlende Sonnenlicht, daß sie aus Zwang der übermäßigen Lieb selbiges unverwendlich anblickt und wie sich diese Himmelsfackel wendet, also wendet sich gleichförmig diese Blum. Ja, wenn solche anstatt der Blätter Flügel hätte, glaubte ich ungezweifelt, daß sie schnelleifrig würde hinauffliegen zu diesem güldenem Schatz. Wenn nun die Sonn untergeht und ihre schönsten Strahlen unter die Erde fallen, so vermutest du etwa, als erlösche gleichmäßig die Lieb dieser Blumen? Nein, nein, sondern nicht ohne Verwunderung ist zu sehen, wie die Blum vor lauter Traurigkeit die gelben Blätter zusammenzieht, das goldfarbene Angesicht halbenteil verhüllt und mit geneigtem Haupt gegen die Erde schaut, wo das Liebste verborgen.

Von dieser Sonnenblum kannst und sollst billig eine heilsame Lehr schöpfen. Gedenke, daß du diesen und diese Verwandte geliebt hast über alles; gedenke, daß deren Gesellschaft dir eine einzige Erquickung gewesen ist, gedenke, daß deren Guttaten in Magnetskräften dein Herz gezogen. Weil aber diese durch den wütenden Tod sind unter die Erde geraten, also lasse fein deine vorgehabte Lieb und Treu noch nicht erlöschen, sondern wend mit der Sonnenwend dein Angesicht zu der Erde, in der, unter der dein verstorbener Vater, Mutter, Schwester und Anverwandten liegen; schenke und schicke ihnen ein heiliges Almosen, eine heilige Kommunion, einen heiligen Rosenkranz, vörderst eine heilige Meß, damit sie kraft deren aus dem peinlichen Sengfeuer desto ehender die Seligkeit erreichen.

(Kösch Wien.)



## 41. Das Gewissen.

Wer eines guten Gewissens sich erfreut, der wird zu allen Zeiten fröhlich sein, in allen Begebenheiten ruhig sein, in allen Gefahren sicher sein, in allen Drangsalen getröstet sein; zu allen Sachen wird er lachen, zu allen Dingen wird er singen und allzeit sein allegro. Denn das gute Gewissen ist ein Garten, worin nichts wächst als Augentrost, ein Kalender, worin nichts anderes steht als schönes Wetter, ein Brevier, worin nichts anderes gelesen wird als dominica laetare, ein Tempel, worin die vornehmsten (beliebtesten) Patrone Hilarion und Gaudentius, eine Hochzeit, worauf das Herz vor Freuden tanzt, ein unvergängliches Paradies, eine lustige Wohnung Gottes, ein göttlicher Freund, eine freudenvolle Freiheit, eine freie Ergöglichkeit. Seine (d. h. des frommen Christen mit dem guten Gewissen) Augen sind ein Spiegel der Unschuld, sein Mund ein Chor des göttlichen Lobes, seine Ohren Pforten der Keuschheit, seine Hände ein Speisgewölbe der Armen, seine Füße ein Courier der Andacht, sein Herz ein Thron und Sitz des Heiligen Geistes.

Es ist kein so schädlicher, tödlicher, reizender, beißender, winziger, unsinniger, greulicher, abscheulicher Wurm als der nagende Wurm eines bösen Gewissens. . . .

Wo ist bei dieser betörten und verkehrten Welt das Gewissen? Wer achtet jegiger Zeit das Gewissen? Wer geht nach dem Gewissen? Wer handelt mit Gewissen? Wer richtet sich nach dem Gewissen? O wie viele tausend Gewissenswürm, ja wohl ganze Wurmnestler findet man unter den Menschen!

Es ist ein Wurm, der kriecht in den Kanzleien und auf der Advokaten Schreibtischen herum, der ist der Interessewurm.

Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Schneider Scher, der ist der Beschoreswurm.

Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Maurer- und Zimmerleut Werkzeug, der ist der faule Wurm.

Es ist ein Wurm, der kriecht in der Eheleute Betten und Hausrat, der ist der Zankwurm.

Es ist ein Wurm bei der Wucherer Scheuern, der ist der Treid- und Kornwurm.

Es ist ein Wurm, der nistet in den Locken der großen Perücken, der ist ein politischer Wurm.

Es ist ein Wurm, der läßt sich sehen auf der Frauenzimmer Nähstissen, der ist ein Galanteriewurm.

Aber wer will alle Würm zählen?

(Gehab dich wohl.)

#### 42. Rezept wider alle Sünden.

Erstens nimm von Gedächtniswurzeln deiner Geburt (denke daran, woher du kommst), von dem Elendklaub (vgl. Bärenklaub) deiner Nichtigkeit, vom bitterm Wermut der Trübsale, von Myrrhen der Sterblichkeit, von jedem eine große Handvoll, zerstoße alles dieses in dem Mörser eines zerknirschten Herzens; feuchte es an mit dem Bußwasser der Tränen, lege solches dann auf das Feuer einer inbrünstigen Andacht, blase zu mit den Seufzern der Reu und Leid, koche es wohl untereinander durch die Betrachtung. Alle Tag einen Löffel voll mit reinem Gewissen davon eingenommen, ist ein treffliches Mittel wider alle Sünden.

## II. Heilshindernisse.

## a) Fehler und Laster des Menschen.

## 43. Eitelkeit und Hoffart.

Mein Bruder Veremund, was ist dies für einer? Er gehet daher so aufrecht wie eine Hopfenstange. Er macht ein paar Backen, als wollt er den Blasbalg bei der großen Orgel zu Ulm treten. Er reiszet die Augen auf, als wollt er bis nach Calicut schauen. Er breitet die Stirn auseinander, daß man auf diesem ledernen Tisch gar leicht würfeln könnte. Wenn der Kerl fliegen könnte, so machte er gewiß sein Nest auf den babylonischen Turm. Er ranzt sich und banzt sich (reckt sich und streckt sich), als wenn er des Goliaths Bruststuck (Brustlatz) anhätte. Er kann sich gar nicht bucken, als hätte er einen Bratspieß geschluckt. Den Gesellen kann ich gar nicht kennen. Er ist, sagt Veremund, ein aufgeblasener Narr. (Narrennest.)

Der allmächtige Gott schaut nicht an das Gesicht, sondern das Gewissen, nicht den Leib, sondern die Seele, nicht die Schale, sondern den Kern, nicht die Muschel, sondern die Perl, nicht die Scheid, sondern den Degen, nicht den Einbund, sondern das Buch.

Es besleißt sich manches Adamskind um ein glattes, schönes und weißes Gesicht; unterdessen ist das Gewissen kohlschwarz: was ist dies anders als ein Misthaufen im Winter, mit Schnee verhüllt. Entgegen kann ein Rauchfanglehrer unter seinem ruhigen Aufzug und schwarzen Gesicht ein weißes und untadelhaftes Gewissen verbergen: die schwarze Erde ist noch allzeit besser gewest als eine andere. . . .

Vanimunde, siehest du diesen Herrn? Ja, ich sehe ihn, wer ist er? Er ist ein Rauchfang; denn er fangt

lauter Rauch: er schnappt nach Ehren und Hoheiten, und diese verschwinden wie ein Rauch. Sag mir, oder vielmehr klag mir, wo ist ein Carolus Magnus? wo ein Carolus Calvus (der Kahle)? wo ein Carolus Martellus? wo ein Carolus Simplex? wo ein Carolus Crassus (der Dicke)? wo ein Carolus Mudas (der Kühne)? wo ein Carolus Bonus? wo ein Carolus Bellicosus? Omnis caro scenum, sagt Job (Alles Fleisch ist wie Heu). Aber ich sag: omnis Carolus fumus (Rauch), sie sind hoch gestiegen wie ein Rauch. Ihre Majestät, ihre Dignität, ihre Pracht, ihre Tracht, ihre Macht ist vergangen wie ein Rauch, auch. O vanitas!

Vanimunde, siehst du dieses Frauenzimmer? Ja, ich sieh's, wer ist sie? Sie ist ein Rauchfang; denn sie trachtet nach schöner Gestalt, und was ist diese anderst als ein Rauch und vergeht wie ein Rauch. Thamar in Israel ist schön gewesen, Cleopatria in Ägypten ist schön gewesen, Helena in Griechenland ist schön gewesen. . . . Sie sind nicht mehr. Spiegel sind sie gewesen, aber anjeko zertrümmert; rote Äpfel sind sie gewesen, aber anjeko verwelkt; schöne Lichter sind sie gewesen, aber anjeko ausgelöscht. Sie sind gewesen, nicht mehr, sind vergangen wie Rauch. O vanitas!

(Etwas für alle: Der Rauchfanglehrer.)



Manche will Gott in seinen Geschöpfen einreden und es gleichsam besser machen als er, auch die Natur schimpflich korrigieren, damit sie auch der andern nichts nachgebe an der Gestalt. Sie steht vorm Spiegel so lange, bis ihr möchten Blattern an den Füßen aufahren, sie kraust und zaust ihr Haar und zieht's so streng, als wären sie in einem steten Noviziat: da muß eine Haarlocke krumm sein, die andere noch krümmer, die dritte zum krümmsten; da muß viel Haar sein, dort

wenig, da muß es gar schütter (spärlich) sein, wie das Traid der armen Leut, da muß es in die Höhe stehen wie ein Reiherbusch, da muß es hinausstehen wie ein Bachstelzenschweif, da muß es herunterhängen wie ein Bierzeiger, da muß die Scheitel sein wie ein lateinisches Upsilon, da muß rauh sein, dort glatt, da gemischt, da plaisant, da negligent, da galant. Die Lenden müssen geschnürt sein, eng sein, gebunden sein, gezwickt sein, gezwungen sein und bald mehr leiden als die Israeliter in Ägypten, und muß der Leib so rahn (dünn) sein wie ein zugespitzter Zuckerhut. Da muß sich das Gesicht waschen lassen, reiben lassen, polieren lassen, färben lassen, ziehen lassen, zieren lassen, daß es schier mit des Balaams Eselin möchte klagen. Damit aber das Fell rein bleibe, nimmt sie des Nachts eine Larve übers Gesicht, daß ihr beinahe der Atem verkürzt wird. Da frist sie Kreiden, Wachs, Terpentin, Salzstein, Fröschebeiner, Schneckenpulver, damit nur die Haut nit braunerisch (von Braunau) wird, damit die Wangen zu Weissenburg bleiben, damit die Lefzen (Lippen) zu Rotenburg logieren. Da legt sie so enge Schuhe an, daß sie fast keine größeren Fußstapfen im Sand laßt als die Rohrantel (Rohr, Teichhuhn). Es geschieht aber alles darum, weil sie der Nächsten neidig ist um ihre Gestalt und nicht gern hören wollt, daß eine andere schöner soll sein als sie. O sauberes Muster! (Judas.)

\* \* \*

Wenn der Mensch wohl betrachtet, was sein Leib für eine Gestankbutte sei, was derselbe allerseits für Unflat destilliert, was hundertfachen Zuständen und Krankheiten er unterworfen sei, wie unvermutlich ihm der Tod über'n Hals komme, da wird er leichtlich den Hochmut fahren lassen. Eine manche aufgeblasene Helena (Schönheit), weil ihr Gott und die Natur auf die Stirn

das Elfenbein spendieret, auf die Wangen die Rosen, auf die Lippen den Rubin usw., und sie mit der auserlesensten Gestalt reichlich versehen, anbei in Gut und Geld überflüssig gestellet, die bildet sich etwan ein, sie sei eine Göttin, ein jeder soll sie verehren und anbeten.

O meine nichtige Kreatur, du mußt und sollst wissen: was zu Staub und Asche kann werden, ist weder für Gott noch Göttin zu halten. Du bist ein Mensch wie andere, und dieses ist genug gesagt. Gedenke, was du gewesen bist. Nichts anderes als ein Pfui; gedenke, was du jetzt bist. Nichts anderes als ein Pfui; gedenke, was du wirst sein. Nichts anderes und aber anderes als ein Pfui. Hast demnach gar keine Ursach zu stolzieren.

#### 44. Der Pfau.

Es ist nichts stolzer als der Pfau wegen seiner schönen Gestalt; das laß ich und du und er zu; unter den Vögeln ist nichts Stolzeres. Aber unter den Menschen ist mannigfalt nichts Hoffärtigeres als ein schönes Weibsbild. Du Lillie, halt das Maul; die Polixena bildet sich ein, sie sei weißer als du. Du Rose, mußt kuschen; denn die Charlotta sagt, sie übertrifft dich weit an der Farb. Du Elfenbein, verkriech dich; denn die Gandulpha schmalzt dir unter die Nase, daß ihre Stirn weit glätter als du. Du Diamant, laß dich nicht sehen; denn die Eleonorl will's behaupten, daß dein Glanz nur dumpere (trübe) Glasscheiben seien gegen ihre Augen. Du Rubin, kannst zu Haus bleiben, sagt die Estherl; denn ihre Lippen dich weit zu Schanden machen. Ihr Perlen, laßt euch nicht blicken, sagt die Helena; denn ihre Zähne tun euch in der Weiße weit hinweg beißen. Mein Schnee, du mußt dich verbergen, sagt die Eufretia; denn gegen ihre weißen Hände bist du eine ungebleichte Leinwand.

O wie schön ist diese Madam! Und eben deswegen stolzieret sie nicht wenig. Sie wirft die Augen hin und her dergestalten: wenn ihre Blicke wären Bliizer, so würde niemand sicher sein. Sie tritt so wunderbarlich daher: wenn sie hinterhalb mit einem Besen versehen wäre, so täte sie die ganze Gasse auskehren. Sie reckt und streckt den Hals in die Höhe wie ein Storch, wenn er in der Pfütze einen Frosch erblicket. Sie schaut die Leut über die Achsel an, und es gehet ihr nichts ab als die Flügel, womit sie sich könnte auf den Berg Olymp schwingen. Sie glaubt, sie sei ein Malvasier und andere Leute nur ein gemeines Bier. Sie glaubt, sie sei ein Amethyst und andere Leute nur ein gemeiner Mist. Sie glaubt, sie sei ein Paradeis und andere Leute nur ein gemeines Gesträuß. Sie glaubt, sie sei von Natur poliert und andere Leut gemein dahin geschmiert.

O meine gestrneiste Mistbutten! Willst du den Pfauen in der Stolzheit nacharten, so folge du ihm auch im andern. Dieser Gesell prangt und prahlt zwar mit seinem so herrlichen Schweif, welchen er bei dem Sonnenschein wie eine runde Scheibe ausbreitet. Sobald er aber seine wilden und aschenfarbenen Füß anschauet, da läßt er alle Pracht fahren. Du meine stolze Jezabel, erwäge wohl, daß nichts unbeständigers als die menschliche Gestalt. Bist du eine Rosa oder eine Rosina oder eine Rosalia oder eine Rosamunda usw., so gedenke anbei, daß du einer Rose gleich, welche gar bald verwelket; betrachte, daß du bald wirst zu Staub und Aschen werden. . . . Eine Sara, eine Rebekka, eine Esther . . . waren so schön wie du und noch weit schöner, und gleichwohl sind sie nun Staub und Asche. Das wirst auch du werden. Hast demnach Ursach, du Pfauenart, dich mehr zu demütigen als zu stolzieren.

## 45. Kleidernarren (Mode).

Einige sind schon so weit gelangt in ihrer betörten Meinung, daß sie es für keine Sünd halten, wenn sie wider ihren Stand daher prangen.

Ein manches Stubenmensch (Zimmermädchen), dero Mutter eine Kestenbraterin, flodert schon in Taffet daher. Die seidenen Bänder fliegen ihr um den Kopf wie ein weißer Bierzeiger; die Haar sind wie die Schnecke gekrümmt. Alles dies ist ein Zeichen, daß sie ein schmutziger Grindschüppel ist. Romanische Handschuh (Glacés) sind über die Hand — Brazen darf es niemand heißen — gezogen; die Schühel sind dergestalten angespitzt, daß man sie anstatt eines Pfriems könnte brauchen usw. Glaubst du aber, daß diese Justel just sei, indem ihre jährliche Besoldung nur in zehn Gulden besteht? Tertullianus schreibt diesfalls gar gut: Vestium cultus aut ambitionem sapit, aut prostitutionem. Überstandmäßige Kleiderpracht verrätet den Pfeil des blinden Buben Cupido.

\*

\*

\*

Wer heutzutage den Unterschied der Nationen in ihren Trachten und Kleidermoden erkennen will, der verfüge sich nur nach Deutschland; allda wird er sehen die Affen der Natur und die Modenarren des ganzen Erdbodens. Was der Franzos, Spanier, der Italiener, der Türk, Moskowiter (Russe) und andere entlegene Völker zur Bedeckung ihrer Blöße gebrauchen, daraus machen die Deutschen die ausbündige Mode. Darum schicken sie auch meistens ihre Jugend in weit entfernte Länder, welche aber nach etlichen Jahren nichts als eine leere Plauderei, eine verstümmelte französische Reverenz, ein ausländisches Kleid und öfters darin Krätze und Schaben, auch wohl die Krankheit, so



Frankreich und Italien einander vorwerfen, nach Haus bringet. (Narrennest.)

Die Weiber haben sonst den allgemeinen Ruf, daß sie fromm und andächtig seien; aber ich gebe ihnen sogar das Lob, daß sie geistreich seien, jedoch nach meiner Auslegung; denn die meisten Weiber haben einen Geist, es mag aber wohl Spiritus tartari (Höllengeist) sein, ein Geist der Hoffart, so sie durch die Kleiderpracht offenbaren. Nicht einmal sind sie geistreich, sondern besleißigen sich auch auf die guten Werke; absonderlich tun sie gern die Fremden beherbergen, aber nur, verstehe mich wohl, fremde Kleidermoden. Wann etwas fremdes in die Stadt kommt, da will eine jede die erste sein, die fremde Modi, den fremden Zeug in ihre Herberg aufzunehmen. Aber es kostet viel! Was schadet es? sagt manche; ich will es lieber am Maul ersparen, wenn ich nur kann sauber dahergehen. Ich will lieber schlechte Brocken genießen, wann ich nur einen schönen Brokat kann tragen. Ich will lieber mit einer Wassersuppe vorlieb nehmen, wenn ich nur einen verwässerten Casset am Leib habe. Ich will lieber trockene Knödel oder Knöpfle essen, wenn ich nur einen saubern Rock kann haben. (Judas.)

Wenn derzeit niemand gereift ist, so hält man ihn für einen Stubenhocker, der sein Lager hinter dem Ofen aufgeschlagen. Aber sagt mir, liebe Halbdeutsche — denn ganze seid ihr schon lange nicht mehr gewesen —, ist es nicht wahr? Ihr schicket eure Söhne aus, damit sie in fremden Ländern fremde Laster lernen, da sie doch mit weniger Unkosten zu Haus die Tugenden erwerben. Spitzfindiger kommen sie nicht zurück (vielleicht doch!), ausgenommen, daß sie neue Moden von

Spitzen mit sich bringen. Galanter kommen sie nicht zurück, müßt nur sein, daß galant von galanisieren kommt. Herrlicher in Kleidern kehren sie zwar oft nach Haus, es wäre aber besser ehrlicher als herrlicher. Neue Modihüt, Modibarocken (= Perücken), Modikrägen, Modiröck, Modihosen, Modistrümpf, Modischuhe, Modibänder, Modiknöpf, auch Modigewissen schleichen durch eure Reisen in unser Deutschland, und es verändern sich eure Narrenkittel täglich mit dem Mondschein. Es werden bald die Schneider eine hohe Schule aufrichten müssen, worauf sie doctormäßig gradieren und nochmals den Titel Ihr Bestreng Herr Modidoktor erhalten. . . . Es nimmt also gar zu stark überhand die Kleiderpracht, die meistens andere Nationen uns mit höchstem Schimpf spendieren; bringt demnach das Ausschweifen in fremde Provinzen uns Deutschen oft mehr Last als Lust ins Land. (Judas.)

#### 46. Augenlust.

Die Augen sind zwei kristallene Kuppeln, welche meistens das Herz verführen; die Augen sind zwei Fenster, durch welche der Tod (der Seele) pflegt einzusteigen; die Augen sind zwei Fackeln, so öfters ein Feuer anzünden, welches bald nicht zu löschen; die Augen sind zwei Zeiger, welche gar deutlich verraten, wieviel es im Herzen geschlagen.

Der Apfel im Paradies hat uns ins größte Verderben gestürzt; die Augenapfel im Menschen sind ebenfalls oft sehr schädlich.

#### 47. Ehrfucht.

Die Gelehrten observieren (bemerken) nicht unrecht, daß mitten in dem Wörtel Ehr ein H sei, etwa darum, weil der Buchstab H eine Aspiration genennet wird,

darum der größte Teil aus den Menschen nach der Ehr aspirieren (streben): denn wegen der Ehr tut man laufen, raufen, schnaufen; treiben, schreiben, sehen, gehen, stehen; die Ehr ist eine goldene Angel, an die fast alle wollen beißen; die Ehr ist ein Magnet, der schier alle ziehet; die Ehr ist ein Abgott, dem alle wollen opfern; die Ehr ist ein Teich, in dem alle wollen fischen; die Ehr ist ein Glückshafen, aus dem alle wollen heben. Wegen der Ehr wachen die Augen, hören die Ohren, redet die Zunge, gehen die Füß, arbeiten die Händ; alles aspiriert so, daß nicht ohne Ursach mitten in dem Wörtlein Ehr ein H ist, eine Aspiration. (Geistlicher Kramerladen.)

\*     \*     \*

Zu wünschen wär, daß die Menschen und Adamskinder wohl täten betrachten, daß hohe Ämter und Würden inwendig nicht also beschaffen, wie sie auswendig hersehen. Sodann würden sie nicht also begierig darnach schnappen und tappen. Die höchsten Berg sind gemeiniglich oberhalb mit Schnee bedeckt: der in einem hohen Amt steht, wird meistens vor der Zeit weiße Haar auf dem Kopf bekommen wegen allzu häufigen Sorgen.

Adrianus, der sechste dieses Namens, römischer Paps, als er gefragt wurde, was er seinem größten Feind wünschte, gab zur Antwort: er möchte Paps werden. Alphonsus, König in Aragonien, pflegte zu sagen, die Esel seien weit glückseliger als die Könige, denn von ihnen werden zuweilen die Lasten und Bürden abgenommen, von den Königen aber niemals. Wie Carolus V. ganz Niederland seinem Sohn Philipp dem andern (II.) überlassen, da hat er denselben mit diesen Worten nicht ohne nasse Augen angeredet: O fili, magnum tibi hodie onus impono — „Mein Sohn, heut leg

ich dir eine große Last übern Hals.“ Und dennoch kitzelt uns Menschen die Ehrsucht, so daß die meisten Menschen nur wollen oben schwimmen wie das Pantoffelholz (Kork).

#### 48. Pomplonius Schnauzer von Schmerlingen.

Pomplonius Schnauzer, ein Bauer von Schmerlingen in Schwaben (jetzt im badischen Amt Meßkirch), stieg zur Herbstzeit auf einen Birnbaum, damit er die Früchte möchte abbrocken, um selbige den folgenden Tag auf dem Markte zu verkaufen. Weil er aber allzuweit auf einen Ast sich hinausgetrauet, also konnte solcher die schwere Bauernlast nicht ertragen, sondern ist entzwei gebrochen und der arme Pomploni gäh heruntergefallen, auch ihm ein Rippe im Leib zerspalten. Ungefähr ging ein Reisender vorbei, welcher mit dem Bauern ein sonderes Mitleiden getragen. Er ließ sich beinebens verlauten, daß er ein leichtes Mittel wisse, daß er nimmermehr solle von einem Baum fallen. Pomplonius gab zur Antwort: er möchte solches vorhero gewußt haben. „Gleichwohl aber“, sagte er, „mein guter Freund, offenbare mir zu einer Gnad dieses Mittel oder Geheimnis.“ — „Gar gern“, antwortete dieser, „Pomploni, steig du inskünftig nicht mehr auf einen Baum, so wirst du gewiß nicht mehr herunterfallen.“ — Das Steigen ist schon vielen ein Untergang gewesen, weil es meistens aus Ehrsucht geschieht. In den Schulen ist das Aufsteigen eine Ehre; aber in Ehren steigen, bringet es gemeiniglich eine Gefahr. Der Gipfel des Baumes wird ehender von dem Sturmwind gestuht, als der untere Ast; die Fisch, so in der Höhe schwimmen, sind nicht so sicher als dieselben, welche sich in der Tiefe aufhalten; der Altist wird viel geschwinder heiser als der Bassist; hohe Gebäude werden ehender vom Donner getroffen als eine niedere Hütte.

## 49. Neid.

Das hat der Neidige; eines andern Glück ist ihm ein Strick, der ihn würgt; eines andern Würde ist ihm eine Bürde, die ihn drückt; eines andern Ehr ist ihm eine Beschwer, so ihn beißt; eines andern Wiß ist ihm eine Spitz, die ihn verwundet; eines andern Gut ist ihm eine Blut, so ihn brennet.

Der Neidige ist ein Märtyrer, aber des Teufels; der Neidige ist ein Hund, der ihn (selbst) beißt; der Neidige ist eine Uhr mit einer steten Unruhe; der Neidige ist eine Fledermaus, welcher das Licht zuwider.

## 50. Splitterrichterei.

Gott erbarm, wieviele solche Splitterrichter (Kf 6, 41) finden sich bei diesen unsern verkehrten Zeiten, so da über einen einzigen Blick und Augenwinker, über einen einzigen Lacher, über ein unbesonnenes Wort gleich ein falsches Urtheil fällen. Sie schauen des Nächsten Fehler durch die Mikroskopia oder Vergrößerungsgläser an, wo ein kleines Tüpfel oder Pünktlein so groß wie eine Sau (Kleg), ein Floh wie ein afrikanisches Wundertier, ein kleines Scheitel Holz wie ein ungeheurer Wiesbaum anzusehen; wo sie doch bei Betrachtung ihrer eigenen großkopfteten Mängel die Brillen hinweglegen und solche für winzige Mücken halten. Die Welt ist jezo so voll des falschen Urtheils, daß fast keiner zu finden, der nicht mit diesem schändlichen Gift angesteckt. . . . O ungerechtes, falsches und freventliches Urtheil! Also macht es die argwöhnische, nasenwizige und unbesonnene Welt: eine jedwede Bank ist uns ein Richtstuhl, ein jedweder Platz ein Musterplatz, eine jedwede Stube eine Barbierstube, allwo wir unseres Nebenmenschen Fehler und Mängel durch das Schermesser ziehen, ausmustern, urtheilen und aus-

richten. Wir halten oft manchen Menschen wegen seiner Mängel und Fehler für unglücklich; ich aber sage, daß derjenige der unglücklichste Mensch sei, welchem kein Mensch gefällt. (Gehab dich wohl.)

### 51. Der Ehrabschneider.

Ich lasse die Fechter gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die über die Schnur hauen.

Ich lasse die Fischer gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, welche mit faulen Fischen umgehen.

Ich lasse die Kaufleut gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die mehr mit Ware als mit Wahrheit umgehen.

Ich lasse die Drechsler gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem suchen eine lange Nase zu drehen.

Ich lasse die Hüter gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die unter dem Hütel spielen.

Ich lasse die Bildhauer gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem nur das Maul machen.

Ich lasse die Musikanten gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einen begehren nur zu stimmen.

Ich lasse die Köch gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem bei andern die Suppen versalzen.

Ich lasse die Schlosser gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem in allem Guten einen Riegel schießen.

Ich lasse die Maler gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem ein Blaues vor die Augen machen.

Ich lasse die Gärtner gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die alle Schelmenstücke wissen zu verblümlen.

Ich lasse die Uhrmacher gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die lauter Unruhe machen.

Ich lasse die Barbierer gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einem das Ziehpfaster an dem Geldbeutel auflegen.

Ich lasse die Fuhrleut gute Leut sein, aber diejenigen sind nichts nutz, die einen hinter das Licht führen.

Endlich und endlich laß ich die Schneider gar gute und ehrliche Leut sein, gut von Nadel; aber dieselbigen sind nichts nutz, in Boden hinein nichts nutz, welche Ehrabschneider abgeben. Leichter kann einer das Ohr abschneiden verschmerzen als das Ehrabschneiden, denn jenes kann man noch mit einer Perücke vertuschen.

(Geistlicher Kramerladen.)

## 52. Lügen und Aufschneidererei.

Lieber Bruder Veremund, was ist dieser für einer? Es gehet ihm das Maul immerzu, als hätte er einen Perpendikul in der Goshen; seine Jung hat niema einen Sabbat. Wenn er Federn hätte, so glaubt ich, er wäre eine Elster. Es muß wohl ein starkes Geschloß sein, so ihm die Redstube versperret. Ich glaube, der Phantast habe einen ganzen Dictionarium geschluckt, worinnen alle Wort begriffen. Und was bedeutet denn dies, daß er ein so groß Messer in den Händen hat? Er ist, sagt Veremundus, ein aufschneiderischer Narr. . . .

Bei jetziger Zeit, absonderlich bei diesen Kriegzeiten, sind mehrmal die Zeitungen mit gleicher Materie gefüttert, und es sind der Lügen eine solche Menge, wie vor etlichen Jahren die Heuschrecken in Osterreich. Wenn zu Wien, in dieser volkreichen Stadt, eine jede Lug wäre mit Hufeisen beschlagen wie die Ross, so müßte man fast alle Tag ein neues Pflaster machen.

An allen Orten, in allen Gassen, in allen Ecken, in allen Häusern, in allen Winkeln heißt es alleweil: was gibt's gutes Neues? Gleich darauf fliegen die Lügen geschwaderweis, daß man sie mit Händen kann fangen wie die Wachteln bei den Israelitern. Unterdessen machen solche aufschneiderische Narren sich keinen Skrupel, als würden dergleichen grundlose Reden bei dem allwissenden Gott nicht protokolliert; gemeiniglich aber lasset Gott solche Gesellen zu Schanden werden. (Narrennest.)

Man könnte bei der jetzigen Welt mit Pilatus wohl auch fragen: Quid est veritas? Was ist die Wahrheit? indem die häufigen Lügen herumfliegen wie die Mücken in Ägypten, und in zwölf Worten oft ein Duzend Lügen begriffen sind, und oft eine so große Lug, daß es ein Elefant kaum könnte ertragen. Da gibt es: lange, kurze, dicke, dünne, hohe, niedere, geredete, geschriebene, gesungene, gemalte, geschnitzte Lügen in Menge.

Stillschweigen ist wohl eine schöne und löbliche Kunst: Wenn eine Haustür allzeit gesperrt ist, so hat man sich vor den Dieben nicht viel zu fürchten.

Schweigen und sein bedacht,  
Hat noch niemand Schaden gebracht.

Das Maul ist wie ein Gaul: beide haben einen Zaum vonnöten. . . . Wenn man an ein Faß im Keller klopft und ein heller Klang vernommen wird, alsdann ist leicht abzunehmen, daß kein Wein darin: Wenn der Mensch durch vieles Plaudern immerzu scheppert (plappert), so ist es ein gewisses Anzeichen, daß wenig Tugenden in ihm und an ihm.



## 53. Der Zornige.

Das Meer ist zwar allezeit bitter und also macht es gar selten ein süßes Gesicht; doch aber, so es recht erzürnt ist, zeigt es sich fast unsinnig. Denn wenn die Sonn, dieser Fürst des Gestirns, sich hinter einem schwarzen Vorhang der Wolken verhüllt, wenn Nordwind, Ostwind, Westwind und Südwind mit vollen Backen anfangen zu blasen, wenn das helle Mittagslicht mit einem traurigen Klagmantel überzogen wird, da fangen die Wellen des Meeres an, sich also aufzubäumen, als wollten sie mit den Wolken ein Duell führen. Da fängt dieses nasse Element an, einen solchen feurigen Zorn zu zeigen, daß man eine augenscheinliche Vigil (Vorabend, Vorbote) des Todes vor Augen sieht. Alsdann ist nichts anders zu hören als ein erbärmliches Getös der wütenden Wellen; ja es ist nichts anderes als ein Modell und Abriß des Jüngsten Tages. Man hört, sieht und empfindet nichts anders als ein erschreckliches Prasseln und Rasseln, Sausen und Brausen, Schlagen und Plagen, Brummen und Summen, Reiben und Treiben, Zwingen und Dringen usw. Und was mehr desfalls in acht zu nehmen, ist das: wenn das Meer zornig ist, so wirft es allen Unflat von sich an das Gestad hinaus, allerlei stinkendes Nas und Unsauberkeit, daß es einem den Magen auf Speyer einladet.

Ein Zorniger aber macht es ebenso und ist hierinnen dem Meer ganz gleich. Z. B.: die Köchin verbrennt den Brei, der Diener zertrümmert das Glas, die Kinder singen einen üblen Tripel, oder die Frau redet ihm einiger Dinge wegen zu: Da fangt er nicht anders an als wie das Meer zu wüten, zu wüten und zu toben, zu toben und zu schreien, zu schreien und zu kollern, zu kollern und zu rasen, als hätten ihm die

Ohrenhüller (Ohrwurm) in das Gehirn eingebrochen, als hätte er ein Tigertier zu einer Saugammel, als hätte er in einem Faß den Berg herab einen öfteren Kehrum gemacht — ganz unsinnig. Und was das Gottloseste ist, so wirft er, nicht ungleich dem Meer, allerlei Unflat heraus, allerlei Schmachwörter, allerlei Scheltwörter, allerlei Lasterwörter, allerlei Fluchwörter, allerlei Stichwörter, allerlei Schimpfwörter, allerlei Spottwörter. Ja er haspelt ganze Legionen Teufel aus dem Maul, als hätte ihm's eine höllische Furie hineingesponnen — foetida vomit. Heißt das nicht, Gott treffen und beleidigen? (Judas.)

Was ist dies für einer? Er macht ein saures Gesicht, als wäre er mit Holzäpfeln geätzt worden. Er bleckt die Zähne hervor, daß ihn einer für einen Kettenhund täte ansehen. Er schauet finster aus; es wird viel sein, wenn er nicht in der großen Finsternis geboren ist. Er macht recht feurige Augen. Ihm wäre in Wahrheit nicht zu raten, daß er sollt bei einem Pulverstampf vorbeigehen. So taugt er auch nicht für einen Jagdhund; denn der Fuchsbalg würde völlig zerrissen! Er könnte wohl Curius Dentatus (Dens = Zahn) genennet werden. . . . Er ist, sagt Veremund, ein zankender Narr. (Narrennest.)

#### 54. Müßiggang.

Faule Leut sind dem Satan zum allerangenehmsten, und in dem Fall ist er ein weit größerer Künstler als ein Bildhauer; denn dieser aus faulem Holz nichts kann schnitzen, jener aber aus faulen Leuten alles. Fauls Holz brennt nit gern, sagt der Koch; aber faule Leut haben das Widerspiel. Das Faulenzen des David nach dem Essen hat gemacht, daß er ist worden ver-

messen. . . Daß Sodoma, Gomorrha und andere Städt vom Feuer verzehrt worden, hat das Feiern verursacht. Saturitas panis et otium. . . . Der Müßiggeher macht in seiner Musik sehr viel Pausen, und eben darum kommen ihm sehr viel üble Phausen (Klausen), welche folgsam alles Übel ausbrüten.

Der Müßiggang ist eine Saugamme aller Dieb. Dieselben Händ, welche die Arbeit ungerne angreifen, werden gemeiniglich andern Leuten in die Säck greifen. Faulle Leute werden meistens emsig sein, aber nur im Stehlen; aber solche Gesellen pflegen so lang einzusteigen, bis sie endlich müssen hinaufsteigen (an den Galgen). Raro funesto fur sine fune perit.



Der Müßiggang ist an und für sich eine Schande der Natur, ein Feind der guten Künste, ein Vorbote der Sorgen, eine Nacht des Verstandes, ein Vater der Armut, ein Lehrer der Unwissenheit, ein Räuber der Ehre, ein Zündel der Bosheit, eine Verbannung der Tugend, eine Herberg der Laster, ein Polster des Teufels, ein Greuel vor Gott und ein Grabmal eines lebendigen Menschen. Der hl. Bernhard sagt gar recht, die Faulheit sei eine st. . . . Seuchegrube (Senkgrube) aller Laster und bösen Gedanken, und der hl. Hieronymus benamset sie eine Mutter alles Unflats und schändlicher Begierden — sentina malorum.

Faulheit und Müßiggang verursachen alles Übel in den meisten Sachen: in dem Eisen den Rost, in dem Holz den Wurm, in dem Tuch die Schaben, in dem stehenden Wasser die Fäule, auf dem Acker das Unkraut, in dem Hauswesen das Verderben, in dem Menschen aber Noth und Armut, in der Armut aber böse Gedanken, in bösen Gedanken die Sünde, in der Sünde den zeitlichen und ewigen Untergang. Als der erzürnte

Gott seine Hauptursachen wegen der über die boshaften Sodomiten ergangenen Strafen aller Welt wollte kundbar machen, hat er durch den Mund des Propheten Ezechiel also geredet: Siehe, das ist gewesen die Sünde Sodoma: Hoffart, Völle der Speisen, Überflüssigkeit und Müßiggehen derselben und ihrer Töchter.

O wieviel dergleichen müßige Töchter, Fenster- und Spiegelguckerinnen, Gassen- und Straßentreterinnen sind nicht jetziger Welt zu finden! Es sitzt manche den halben Tag bei dem Spiegel, schaut und betrachtet, wie ihr das Lachen anstehe, macht dabei ein Maul wie ein halber Mondschein. Eine andere guckt immerdar beim Fenster aus, lacht, lockt, winkt, singt wie ein Kanari, aber — dergleichen Vögel kosten gar viel Futter. Mehrmalen finden sich einige, welche bis um 9 Uhr schlafen, bringen mehr Zeit zu in Aufputzung der Haar als bei dem Altar. Kommen sie dann in die Kirche, gehen sie vornen in den großen Stuhl, damit sie alle sehen und von allen gesehen werden: sind wohl ein rechtes Schauspiel, hätte bald gesagt Sauspiel der Leute.

Wiederum eine Gattung müßiger Weibsbilder ist jene, welche ihre Zeit zubringen in Lesung verliebter Bücher (Bücherlesen ist zwar nichts Müßiges, hingegen geile Bücher lesen ist ärger als der Müßiggang). Aus dergleichen Bücherlesung aber folgt nichts anderes, als daß manche verliebte Kammerkatz aus dem genere feminino generis communis oder gar gen. omnis wird (= Mädchen für alle). Einige stehen im Sommer bei dunkler Abendföhle oder wohl auch nach dem Mittag, essen unter der Haustür wie ein Stöck vor einer Bildhauerhütte. Aber aus dergleichen Stöck werden gar selten heilige Jungfrauen geschnitzelt, daß man solche könnte auf den Altar stellen; denn ihr vielfältiges Plaudern, Poltern, Plappern, Zeitunghören (Neuigkeiten-

anhören) und Leutausrichten macht ihnen in dem Schuldenbuch bei Gott ein großmächtiges NB. (Nota bene). Tausend andere zu geschweigen, so sind jene Muttertöchterl billig unter die Müßiggängerinnen zu zählen, welche das Gassenlaufen gewohnt, den Kerle (Liebhabern) anhängen, nach den jungen Gesellen schnappen und tappen wie die Krösch nach den roten flecken, ja gleich den Kletten überall haften und picken bleiben. Durch dieses vielfältige Auslaufen und Gassentreten werden endlich die Jungfern den Krapfen gleich, welche weiß in das Bad gehen (beim Braten) und braun wieder herauskommen. (Gehab dich wohl.)

### 55. Die verblümmte Wahrheit.

Hüte dich, hüte dich, ich bitte dich! Warum? und vor wem? Denn es sind einige wie ein Misthaufen im Winter, der mit Schnee bedeckt ist. Hüte dich — es sind einige wie die verguldeten Apothekerpillulen. Hüte dich — es sind einige wie der mit Zucker überzogene Enzian. Hüte dich — es sind einige wie die goldnen Spitz von Lyon (unecht, Talmi). Hüte dich — es sind einige wie des Teufels sein Firneis, so nur von außen einen Glanz macht.

Hüte dich — es sind einige, die dir die verblümmte Wahrheit unter das Angesicht sagen. Hingegen gehen sie mit dir um wie David mit dem Urias, wie Absalom mit seinem Bruder Amnon, wie die Brüder Joseph mit ihrem Vater Jakob, wie Laban mit dem Jakob — alle, alle diese und andere mehr haben die verblümmte Wahrheit geredet; haben lieblosende Worte spendiert; darunter ist aber eine Falschheit, Unwahrheit und Betrug verborgen gelegen.

Diese verblümmten Wahrheitsmaler und teuflischen Ratgeber überreden den Hoffärtigen, daß die Pracht

ein Anzeigen sei eines hohen Geistes; den Ehrgeizigen, daß sich um Würden bewerben die Tapferkeit eines adeligen Gemütes sei; den Geizigen, daß sich in Almosen gespärig (sparsam) halten oder sie gar abzuschlagen, die Klugheit sei, sich in gutem Stand zu halten; den Verschwenderischen, daß der Überfluß eine königliche Herrlichkeit sei; den Geilen, daß eine Buhle sich halten eine Nothwendigkeit des menschlichen Lebens sei; den Zornigen, daß die Rach ein Eifer sei einer vernünftigen Gerechtigkeit; den Prasser, daß die Völlerei eine herrliche Freigebigkeit anzeige; den Müßiggänger, daß sich immerdar erlustigen adeligen Personen zusiehe; den Ehrabschneider, daß üble Nachreden ein Abschneiden und Abstrafung der gegebenen Ärgernus sei. Auf solche Weise wird der Sünder in den Begierden seiner Seele gelobt und der Ungerechte gebenedeit. — *Laudatur peccator in desiderio animae suae, et iniquus benedicitur* (Ps 10, 3).

Maisnerus stellt ein wunderseltfames Gemälde vor, nämlich einen Mann in einem Doktorbirett (Doktorhut), der auf dem Rücken eine Harfe, in der linken Hand einen Spieß haltet, mit der rechten aber ein Jägerhorn an den Mund setzt, gleich als ob er blasen wollte. Mein Maisnerus, ich verstehe dieses Gemälde nicht. Ich beschauete diesen Kerl drei, viermal, wußte nicht, ob er ein Jäger oder Soldat, ein Musikant oder Doktor oder ein anderer wäre, bis ich die Beischrift gelesen, welche also lautet: „Es sind nicht alle Jäger, die in das Horn blasen!“

Diese wenigen Wort geben mir genugsam Anlaß, des Maisnerus Gemäld auszulegen und folgenden Schluß zu machen: Nicht ein jeder, der das Jägerhorn ansieht, ist ein Jäger; ergo auch nicht ein jeder, der mit einem lateinischen Hut auf dem Kopf prangt, ist ein Doktor; und nicht ein jeder, der die Harfen oder

Geigen auf dem Rücken trägt, ist ein Musikant; und nicht ein jeder, der seine Partisane (Stoßwaffe) in der Hand hat, ist ein Soldat.

Aber — darunter liegt verborgen die verblüimte Wahrheit. Denn dieses Gemälde ist ein lebhaftes Kontrafée eines Schmeichlers. Ein Schmeichler will angesehen sein für einen Mann, der er nicht ist. Er ist alles dem Scheine nach, in der Sach nichts oder doch nur halb und halb, ein lauterer Lügengemälde, daraus niemand kommen kann. Wer ihn nicht kennt, schwüre, er hätte alle Wissenschaften aus einem Löffel gefressen; meisterlich schwätzt er von allen Dingen eines daher. Er bläst einem in das Horn das Gejagd (Jagd) an, wie man's haben will; weiß sich nach eines jeden Humor zu schicken. Er ist ein Soldat, aber nur hinter dem Ofen; ein trefflicher Harfenist, der die Saiten bald hoch, bald nieder stimmt und einem jeden das Placebo („Ich werde dir gefallen“) singt. Ein Schmeichler verspricht manchem goldene Berg, damit er nur ihn anführen und die verblüimte Wahrheit vortragen kann, dadurch ein solcher betrogen wird. Bald ist er ein Engel, bald ist er ein Bengel; bald ist er ein Binder, bald ist er ein Schinder. Ein artlicher Gesell! Er fischt trug dem Peter (mit Petrus um die Wette), er jagt trug dem Lamech, er schlägt trug dem Samson, er wirft trug dem David, er führt trug dem Esau, er tanzt trug der Herodias, er sauft trug dem Balthasar (Belsazar), er malt trug dem Lukas, er baut trug dem Japhet. Ist das nicht ein wunderlicher Gesell? Also die verblüimte Wahrheit! Ein Schmeichler schießt sich in alle Sättel; einem Schmeichler sind alle Schuh recht und kein Kleid zu schlecht.

Daher schreibt Seneca von Celius, der eben einen solchen schmeichelnden Schwan an der Seite hatte, dieser habe sich dem Celius gleichsam in allen Gedanken,

Worten und Werken ganz ähnlich gemacht: was Celsus bereut, hat dieser falsche Freund, diese „verblümete Wahrheit“ recht gesprochen; was er widerprochen, auch verworfen. Endlich sagt Celsus hochverständlich, doch mit lachendem Mund: Dic aliquid contra, ut duo simus; guter Freund, sei mir doch einmal in deinen Reden oder Gebärden entgegen, damit man gleichwohl wisse, daß unser zwei sind.

Wohlgeredet; denn die verblümete Wahrheit kommt so hoch (geht so weit), daß sie (die Schmeichler) wollen unter dem Angesicht gleichsam mit einem eins sein, indessen sie doch in den Herzen verborgenes Gift tragen.

Die Schmeichler sind nicht ungleich einem Spiegel — quidquid speculo obiicitur, imitatur, sic adulator. Was man dem Spiegel vorstellt, das repräsentiert er, spricht Plutarchus. Sie sind gleich den Papageien, so nichts anderes schwagen, als was sie hören — ais aio, negas nego (sagst du ja, sag ich auch ja usw.). Sie sind gleich den Sonnenblumen, so mit der Sonne aufgehen, mit der Sonne stehen, mit der Sonne sich wenden und mit der Sonne untergehen.

(Wohlangefüllter Weinteller.)



Dergleichen Leute (Gleisner) sind wie die Sessel, welche auswendig mit Sammet überzogen, inwendig aber mit groben Roßhaaren angefüllt.

Solche Leute sind wie das Gras, welches einen Menschen mit seinem grünen Angesicht gleichsam anlacht, unterdessen trägt es öfter in dem Schoß Nattern und Schlangen.

Solche Leute sind wie die Äpfel in der Gegend von Sodoma, welche von außen eine annehmlliche Gestalt haben, inwendig aber mit st . . . Asche angefüllt sind.



Solcher vermasketer und verummter Wölfe (vgl. Mt 8) gibt es eine große Menge, welche da nicht anders sind als wie die Schwanen, welche auswendig mit weißen Federn prangen, inwendig aber ganz schwarzes Fleisch tragen. Sie sind nicht anders als wie die Gräber der vornehmen Herrn, so da äußerlich mit Marmel (Marmor) und Mlabaſter glänzen, inwendig aber einen ſt . . . Körper in ſich behalten. Sie ſind nicht anders als wie die Apothekerpillulen, welche von außen verguldet und inwendig pfui Teufel! Sie ſind nicht anders wie ein Miſthaufen im Winter, der da auswendig mit weißem Schnee bekleidet, inwendig aber ein wilder Muſſti verborgen. Sie ſind nicht anders auswendig als wie ein ſeidener Strumpf, inwendig aber ein krätzigter Fuß.



Es hat Äſopus (griech. Fabeldichter) mit ſeinem Dickkopf ſchon längſt ſpißſindig gedichtet, wie die Krähe einmal hie und dort die ſchönen Federn, welche andern Vögeln ausfallen, ſammengeglaubet und ſich damit ſehr prächtig gekleidet und aufgepußt. Nachdem ihr aber ein jeder Vogel ſeine Federn ausgerupft, alsdann iſt ſie wie eine andere Bettlerin da geſtanden. Eben dieſe Krähe war ſo naſenwizig, daß ſie faſt aller Tiere dero Tun und Laſſen durchgrübelt, ihnen ganz freventlich allerlei Mängel ausgeſtellet, indem ſie doch ſelbſt wenig Vollkommenheit an ſich hat.

Einmal hat ſie die Taube mit dieſen Worten angeredet: „Meine Schweſter, ich muß bekennen, wenn du in der Sonne ſteheſt, ſo haſt du ein Kreuz trutz der Bürgermeiſterin von Straßburg; entgegen iſt in anderen Sachen nicht viel Beſonderes an dir. Mein, ſag mir, was bewaget dich dazu, daß du dein Neſt allezeit an einen Ort macheſt, da dir doch die Jungen ſo oft aus-

genommen werden?“ Die Taube gab zur Antwort: „Dies macht meine Einfalt; denn ich will lieber betrogen werden als betrügen.“

Mt 10 sagte unser Herr zu seinen Aposteln diese Worte: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.“ Erstlich gibt es eine doppelte Einfalt. Eine ist, wenn jemand nichts versteht. Diese verdient weiter kein Lob. Die andere, wenn einer im Herzen trägt, was er auswendig weiset, und folgsam ohne Eist und Betrug ist. Und diese ist eine heilige Einfalt. (Sancta simplicitas) . . . Solche Tugend hat der Herr den Aposteln und folgsam uns allen eingeraten. Gleichwie die Tauben äußerlich keinem Menschen schaden, also sind sie auch inwendig ohne Gall und ein rechtes Sinnbild der Redlichkeit. Daher ist ein Politikus keine Taube, wohl aber ein anderer Vogel zu nennen, dessen Reden darum nicht redlich, weil die Uhr inwendig anders geht, als sie auswendig zeigt. Solcher Simulanten ist eine große Menge in der Welt, welche im Mund ave, im Herzen prave tragen. Dieser Gefellen Zechmeister ist der Judas gewesen, welcher unter dem Kuß einen tödlichen Schuß verborgen.



Zwei Arbeiten auf einmal verrichten ist nicht möglich; doch gibt es gleichwohl solche Leute, die des Glaubens sind, daß sie Gott und dem Teufel können dienen, welches zwar ganz gerad wider die evangelische Wahrheit, welche da lautet: „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6). Einer grüßet einen: mein lieber Bruder; im Herzen aber wünscht er ihm auf der Galeer ein Ruder. Einer betet: Vater unser, der du bist im Himmel; im Herzen denkt er: Hol der Teufel meinen alten Schimmel (verstehe die Seinige). Einer geht in den Tempel und denkt doch immer an Plempel (Wein).

Das heißt ja auf einmal zwei Herren dienen, auf einmal zwei Arbeiten verrichten, das sagst du; aber ich nicht und ein rechter Christ nicht. Wer anders im Herzen als in dem Mund, der dienet dem Teufel allein und nicht Gott zugleich. Gott ist der wahre Herr und Herrscher; ihm soll man allein dienen.



Der Schwan ist ein eigentliches Sinnbild der Gleisner, da er weiß an der Feder und schwarz am Leder; denn sein Fleisch, welches mit weißen Federn äußerlich verhüllet, ist ganz schwarz und schändlich. . . . Es gibt eine Menge solcher Gleisner, welche sich auswendig für fromm und heilig zeigen, im Gewissen aber die allergottlosesten Leute sind. Solche Vögel sind oft bei fürstlichen Höfen, welche sich dem Schein nach gar gut katholisch stellen, im Herzen aber voller Kerkertum stecken, ja zuweilen gar Atheisten abgeben. . . . Man haltet zuweilen einen für einen hl. Pachomium, unter dessen ist er ein schlimmer Bacchant; dann er stellet sich heilig und ist es nicht. Man glaubet zu Zeiten, diese sei eine Edeltrud; so ist sie aber zugleich eine Hex und Drud, denn sie stellet sich heilig und ist es nicht. Solche Gleisner sind nicht anders wie die falsche Münz, die mancher Unerfahrene für gut und gültig hält, da unter dessen nichts dahinter.

### 56. Der Schmeichler.

Keine Narrheit gehet fast unter allen anjeho mehr im Schwung denn die Schmeichelei und Heuchelei. Wer schmeicheln und heucheln kann, — Wird jetziger Zeit ein gemachter Mann; denn der Lüge eine Farb anzustreichen wissen, ist die größte Kunst: Sünden, Laster und Schandtaten auf eine gewisse Manier zu entschuldigen, darinnen bestehet die ganze Rhetorik der Menschen.

Hierdurch macht man sich impatroniert (beliebt nach oben) und passieret (gilt) für höflich und bescheiden, wenn schon mancher, da er lauter Gold redet, gleichwohl nichts als Stroh im Kopf hat und der größte Narr ist. . . . O Schmeichler, halt's Maul; es geht dir nicht von Herzen. Du lobest nur die Leut um das Interesse und zeigest ihnen vielmehr, wer sie sein sollen, nicht aber, was sie in der Tat sind. . . .

Item, es hält mancher eine ganze Lobred in dem Angesicht eines Frauenzimmers und macht sie zu einer Göttin: ihre Gestalt muß englisch und ihre Schönheit anbetungswürdig sein, tut aber dieses nur darum, daß er den Vogel in die Maschen bekommt, weil den Weibern nichts besser gefällt, als wenn man sagt, daß sie schön seien. Aber es ist ein Schmeichler, es geht ihm nicht von Herzen, heimlich denkt er weit anders. . . . Was will ich erst von denjenigen schmeichelnden Narren reden, welche sich bei Hof einsünden, von der Schmeichlerei eine rechte Profession machen und einem jedweden das Placebo („ich werde dir gefallen“) singen. . . . Der unvergleichliche Quintus Curtius bestätigt mir meine Wort, da er saget bei Beschreibung der Heldentaten des Alexander M.: „Die Schmeichlerei ist das beständigste und gefährlichste Übel vornehmer Regenten: denn diese richtet die Reiche und Länder ehender zu Grunde als der Feind selbst. . . .“

Solchen Narren aber ist's keineswegs übel aufzunehmen; denn sie reden, was ihnen in das Maul kommt; sie loben alles, es ist ihnen alles recht, sie grüßen alle, sie machen allen Reverenz und drehen den Mantel nach jedwedem Wind. Ihre Lebensart beschreibt gar schön Cassiodorus im nachgehenden: „Die Verschwender nennt er freigebige Leut; die Geizigen sind bei ihm gute und kluge Wirt, die Unkeuschen höflich und diskursiv (gesprächig; vgl. lascivos appellat urbanos et aulicos),

die Hartnäckigen und Verstockten aber ganz standhafte Männer.“ Der Heuchler ist ein Freund ins Gesicht, ein Feind im Gemüt, zierlich im Rat, jedoch schändlich in der That (Hugo von St Viktor). . . .

Alle schmeichelnden Narren sollen ihre Nasen in die Heilige Schrift stoßen und das erschreckliche Weh und den grausamen Fluch, so der Allerhöchste selbst ihnen androht, etwas eifriger zu Gemüt fassen. Der Text lautet also bei Ezechiel 13, 18: „Wehe denen, die Kissen machen unter alle Ellenbogen und Hauptpolster unter das Haupt aller Menschen, was Alters sie auch seien, um die Seelen zu fahen“ (fangen). (Narrennest).

### 57. Der Diplomat.

Was hat können Witzigeres sein als jener Legat und Abgesandter des Polykrates, welcher, da er befragt worden, ob er von der Republik sei geschickt oder aber für seine Privatperson angekommen, diese weiseste Antwort ersetzt: Wenn ich erhalte, was ich begehre, so bin ich von meiner Republik gesandt; wo nit, so bin ich für mich selbst gekommen; welches denn ein schönster Vorteil und lobwürdigster Ränk war, um Ehre und hohes Ansehen seiner Republik ohnbeschimpft zu erhalten. Zu glauben ist vor allem, daß ein Gesandter müsse einen guten Politikus anziehen. Woher aber das Wort Politikus seinen eigentlichen Ursprung schöpfe, stehet in Zweifel. Einigen beliebt es von dem Fisch Polipo, welcher laut der Naturkündiger alle Farben an sich nimmt und sich dergestalten einem jeden bequemt; andere wollen, daß es von dem Wort Polus herrühre, so in deutscher Sprache ein Himmel heißt, welcher uns allen für blau gekleidet vorkommt, in der Wahrheit aber in der That sich weit anderst befindet. Also müsse ein Politikus den auswendigen Zeiger weit anderst stellen, als die Uhr einwendig gerichtet ist. Gar weit irren tät

jener nit, welcher ein Geheimnis suchen wollte in dem ersten Buchstaben des Wortes Politikus, welcher ein p ist. Dieser Buchstaben schickt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formiert, ist er ein p; da man ihn umwendet, ist er ein q; wenn man diesem q den Strich in die Höhe zieht, wird er ein d; dafern man dieses umkehrt, wird er ein b; und solchergestalt soll vielleicht ein Politikus geartet sein, daß er sich fein in alle Model und Modell bequemen kann. (Gack, Gack.)

### 58. Wankelmuth.

Unter den Untugenden ist nicht die mindeste die Unbeständigkeit im Guten; denn sehr viel Adamskinder sind beschaffen wie das Bildnis des Königs Nabuchodonosor (Nebukadnezar). Dieses hatte ein goldenes Haupt, o wie schön! Nachmals eine silberne Brust, schon etwas schlechter! Alsdann eiserne Hüften; endlich gar erdene Füß, psuil!

Viele Jünglinge führen anfangs einen frommen und untadelhaften Wandel; aber mit der Zeit, weil Frau Constantia (Beständigkeit) abwesend, werden sie der Donau gleich, welche ganz ehrlich einen sehr langen Lauf führet, zuletzt aber in die Sau (ist ein Fluß in Ungarn) hinein rinnt. Das heißt viel Milch geben und wieder ausschütten.

Wer hat mehr versprochen als Petrus, und gleichwohl ist diese Blum verwelkt. Daher, o Mensch, sei nicht wie der Mond, von dem der Poet sagt:

Crescit, decrescit, in eodem sistere nescit.

### 59. Undankbarkeit.

Vergessen ist ein hartes Wort und ein augenscheinliches Kennzeichen eines undankbaren Gemüts, eine wohl unmenschliche That eines rechtschaffenen Christen. Vergessen ist eine gründliche Ursach vielen darauf folgen-

den Unheils. Vergessen ist ein strafmässiges Beginnen eines untreuen Herzens und unachtsame Begräbnis der empfangenen Wohlthat. Vergessenwerden ist ein jammerhegender Wortschall. Vergessenwerden ist eine schmerzvolle Übertreffung aller empfindlichsten Peinen. Vergessenwerden ist ein Schmerz, welcher nicht sattfam kann beachzet werden. . . . Die erzeugten Wohlthaten vergessen, Treu und Freundschaft vergessen, Lieb und Aufrichtigkeit vergessen, in Summa: alles empfangene Gute vergessen, das ist eine Schändlich- und Undankbarkeit und macht billig einem vor Schmerz das Herz bluten.

Vergleichen undankbare Gesellen finden sich bei jegiger Welt in der Menge, welche alle Wohlthaten gleichsam auf den Sand schreiben, ihre vorigen Freund und Guttäter (die öfters die neueste Ursach ihres Aufkommens gewesen), sobald sie zu Ehren und Würden kommen, nur über die Achsel ansehen, ja der erzeugten Willfährigkeit nicht nur allein vergessen, sondern solche noch mit schändlichem Undank und undankbarer Grobheit vergelten. . . .

Ich, als armer Augustiner und Bettelmönch, bin einmals in ein vornehmes Kloster gekommen. Da hat man mir u. a. einen schönen Saal gezeigt, welcher durchaus mit den schönsten Sinnbildern übermalt gewesen. Dabei war auch dieses, nämlich eine Tafel mit allerhand kostbaren Speisen und Gästen besetzt. Ein Schmaroger mit seinem geschmierten Maul weisete den Gästen den Rücken und ging zur Türe hinaus, mit beigesezten Worten: Pergit et os tergit — Er geht von Tisch, das Maul abwischt.

Ist gar wohl gegeben: es finden sich ja dergleichen Schmaroger, Tellerlecker, Schmecksbrätel, Gurgelbrüder, Maulfreund, Schlickenbrot, Tischnarren, Pastetendieb, Bröselkramer, Kalmäuser, Stürzenbecher, Tischfortisan, Aftergäst, Kucheltrabanten, Schmutzbärtl usw. in der Menge, qui pergunt et os tergunt, welche immer fischen und das Maul abwischen, ja, um das Ihrige zu ersparen

oder ihre Armut durchzubringen, sich täglich bei fremden Tafeln einfinden. Wenn sie endlich ihren Bauch gefüllt, nehmen sie den Reißaus, geben Fersengeld; wenn sie dann zu etwas Erträglichem kommen, schwimmen sie oben wie das Pantoffelholz, vergessen aller erzeugten Wohlthat, ja schauen öfters ihre vorigen Freund nicht einmal an. O Undankbarkeit! . . .

Ein Bein und Mark durchdringender Schmerz muß es dem König David gewesen sein, als sein ungeratener Sohn Absalom wider den König, seinen eignen leiblichen Herrn Vater, gestritten und Krieg geführt, daß er ihn sogar aus seiner Burg und Residenz verjagt. Gleichen Schmerz müssen alle diejenigen Eltern empfinden, welche, wenn sie erwägen, was sie vor Ungemach mit ihren Kindern ausgestanden — nämlich Schmerzen in der Geburt, Plag und Keierei in der Auferziehung, Sorg und Kummer in der Nahrung usw. — nichtsdestoweniger so undankbare Fragen haben, welche öfters wider die Eltern aufstehen, murren und pochen oder, wenn sie ein wenig zu hohen Ämtern kommen, sich ihrer Eltern schämen und solche nicht einmal vors Gesicht lassen. O schändliche Undankbarkeit! . . .

O Kinder! O Kinder! Eure Jugend verkauft gemeiniglich in ohnmüthiger Welt- und Geldverschwendung; klaubet doch aus der goldenen Zeit nur ein einziges Stündlein, damit ihr eure bedrängten (†) Eltern von der Tiefe, de profundo lacu, herauszieht und erlöst; aber vergesset sie nimmer! Denn was könnte man Erschrecklicheres sagen als: eurer verstorbenen Mutter vergessen? eures liebsten Vaters vergessen? eurer treuesten Schwestern vergessen? eurer besten Freund vergessen? Vergessen? Ei, das ist unmöglich!

Denn der ist wohl vermessen,  
Der alles tut vergessen. (Behab dich wohl.)



Ein junger Studiosus, so nur wohl erfahren in Celarent und Frisissimorum (Namen von Schlussfiguren, Anspielung auf geheime Sünden, Fraß [Fressison] und Völlerei), hat seinen Eltern sehr viel umsonst verzehrt, auch den Juvenal lieber gelesen als den Seneca und zugleich mit Prassen die Zeit los worden. Er wurde deswegen ermahnt, er soll nicht immerfort sich mit Kapaunen und Rebhühnln traktieren lassen, sondern mit geringeren Speisen vorlieb nehmen. Mir, sagte er, hat mein Vater befohlen, ich solle wohlfeile Speisen essen, und darum laß ich mir solche Vögel vorsezen; diese sind nicht so teuer wie ein Ochs.

Als dieser einmal bei dem Kamin gefessen und immerfort Holz zum Feuer gelegt, da hat er endlich dasselbe sehr scharf ausgefilzt (gescholten): du Spott-element, du wilder Immerfraß, du angebrannter Kümmerl, bist so grob und undankbar und verzehrest das Holz, so dich doch ernährt. Ei, du Bacchant, sagt das Feuer, du mußt wissen, daß dieses meine Natur. Entgegen ist bei dir die Bosheit, daß du deinen lieben Eltern, so dich bisher ernähret, mit deinem £ . . . . wandel gleichsam das Leben abzehrest und sie beizeiten ins Grab bringst.



Was undankbare und ehrvergessene Narren gibt es nicht unter den Kindern, welche alle für sie getragene Mühe und Sorge den Eltern mit nichts als Grobheit, Ungehorsam, Betrübnis und Scheltworten vergelten. Wie lange plagt sich nicht die Mutter, bis sie den Fragen aus den Windeln bringt! Der Vater schickt ihn in die Schulen, läßt ihn studieren. Sobald der Kerl groß wird, so gedenket er, er sei Hahn im Korb, tribuliert (belästigt) die Mutter Tag und Nacht um Geld. Erhält er nichts, so poltert er und murret; erhält er etwas, so braviert

(brüstet sich) er, auch wenn er hört, daß sich die Eltern vor Betrübnis das Leben abfressen. Da heißt es wohl, was Isaias der Prophet (am 1. Kap.) klagt: Ich habe Kinder erzogen und aufgebracht, und sie haben mich dafür verachtet.

### 60. Promessenarren.

Dergleichen verlogene Narren, die goldene Häuser, ganze Nektarflüß, ungeheure Getreideberg und volle Meer mit Perl und Edelgestein versprechen, aber nicht das Geringste halten und zum Effekt bringen, sind wie die Schneeballen: ihre Parolen zergehen, ehe man sich dessen versteht, zerrinnen wie der Schnee auf der Erde und verschwinden. Die Promessen- und vielversprechenden Narren sind wie die Büchsen in der Apotheke: die stehen ganz verguldet und schön gemalt in wohl gemachter Ordnung, mit vortrefflichen Titeln geziert, auf einer steht Nabarbara, auf der andern Cassia. . . . Ach, was große Gesundheit versprechen sie nicht den Kranken; aber so man etliche Büchsen davon eröffnen sollte, wäre, teutsch zu reden, alles erlogen, und es sind in mancher statt der Arznei nichts als Spinnenweben und andere Narreteien anzutreffen. Item sind die Promessenarren wie die Wind und Wolken zur durren Sommerzeit, worauf kein Regen folget (Salomon, Prov. 25, 14). . . . Bei diesen Narren ergeheth es wie bei den Hafnern: der Hafner gedenkt oftmals ein großmächtiges Geschirr auszuarbeiten; es tut aber das Rad mit seiner Geschwindigkeit der Hand vorkommen, so daß für einen großen Hafen nur ein kleines Krüglein herauskommt. Also laufen der Promessenarren ihre Zungen, versprechen ungeheure Ding; endlich ist es ein pures Nichts. Das Versprechen wird zu Wasser, und alle Hoffnung gehet darinnen zu scheitern. Dahero kommt's, sagt Valerianus, daß alle Tren und Glauben unter

den Menschen zertrennet wird; denn das Versprechen nicht halten, ist nichts anderst als die Freundschaft aufkünden (hom. 4). (Narrennest.)

### 61. Ungeschicklichkeit.

Mein lieber Bruder Veremund, was ist dies für einer? Allem Ansehen nach ist eine schlechte Bildhauerarbeit an ihm. Er kommt mir vor wie eine unzeitige Rose. Wann er rund wäre, so taugte er schon für einen Knopf auf einen Turm. Dafern man diesen Kerl solt hobeln, so bekäme man einen ganzen Karren voll Scheiter. Das Holz, wovon er geschnitzet, ist vermutlich ein Truncus (Stumpf, Stock) gewesen. Er ist so subtil wie das Instrument, womit die Bauern das Holz flieben oder spalten. Er ist, sagt Veremund, ein ungeschickter Narr. Die Ungeschicklichkeit oder Plumpheit bei den Leuten ist in sich selbst nicht sündhaft, allein dem vernünftigen Menschen sehr unanständig.

(Narrennest.)

### 62. Gewinnsucht.

Ein Landfahrer und Leutbetrüger ist einmal auf Landshut, so eine Stadt in Bayern, gekommen und hat daselbst austrammeln und ausrufen lassen, daß bei ihm eine Wundersach zu sehen sei, nämlich er habe ein Pferd, welches den Kopf, wo andere Rosß den Schweif. Wer solches schauen will, der muß einen Groschen geben. Die Leute, so meistens dem Vorwitz ergeben, sind in großer Menge zugelaufen. Nachdem nun alle bezahlt, da hat er den Stall eröffnet. Ein jeder wollte fast der erste darin sein. Es wurden aber alle diesfalls ziemlich betrogen, maßen er das Pferd im Stall umgekehret und mit dem Schweif am Rosßbarren oder Krippe gebunden. „Da schauet“, sagte er, „andere Pferd haben

den Kopf an diesem Ort, mein Roß aber den Schweif.“  
Welches denn nicht ohne Gelächter abgelaufen.

Die gewinnsüchtigen Menschen erdenken allerlei Ränke und Betrug, wie sie nur mögen Geld bekommen. Sie erwägen dessenthalben nicht weder Gottes Gebot noch der Menschen. Das Geld sollte eigentlich genennet werden *Vestra Dominatio*, Eure Herrlichkeit, massen es über die meisten Menschen herrschet; wie es denn der Heiland selbst bezeuget: „Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon, das ist: dem Geld.“ Werden demnach Gott und das Geld Herren genennet, allein mit dem Unterschied, daß Gott weniger Diener hat als das schändliche Geld. *Aurum te poscimus omnes . . .* Um das Geld stiftet man alles in der Welt.

Vincentius Pession, ein sehr verständiger Edelmann, als er von einem befragt worden, wie alt er sei, dem gab er zur Antwort: „Ich? gottlob, ich bin frisch und gesund.“ Als ihn nun ein anderer gefragt, wie reich er sei, da sprach er: „Ich bin keinem was schuldig.“ Wollte hierdurch zu verstehen geben, wer gesund ist, sei jung genug, und wer nichts schuldig ist, der sei ebenfalls reich genug.

Der Reichtum bestehet für sich selbst (an sich) nicht in Besizung vieler Güter, sondern vörderst in der Begnügung. Der viel Geld hat und noch nicht genug hat, der ist nicht reich; denn es mangelt ihm das, was er noch verlangt. Ein Ochs ist mit seiner Weid zufrieden; aber des Menschen Geldsucht ist so groß und unersättlich, daß sie sich mit dem ganzen Erdboden samt dem weiten Meer nicht begnügen läßt. Deshalb werden gar wenig reiche Leute gefunden, weil wenig sind, die mit dem Ihrigen zufrieden. Unser gebenedeiter Heiland hat mit wenig Brot so viele tausend Menschen gesättiget.

Wenn er Geld hätte ausgeteilt, so würden gewiß sehr wenige gesättigt sein davon gegangen.

\* \* \*

Dergleichen Mammonsbrüder, Bagenjäger, Geldegel, Münzkäfer, Beutelsfischer kommen mir vor wie das Meer, welches von Anbeginn der Welt bis anhezo stets und immerfort Bäche und Flüsse an sich ziehet und hat gleichwohl nicht genug. Aber sagt her, ihr verblendeten Maulwürfe, was werdet ihr mit euch nehmen? Nichts, nichts; sondern das Geld, welches ihr mit so großer Mühe und Arbeit zusammengescharret, wird ein anderer verschwenden.

### 63. Zeitvergeudung.

Verschwenderisch ist gewesen jener Gesell, welcher vom Vater seine Erbportion bekommen, selbe aber bald durch liederlichen Wandel verschlemmt (Ez 15). Noch verschwenderischer sind wir arme Adamskinder, indem wir die edle und teure Zeit durch allerlei Gespäß und Satzpossen (auch Satzreden, vgl. Satze) so schändlich verzehren, welche uns doch der allmächtige Gott nur zur Buß und zum Pönitenzwirken mitgeteilt. . . .

O unglückseliger Absalon, was gäbest du um ein einziges Stündlein? Die ganze Welt, sagt er. O ewig verlorener Herodes, was spendierdest du um eine halbe Stunde Zeit? Alle Reichtümer und Wollüste der ganzen Welt, bekennet er. O verdammter Judas Iskariot, was tatest du, wenn dir Gott noch eine Stund Zeit vergönnte? Ich, sagt er, wollte mehr arbeiten als alle Apostel, wollte mehr leiden als alle Märtyrer, wollte mehr beten als alle Beichtiger. Aber wehe, wehe und ewig wehe! Die goldene Zeit ist ewig gegangen, und ich stecke in der unglückseligen Ewigkeit.

Was ist doch mehr zu bedauern, als daß die Menschen so unverantwortlich durch allerlei Spiele, Pöffen, Lachen, Mutwillen die herrliche Zeit verschwenden und verzehren!

#### 64. Spielen.

Ich möchte wohl wissen, was in solchen Bemühungen für Kurzweil? Ich vermerke bei keinem Spiel einigen Gewinn oder Nutzen, ausgenommen beim Kartenspiel.

Denn in dem Turnier- und Ritterspiel  
haben also gespielt viel,  
daß sie Pferd oder Glieder am eigenen Leib verloren,  
daß Ritter zu Fuß nach Haus sind gekommen,  
oder die Sporen im Kopf getragen.

Im Freudenspiele (Eustspiel)

haben sich viele

also ergötzt,

daß sie Seele und Leib in größte Gefahr gesetzt  
und nach geringer Freud  
erwarben schweres Leid.

In Trauerspielen kann man keine Freude sehn,  
weil alles traurig tut hergehn.

Im Dexier- und Spottspiel ist man öfters in Harnisch  
und Ernst gekommen

und hat wenig Freud eingenommen.

In dem Würfelspiel

ist Nutzen nicht viel,

besonders wenn man auf der Trommel

sein Leben verspielt.

Im Brettspiel ist wenig Ehre zu holen,

denn auch Fürsten und Grafen zu Schuster und

„Schneider“ werden.

Im Saitenspiel möchte wohl eine Erquickung sein,

aber auch oft beim besten Tanz

bleibt nicht eine Saite ganz:

Allein die Karten bringen Nutzen, aber wessen Arten  
sind die Karten?

Vielleicht ein Neuner, welchen du kammst vor allen  
brauchen?

Nein, denn was zu jedem kann gebraucht werden,  
hält man in geringer Ehr.

Vielleicht eine Sau (Aß)?

Auch nicht; denn wer viel mit Säuen umgeht,  
auch nicht sauber besteht.

Vielleicht ein Kavall?

Auch nicht; denn viel sind mit dem Kavall gestürzt  
und haben den Hals gebrochen.

Vielleicht ein König? Dies ginge hin,  
wenn er auch nicht ein' Gewinn  
oder königliche Schenkung mit sich brächte:

Allein der Schenker ist gestorben.

Vielleicht der Schellenbub?

Auch nicht; denn die Schellen bald jeden verraten.  
Wessen Arten

sind dann die Karten?

Ich sag es kurz: der Kreuzbub und die Kreuzdamen,  
die gewinnen alles zusammen.

Ich will sagen: diejenigen sind die besten Spieler  
und reichsten Gewinner, es sei gleich eine Manns-  
oder Weibsperson, die mit dem Kreuz, welches ihnen  
Gott zuschickt, in geduldigem Ertragen also wissen zu  
spielen, daß sie den Schatz der himmlischen Freuden  
gewinnen.

Die Schellen gehören dem Narren,

Die Schaufel (Schippen) zu dem Karren,

Die Eichel für die Sauen,

Der Eckstein zu dem Bauen,

Das Herz für die Soldaten,

Das Laub (als Ruhmeskranz) für große Taten.

Aber das Kreuz gehört einem jeden Christen, dessen sich keiner soll entschlagen, denn es bringt keinen schlechten Gewinn, sondern die höchste Seligkeit. (Mercurialis.)

### 65. Unmäßigkeit.

Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ist eine besonders schöne Tugend, welche vordem im höchsten Preis und Wert allzeit gehalten worden. . . . Dermal aber ist diese Tugend verbannisiert worden drei Meilen hinter dem Schlaraffenland, allwo sie im Elend das Leben muß zubringen. Ihr größter Verfolger ist gewesen der Gubernator (Herrscher) in Frisland, dessen Name Monsieur Wampeli. Obschon dermalen kein Kaiser Heliogabalus vorhanden, der eine Mahlzeit hat zurichten lassen von lauter Pfauen- und Nachtigallzungen, so findet man doch allerseits einen schädlichen Mißbrauch in dem Traktieren (Bewirten). Ja, es ist kaum zu glauben, daß der reiche Prasser so viel Speisen hat lassen auftragen, wie dermalen oft ein gemeiner Kämpelsficker, wenn er einen Bürstenbinder zu Gast ladet. So kommen auch fast täglich fremde Speisen und ausländische Bissel auf, daß also Kessel, Pfannen und Bratspieß sich müssen auf fremde Sprachen verstehen. Was gilt es, mit der Weil wird man aus Zeiselhirn (Zeisig) Pasteten backen und mit Schneckenleber Kapaunen spicken; denn ein Kitzelfleisch, mit dem ein alter Isaaß vorlieb genommen, ein Kalbfleisch, welches Abraham den Fremden vorgesetzt, ist derzeit nur eine Speis für einen Weberknappen. Daher kein Wunder, daß oft wegen der Küche Haus und Hof zu Grund gehen und vorderist die so edle Seel von der groben Schmerwampe unterdrückt wird.



Essen und vermessen ist gemeiniglich beieinander, Tafel und Teufel ist gemeiniglich beieinander, trinken und st . . . ist gemeiniglich beieinander; daher hat der Überfluß des Essens die Sodomiter in alle Laster gestürzt. Auch durch das stete Prassen haben sich die Menschen in solche Schandtaten eingelassen, daß derentwegen die Welt mit der Sündflut gestraft worden: Erant in diebus ante diluvium comedentes et libentes. Exod. 32.

Schaut, meine Wiener, dem Leib schlägt man nichts ab, es koste, was es wolle. Alle Elemente müssen spendieren: ob der Erden die Vögel, auf der Erde die Tiere, in der Erde die Wurzeln müssen diesem aus Erde gepappten Dalcken zu Diensten sein, es koste, was es wolle. Pfeffer aus Calecut, Nägele (Nelken) aus Moluka, Zucker aus Candia, Umbra aus Bresilia muß er schlecken und schmecken, es koste, was es wolle. Eigene Landespeisen sind nimmer im Brauch. Der Wein im deutschen Grund (und Boden) gehört für eine Bauernhochzeit. Fische aus süßen Flüssen machen ein Grausen. . . . Bald wird man nach indianischen Bachstelzen auf der Post schreiben. Bald wird die Schleckerfucht also wachsen, daß man aus Zeisighirn wird Basessen backen (= Wecksnitten ev. mit Fleisch gefüllt, Pastetenart: wohl von Povesse-Sektartsche, eine Schildart). Bald wird man die Spänsäu (Spanferkel) mit Zucker mästen. Die durch deutsche Hände gewirkten Tücher sind nur für die Mönchskutten, taugen nur für Roßdecken. Es muß Seiden sein aus Cappadocia; es muß Taffet sein aus Persia; es muß Sammet sein aus Hiriania (Iran). Man wird bald von Spinnengeweb Mäntel und Mantillen machen, nur wegen der Rarität. Es werden bald die Schneider ihre Nadeln müssen in Asia spizen lassen, koste es, was

es wolle. Man wird bald dem deutschen Zwirn einen fremden, ausländischen Namen schöpfen. . . . Den Leib, diesen Lummel, karisiert man, als käme er her von dem Hirnschweiß des großen Gottes Jupiter, und die Seele vergift man so oft. . . . (Lösch Wien.)

### 66. Der Fuchs und die Maus.

Ein dürrer, magerer Fuchs hat sich durch eine gar enge Lücke in ein wohl eingerichtetes Speisgewölb praktiziert. Diesen ersah eine Maus und hat ihn aus Höflichkeit also bewillkommnet: „Guten Tag, mein lieber Herr Hühner- und Taubenkommissarius. Wie kommen Sie hierher? Und in was für Geschäften haben Sie sich in dieses Speisgewölb begeben? Haben Sie etwa eine Kommission (Auftrag) von dem ganzen Geflügelwerk aus unserer Herrschaft Maierhof, oder eine Klag vorzubringen wider des Bäckers feisten Kapauern?“ „Ach nein“, sprach der Fuchs, „durchaus nichts, meine liebe Frau Speckjubiliererin. Ich bin mittelst eines magern Leibs durch ein gar enges Loch hereingeschlupft und will mir allhier einen guten Tag antun.“ „Gar wohl“, antwortet die Maus: „Lassen Sie es sich nur belieben; Sie geben aber wohl acht, daß über dieses Prassen Sie nicht etwan dürfen ihren Balg lassen.“ Mithin nahm die Maus ihren Abschied. Der Fuchs hatte sich unterdessen dergestalt angefressen, daß ihm der Bauch auseinanderging wie eine Regiments-trommel. Bald hernach kam der Koch in das Speisgewölb, und da solchen der Fuchs ersah, wollte er augenblicklich durch das vorige Loch den Reißaus nehmen, konnte aber wegen der angefressenen Wampe nicht; mußte also frühzeitig seinen Balg lassen.

Auf gleiche Weise ergeheth es den unmäßigen Fressern und Bauchdienern; sie sterben durch vielfältiges Luder-

leben eines frühzeitigen Todes und mögen mit ihrem angeschoppten Wanst durch die enge Himmelspforte zur ewigen Freiheit nicht eingehen, sondern werden endlich dem Teufel zum Raub.

### 67. Der Hunger.

Ein gewisser Bacchus und Bauchusbruder strebte dergestalten nach guten Bisseln, daß er seine Wampe mehr verehrt als die Philistäer den Gott Dagon. Wie nun dieser Gesell einst auf das Land hinaus zu einem bekannten Freund eingeladen worden, da hat er den Abend zuvor sich des Nachtestens enthalten in der Hoffnung, daß ihm den Tag hernach das Essen besser werde schmecken, weil er vorgesehen, daß sein Freund kein Esel werde sein und ihm Ochsenfuß aufsetzen, sondern weit bessere Speisen; denn Rebhühndel waren ihm Lebhühndel. Als er nun unterwegs in einen Wald geraten, wo er (von) ungefähr sehr viele von dem Wind abgeschlagene Holzbirn unter dem Baum gefunden, da hat er selbige mutwilligerweise und mit sonderer Verachtung gar . . . besudelt. Bald aber darauf entstand ein großer Plakregen, von welchem der Bach, worüber er hätte sollen passieren, sich dergestalten ergossen, daß er wirklich ohne Todesgefahr darüber nicht konnte kommen, mußte also nothhalber den Weg zurücknehmen. Weil er aber von der Nacht überfallen worden, also hat er seine Nachtherberg genommen unter dem Baum, dessen Früchte er zuvor mit einem schlechten Himmelstau beneßt hat. Weil aber in selbiger Gegend weder Dorf noch Haus und folgsam auch keine Nahrungsmittel, anbei aber ihn der Hunger mächtig gedrückt, also hat er fleißig die Holzbirn, welche er zuvor mit eigenem Wasser gebeizt, von der Erde aufgeklaut, und es hat ihm solches vorhin verachtetes

Konfekt über alle Maßen geschmeckt (P. Stengelius, tom. 4 de iudiciis divinis 4, 14).

Aus diesem folgt, daß der Hunger zuweilen sehr gut sei und einem manche ganz schlechte Speisen für die besten Schleckerbissel vorkommen. Wenn ein hungerriger Schwab ein Habermus, ein Steiermärker einen Sterz (eine Mehlspeise), ein Westfälinger einen Pumpernickel, ein Bayer eine Topfnudel usw. vor seiner Hand hat, da schmeckt ihm dieses weit besser als einem Edelmann eine Fasanpastete, die ihm auf die Tafel getragen wird. Kein Gewürz tut die Speisen also wohlgeschmack zurechten als der Hunger. Dieser ist der allerbeste Koch. Wenn einige vornehme Herren müßten durch die Arbeit ihr Brot gewinnen, so würden sie gleich andern gemeinen Leuten mit größerem Appetit zur Tafel sitzen. Es ist demnach der Hunger nicht so stark zu schelten, indem er mehrstenteils gesunde Leiber verursacht und dem Menschen oft besser als ein Medicus dienet. Es wären auch die Leut meistens dem Müßiggang ergeben, wenn sie nicht der Hunger als ein stattlicher Zuchtmeister zu der Arbeit täte anfrischen, durch welche sie die notwendige Nahrung müssen erwerben. Hunde, Vögel und andere Tiere kann man durch den Hunger dergestalten zähmen, daß sie allerlei Künste erlernen, zu welchen sie sich mit vollem Bauch hart würden bequemen, daher der Hunger zu vielem schädlich und zu vielem nützlich.

### 68. Trunksucht.

Wo die Trunkenheit einkehrt, da muß der Verstand aus dem Haus weichen. Wer allzuviel bei dem Weine ist, der ist nie recht bei sich. Ein Weib hat dem Abimelech das Hirn zerbrochen (Richt 4); das tut der Wein auch. Wann eine Lampe gar zu stark angefüllt wird, alsdann löscht das Licht aus.

Wo man stets Mahlzeit haltet, unmäßig ißt und trinkt, wenn die Pokale und Weingläser um die Tafel herumtanzen wie die Kinder Israels um das goldene Kalb, da kann das Haus nicht bestehen, da geht die Wirtschaft den Krebsgang, da schleicht die Armut ein, die Mobilien werden verzehrt, und es bleibt nichts übrig als — das Kupfer auf der Nase.

Nichts ist der Gesundheit schädlicher als die Gesundheit — wenn man nämlich so viel „zur Gesundheit!“ trinken muß. Vitis (Reben) und vita (Leben) sind zwar namenshalber etwas befreundet; aber in der That ist doch ein großer Unterschied; denn der Weinstock ist dem Leben nicht gar günstig. Reben verfolgen das Leben, und Bacchus ist dem Bauch gar oft der größte Feind. Wenn man auf den Kalk Wasser gießt, so fangt er an zu brennen; wenn man allzuviel Wein eingießt, da wird die Leber entzündet, wovon nochmals viele Krankheiten entstehen.

Unser Herr hat zu Kanaan auf der Hochzeit aus Wasser Wein gemacht; die Sauser aber machen aus Wein Wasser und — und bekommen die Wassersucht.

Mein Karl ist vordem ein so schöner Jüngling gewesen . . . und anjetzt ist er dem Saufen also ergeben, daß er oft auf der Gasse liegt wie ein Schwein, so wild, daß einem möchte einfallen, sein Vater sei ein Buchbinder gewesen, der ihn hat in Sauleder eingebunden. Mein lieber Karl, du bist ein schlechter Einsiedler, da du so eine Wüste liebst, das heißt ja das Ebenbild Gottes in den Kot werfen. Pfui der Schandel  
(Wohlangefüllter Weinkeller.)

Dergleichen Gesellen (rotnasende Weinegel) sind mehrere in der Welt zu finden, dero mehrstes Papier in Charta bibula (Löschpapier, vgl. französisch papier

buvard, weil es stets Tinte trinkt) bestehet, welche da mehr gedenken an den Weinstock als an den Opferstock, und auf deren Uhr nur der Weinzeiger (Bierzeiger) auf die Stunden deutet.

O wie mancher Weinschlauch, weil er mit den süßen hin und her wackelt, hat sich Löcher in Kopf gefallen oder gar einen Fuß gebrochen! Wenn er solches hätte wegen Gott gelitten, so hätte er sich sonderere Verdienste gesammelt; aber auf solche Weise wird ihm der Beelzebub die Zech machen.

\* \* \*

Die Alten haben dem Weingott Bacchus eine Elster beige malt, welcher Vogel einer von den geschwähigsten ist und viel plaudert, was er selbst nicht versteht. Der Wein, so unmäßig getrunken, hat schon öfter die Zung allzu frei gemacht.

Vites (Reben) und vitia (Fehler) sind einander nahe verwandt. Die Tugend leidet ehender im Wein Schiffbruch als im Wasser. Bei dem Weinsafz bleibt das Nefas (Unrecht), und so jemand Rheinwein trinkt, so steht die Reinigkeit in Gefahr. Gelber Wein macht schwarze Gewissen, vorderst bei den Weibern. Süße Wein kommen manchem sauer vor. Teure Weine machen die Laster wohlfeil, absonderlich unter den Weibern. . . . In keinem Ort wird man mehr Unkraut finden als bei dem Weinkräutel. Bei Kandel und Andel (Kannen und Annen) ist selten ein ehrbarer Wandel. Nach dem potare (trinken) kommt kein pudere (schämen), wohl aber ein putere (st. . .).

\* \* \*

Es heißt zuweilen das Wirtshaus „beim goldenen Ochsen“; aber den Gästen ist es mehr wegen der Kälber, die man fast anbetet, wie die Israeliter

getan: der Wirt hat zwei junge Töchter, und wissen diese mit ihren süßen Gesichtern auch einen sauren Wein zu verschleifen. An einem andern Ort heißt es „bei der goldenen Gans“; aber dort rupfet man die Gäst weit ärger als die Gans. Eine Wassersuppe reißt dort mehr in den Beutel als ein erwachsener Bach in ein Gestätten (Gestade). Dort liegen die Schermesser immer auf dem Tisch, und wer einen verstopften Säckel hat, dort kann ihn der Wirt hauptsächlich purgieren.

Einfer Hand in der oberen Gasse heißt es „beim grünen Hufeisen“; es soll aber besser heißen beim Zankeisen; denn daselbst nichts als Kaufhandel. Dort wird bald mehr Blut vergossen als Wein getrunken. Es können sich an demselben Ort Mars und Bacchus gar nicht vergleichen. Fast an einer jeden Wand hängt eine Schlaguhr. Auch der zuweilen nicht hungrig ist, muß eine Prügelsuppe kosten. Man glaubt, des Kellners Bosheit habe eine gewisse Wurzel ins Faß gehängt, wovon so tolle Köpfe wachsen.

(Etwas für alle: Der Wirt.)

\* \* \*

Der Wein ist ein Schlüssel zum Herzen, und man kann öfter mit dem Oktobersaft besser hinter die Wahrheit kommen als der Scharfrichter mit seiner Folter: der Wein macht, daß die Arcana (Geheimnisse) aus dem Leib gehen; der Wein macht, daß die Gedanken flügel bekommen; der Wein macht, daß die Worte auf der Post reiten; der Wein zieht den Vorhang auf, hinter welchem manche Stücklein verborgen gewest. *In vino veritas.*

Post diem Jovis folgt dies Veneris; wann man jovialiter saufet, so bleibet die Venus nicht aus. Phantasten sind die Poeten, indem sie dichten, daß die

Cyprische Göttin sei aus dem Meer geboren, indem viel gewisser ihr Stammhaus der Wein und nicht das Wasser.

Die öftere Erfahrung zeigt, daß Feuchtigkeit und Nässe den Kalch anzündet; nit weniger tut das Übermaß des Weintrinkens ungebührende Venus-Flammen in dem verwandten Leib erwecken. Die Weiber aber und die Weinbeer machen meistens alle Beutel eitel; und gleichwie in dem Kalender auf den Weinmonat der Wintermonat folgt, also geht es auf vieles und ungezähmtes Weinsaufen gemeiniglich kühl her und schleicht die Armut ein wie ein stummer Bettler. Dessenthalben sollte Bacchus von Rechts wegen in einer Hand einen Regimentsstab, in der andern einen Bettelstab führen. Nicht weniger tut auch Venus die Taschen leeren. Es bringen also die Kandel und Andel (Kannen und Annen) einen Menschen zu einem armen Wandel.

... Den fünften Tag hat Gott der Herr die Fische und Vögel aus dem Wasser erschaffen. ... So sind denn das erste Mal alle Vögel aus dem Wasser gekommen? Ja, jetzt aber hat sich alles umgekehrt; derzeit kommen die ärgsten Vögel, ja die schlimmsten Galgenvögel aus dem Wein, allermäßen die Trunkenheit eine Wurzel alles Übels.

\* \* \*

Der Wein macht ein fröhliches Herz, wenn er mit Manier getrunken wird. ...

Nußdorfer trinken mit Fröhlichkeit ist schon erlaubt, aber nicht zuviel, sonst bringt einem der Nußdorfer eine Nuß, die heißt Argernus.

Brunner trinken mit einem guten Freund ist nicht unlöblich, aber nicht zuviel, sonst wann man den Krug seines Kopfes zuviel zu diesem Brunnen trägt, so zerbricht er, wird also ein Narr daraus.



Gumpoltskircher trinken mit annehmlicher Gesellschaft ist nicht unrecht; aber desselben so viel trinken, daß von dem Umdrehen ein Trunkenbold herauskommt.

Ofters zum Wein fahren  
Macht endlich zum Narren.

Maurer bei einem röllichen Kapaun trinken ist Gott nicht zuwider, aber nicht zuviel, nicht zu viel, bis einer von Maur fällt an die Wand. Auf solche Weise macht einen der Maurer zu einem Laurer (Lottel), auf die Letzt gar zu einem Narren.

Kahlenberger trinken und damit Fasching halten ist nicht sträflich, aber nicht so viel, bis einen der Kahlenberger zu einem Kahlkopf macht, daß die Haar gar schwellen.

Petersdorfer trinken ist nicht wider das Gebot Gottes, noch Gebot der Kirche, noch Gebot der Natur; aber nicht gar zu viel, sonst schlägt einem dieser Peter zum Kopf, wie der Malschus ans Ohr, daß man nicht weiß, was man tut und also ein Narr ist.

(Abrahamisches Bescheideessen.)

### 69. Kleinmuth.

Lieber Bruder Veremund, wer ist doch dieser? Er hat ganz eisgraue Haar auf dem Kopf und tragt den Winter auch mitten im Sommer. Er kraht eine ganze Zeit hinter den Ohren, welches sonst kein Schimmel kann, der auch schulgerecht ist. Soviel ich wahrnehme, fliegen ihm die Mucken aus den Ohren und aus der Nase. Es scheint fürwahr, als habe er ein ganzes Nest in dem Kopf. Er krümpfet beineben die Stirn, daß solche aussiehet wie ein angebautes Feld, welches voller Furchen. Mir kommt er vor, als sei er ein

Kalendermacher. Nein, sagt Veremund, sondern er ist ein kleinmütiger Narr. . . . Wenn Gott Sorg traget über die Vögel, worunter auch der Gimpel, wieviel mehr wird er Sorg tragen über die Menschen, die er mit seinem teuren Blut erlöst hat. Ein Gimpel sorget nicht, und du und du und soviel andere sind solche kleinmütige Tropfen, die sich gar graue Haar machen, 1000 Grillen ausbrüten, wie sie sich, Weib und Kinder mögen ernähren, auch öfters derowegen zu ihrer Nahrung unzulässige Mittel ergreifen.

Narren sind, so da Mucken machen,  
Sorgfältig leben in allen Sachen,  
Auf Gott so wenig trauen.  
Gott ist der Vater, das weiß ich gut,  
Der seine Kinder ernähren tut,  
Auf ihn laßt sich wohl bauen. (Narrennest.)

\*

\*

\*

Melancholiker: Solche Sauertöpf, solche Angsthasen, solche finstere Wolken, solche Ofenscherben, solche Triebswinkler (die sich in Winkeln herumtreiben), solche Wand-schatten? — Es seynd Holzäpfelkrämer, es seynd Spitalgrillen, es seynd Quinta essentia der Unlust, es seynd gestumpfte Bartbürsten, es seynd tumpere (trübe) Ochsenköpfe, die sich nicht viel ins Licht trauen; es seynd Bruthennen elephantischer Grasmücken, seynd des Todes nächste Schwäger; denn die Melancholey ist des Todes Schwester, und was das schlimmste, die melancholischen Leut seynd Gott zuwider. (Bescheideffen.)

## 20. Vermessenheit.

Gott dem Allmächtigen kann nichts mehr mißfallen, als wenn man sich noch der Sünden rühmet. Wir elende und gebrechliche Menschen sollen hierinfallt lieber

den Kagen nacharten und den Unrat bedecken, aber einige erzählen noch, daß sie diese und jene Lastertat begangen. Aber solches läßt der gerechte Gott wenig ungerochen; daher schreiet der Psalmist billig auf: „Was berühmst du dich in der Bosheit, der du mächtig bist in der Ungerechtigkeit?“ Sich der Sünden berühren, ist weit mehr als die Sünd selbst. Sich der Sünden berühren, ist soviel, als wenn ein Vogel wollte frohlocken, da er ins Garn geraten. Sich der Sünden berühren, ist soviel, als wenn jemand eine Freude hätte, daß er in ein Siechtum geraten. Sich der Sünden berühren, ist nichts anders, als daß er ein Wohlgefallen habe, weil er den höchsten Gott beleidigt und er ein Sklav worden des höllischen Satans.

Und eben darum ist dieses die größte Sünde; denn meistens hilft zu der Sünd die Gebrechlichkeit des Menschen, die Unbedachtsamkeit des Verstands, der Antrieb oder Zunder der menschlichen Natur. Aber noch prahlen wegen der begangenen Untat, ist nichts anders als seine Laster bestätigen und ferner in seiner Bosheit verharren, welches denn die göttliche Gerechtigkeit zur billigen Rach ziehet.

## 71. Aberglauben.

Es finden sich viele Leute, welche durch unzulässige Mittel sich wollen die Krankheiten wenden (als da sind: Ansprechungen, alter Weiber Rezept, Nägel von Totentruhen, Eisen und Galgenketten und anderer Sachen mehr), und solche brauchen meistens die Marktschreier, Landfahrer, Zigeuner und alte Weiber, sogar auch die Henker, dero Arznei und Kur in nichts anderem bestehet als in gewissen Aberglauben und Teufelskünsten. Dergleichen Höllengeschmeiß tut absonderlich die einfältigen Leut hinter das Licht führen, welche sich

betören lassen, daß dergleichen Mittel darum nicht zu verwerfen sind, weil heilige Sachen dazu gebraucht werden.

## 22. Der Gotteslästerer.

Ein Gotteslästerer ist die allerlasterhafteste, verwegenste, gottloseste, verdammlichste Kreatur von der Welt. Einen Gotteslästerer kann man mit den unvernünftigsten Kreaturen vergleichen, die uns oder andern etwan Schaden zufügen. Ein Gotteslästerer ist von Natur zu Gottes Ehr erschaffen und keiner andern Ursach halber auf die Welt kommen, als daß er Gott ehren, loben und benedeien solle. Und er, dieser Pflichtvergessene, speit ungezwungen, ungedrungen, aus lauter Mutwillen Gift und Gall wider Gott aus.

Wenn der Wolf ein Schaf frißt, die Schlang einen in Fuß heßt (sticht), das Pferd einen schlägt, der Löw gar einen zerreißt — was ist darnach mehr (d. h. was ist da weiter daran)? Den Wolf hat gehungert; die Schlang hat man mit Füßen getreten; das Pferd etwan hart gepeitscht; der Löw ist seiner Nahrung nachgegangen. Was hat aber der mildreiche Gott, der so liebe Vater einem Gotteslästerer getan, daß er also ihn mit seiner Zungen anfällt wie ein grimmiger Wolf, der da heult und bellt. Nichts, sauber nichts, sondern alles Gute erwiesen! Nichtsdestoweniger schilt er ihn einen neidigen, unwissenden, unbarmherzigen, ungerichten Gott; verachtet, verspeit und tritt mit Füßen seine heiligen Sakramente und Geheimnisse als falsche, kraftlose Mittel, die uns weder die Sünd abwaschen, noch den Himmel zuweg bringen können. So ist denn ein Gotteslästerer schon boshafter und schädlicher als alle unvernünftigen Tier. Ein solcher Gotteslästerer geratet unter die Zahl der Verdammten, von denen der hl. Johannes in der heimlichen Offenbarung sagt:

„Sie zerbeißen ihre Zungen vor Schmerzen, welche da gelästert haben den Gott des Himmels.“ Wehe! wehe der gottlästerlichen und von Gott verworfenen Wolfszungen. (Weinkeller.)

### b) Der böse Feind.

#### 73. Was ist der böse Feind?

Es ist der böse Feind ein Stossvogel, der allzeit den unschuldigen Tauben nachstellt.

Er ist ein Wolf, dem unaufhörlich die Zähne wässern nach dem Lämmlein.

Er ist ein Skorpion, der Tag und Nacht mit Gift versehen ist.

Er ist ein Hund, der zu keiner Zeit pflegt zu schlafen.

Er ist ein Fuchs, der mit unerkenntlicher Arglist nach dem Raub schleicht.

Er ist ein Fischer, der das Netz bei Tag und Nacht auswirft.

Er ist ein Egel, der unersättlich durstet nach Menschenblut.

Aber nie wacht er mehr und tracht' er mehrer, nie brüllt er mehr und zielt er mehr, nie hüt' er mehr und wüt' er mehr als im Sterbstündlein und Todbettlein eines Menschen. (Kramerladen.)

#### 74. Des Teufels Freund.

Was ist der Teufel? Er ist ein Maler, denn er macht manchem ein Blaues für die Augen.

Was ist der Teufel? Er ist ein Schlosser, denn er schließt manchem einen Riegel vor die Thür (vor die Himmelstür).

Was ist der Teufel? Er ist ein Fuhrmann, denn er führt manchen hinter das Licht.

Was ist der Teufel? Er ist ein Bader, denn er richtet manchem ein grobes Bad zu.

Was ist der Teufel? Er ist ein Fischer, geht aber meistens mit faulen Fischen um.

Was ist der Teufel? Er ist ein Seiler und macht viel tausend Fallstrick.

Was ist der Teufel? Er ist ein Kaufmann, handelt aber nur mit Bärenhäuterzeug (führt Schurkenstreiche aus).

Was ist der Teufel? Er ist ein Gärtner und verblümmelt alle seine Schelmereien.

Was ist der Teufel? Er ist ein Schuster und will, daß jeder über seinen Leisten soll geschlagen sein.

Was ist der Teufel? Er ist ein Drechsler und dreht gar vielen eine lange Nase.

Was ist der Teufel? Er ist ein Kürschner, setzt aber manchem Läuse in den Pelz.

Meistens ist aber der Teufel was? Ein Holzhacker, dessen einzige Arbeit ist: zerspalten, und des Satans einzige Freude: die Zerspaltung, die Zertrennung, der Zank und Unfrieden. (Gemisch-Gemasch.)

## 25. Der Teufel über alle Teufel.

Ein silberhelles Bächlein floß mit seinen kristallinen Wellen nicht ohne angenehmes Geräusch aus einem Felsen, willens, sich in die Donau einzusenken. Ein leimigter Erdschrollen fragte das Bächlein, wohin es fließe. Das Bächlein sprach: „Ich gehe in die Donau.“ Der Erdschrollen bat, es möchte ihn das Bächlein doch auch mitnehmen; denn er stehe schon lang an dem Gestad und habe sein Lebtag den Donaustrom nicht gesehen. „Nein, nein“, sprach das Bächlein, „ob du, Erde, schon ein gutes Element bist, sollst du mir gleichfalls keine Gesellschaft leisten; denn so rein und klar ich anjehö bin,

so würde ich doch weit kotiger in die Donau rinnen, weil wir zwar zwei gute Elemente, wenn jedes für sich allein bleibet. Kommen wir aber zusammen, wird nichts als Kot und Unflath aus uns.“

NB. Merket dieses, ihr Jungfrauen, und gedenket, was die schmutzige Gelegenheit wirke; denn wer mit dem Pech umgeht, wird von selbem bemakelt, und wer sich in die Gelegenheit begibt, wird von selber betackelt. Impossibile est flammis circumdari et non ardere, „Unmöglich ist es, mit Feuer umgeben zu sein und gleichwohl nicht brennen“, sagt der hl. Cyprianus. Gar vieles verursacht die böse Gelegenheit und nicht der Teufel, und gleichwohl finden sich so viele törichte Menschen, welche all ihren Schaden, Übel und Unglück dem armen Teufel zuschreiben. (Behab dich wohl.)

Die Sonne ist das Licht der Welt; was mehr? Die  
 Lustbarkeit des Tags. Was mehr? Die Schöne  
 des Himmels. Was mehr? Die Holdseligkeit der  
 Natur. Die Sonne nähret, die Sonne mehret, die  
 Sonne lehret. Sie kehrt aus die Finsternis; sie mehret  
 die Früchte des Erdbodens, sie nährt Menschen und  
 Vieh. . . .

## Die Natur.

### 26. Die Sonne.

Die Sonne ist das Licht der Welt; was mehr? Die  
 Lustbarkeit des Tags. Was mehr? Die Schöne  
 des Himmels. Was mehr? Die Holdseligkeit der  
 Natur. Die Sonne nähret, die Sonne mehret, die  
 Sonne lehret. Sie kehrt aus die Finsternis; sie mehret  
 die Früchte des Erdbodens, sie nährt Menschen und  
 Vieh. . . .

Die Sonne ist so mächtig, daß sie über die ganze  
 Welt herrschet und sogar unter der Erde und unter  
 dem Wasser ihre Wirkung zeigt: Das ist eine Macht!  
 Alles liebt die Sonne außer Schelme und Diebe, welche  
 bei der Nacht ihr Gewerbe treiben. Insonderheit ist  
 der Gockelhahn sehr verliebt in die Sonne; denn wenn  
 diese untergeht, so eilt er auch zu seiner Ruhe. Sobald  
 aber die Sonne in der Frühe hervorblickt, da hupft er  
 mit größten Freuden auf und gibt mit seinem gewöhn-  
 lichen Gückzen (Krähen) einen guten Morgen.

### 27. Die Blumen.

Die Blumen sind eigentlich eine Geburt des lieb-  
 lichen Frühlings, und gleichwie der Himmel mit den  
 schimmernden Sternen pranget, also nicht weniger ziert  
 sich der Erdboden mit den vielfarbigen Blumenwerken;



daher das menschliche Aug keine bessere Weid fast haben kann als in Ansehung der so unterschiedlichen Blumen.

Da verliebet sich eine Jungfrau in die Lilien, ein Weinschlauch in den Märzenbecher (Schneeglöckchen), ein Geizhals in die Goldblumen, ein Verliebter in die Tausendschön, ein frommer in die Passionsblume, ein Ehrsuchtiger in eine Königskrone. So weit haben es die Blumen schon gebracht, daß sie dormalen mit herrlichen Titeln begabt werden, also daß eine heißet: Semper Augustus, Vice-Re, D. Ingl. Terra, Graf Kurz, Don Diego, Kardinal, Konstante, Bella Helena, Aurora Coeleste, Solo Regal, Admiral del Mare etc. Ja die Poeten phantastieren, daß die Blumen ursprünglich herühren von dem Blut der Götter.



Beschaue nur einer ein Blümel, wie wunderbarlich es in der Gestalt, wie schön in der Farb, wie annehmlich an dem Geruch! Aber leider, bald, bald hängt es die Flügel, bald fängt es an zu pfnotten (gären), bald tut es verwelken; sodann wirft man's auf die Erde, und wird gar mit Füßen getreten. *Flos enim decidit et decor vultus eius deperit* (Jak 1). Hieran kann der Mensch ein feines Sinnbild nehmen seines gebrechlichen Lebens, bei dem es heißet: heut rot, morgen tot; heut eine Zier, morgen eine Schmier; heut ein Schmaus, morgen ein Graus; heut ein Truß, morgen ein Schmuß; heut galant, morgen ein Schatten an der Wand; heut im Freihof, morgen im Freithof (Friedhof); heut beim Stab, morgen im Grab; heut noch trinken, morgen schon st...; heut beim Fraß, morgen schon ein Uas; heut noch hui, morgen schon pfui!

## 78. Die Gärten.

Niemand wird in Abrede stellen, daß angenehm sei ein schöner Tier- oder Lustgarten, voll der lustbringenden (die gesperrten Worte fehlen im „Deutschen Wörterbuch“ oder werden Goethe u. a. zugeschrieben) Gegenstände, in welchem die bedrängten Herzen vertreiben ihre zugleich schwermütigen und unruhewollen Gedanken. In dem Tiergarten kann man verdoppeln die wohlbefederten Flügel der mehr als fliegenden Zeit mit unterschiedlichen Ergötzungen — bis die Wind (Windhunde) werden eingeladen und der erlangte Raub, mit erschallenden Hörnern und heulenden Hunden als einem Triumph eingebracht, Kuchel (Küche) und Tisch bereichert.

Die Blumen, Obstbäume und Lustgärten belangend, kann keiner leugnen, daß Gott der Allmächtige unsern ersten Vater in einen Garten verordnet, um solchen zu bebauen und darinnen nach seines Herzens Wunsch die Augen zu ersättigen. Denn kein lustigerer Platz als der Garten des Paradieses konnte ihm auf der ganzen Welt eingeräumt werden, um in den ungemeinsten Freuden zu leben auf Erden. Sintemalen was könnte herzerquickender sein als ein solcher Ort, wo man sieht, wie sich zu Morgen die verschlossenen schönsten (Elativ) Blümlein eröffnen, den Himmelstau auffangen, sich ausbreiten und gleichsam mit vollem Munde ihrem Erschaffer für die Hervorbringung Dank erweisen! Was könnte liebreicher sein als ein solcher Ort, dessen begrünzte und geblüimte Spalier nicht anders scheinen, als ob der stete Frühling mit den rosenwehenden Westwinden solche in unwandelbarer Schönheit bewohne! Was könnte angenehmer sein, als an einem solchen Ort, etwan zur Zeit, da die majestätische Sternenzessin ihren goldstrahlenden Einzug in den höchsten Grad ihres Bezirks (Bahn) gehalten, sich beschützen

vor deren hitzigen Strahlen in einem schattenreichen Gesträuch, oder aber, da sie wiederum herzunahet dem Abendmeere, sich erfrischen bei einem von rarer Kunst gefertigten Springbrunnen, mit Einholung eines angenehmen Abendlüftleins! Da hört man anders nichts als einen Jubelschall der von solchem Kunstwerke auffspringenden und niederfallenden Wassertropfen; nichts als den annehmlichsten Gesang der süßschlagenden Nachtigallen und das anmutigste Geräusch der durch die in die schönste Ordnung gepflanzten Bäume sanft streichenden Zephyrwinde. Da sieht man anders nichts als den holdseligen Kampf, in welchem so viel der schönsten Blümlein um den Vorzug streiten! Nichts als das lustreichste Umarmen der ineinandergeflochtenen Baumgewächse; nichts als die zugleich verwunderlichste und zierlichste Verteilung der Beete, in denen die von der Kunst und Natur hervorgebrachten Meisterstücke zu sehen, durch deren Betrachtung ein betrübtes Herz sich oft erquicket.

Unter andern wird die Phäaker Landschaft wegen ihrer in sich habenden Lustgärten nicht wenig gelobt, darinnen man solche Äpfelbäume gefunden, welche, sobald die ersten (Äpfel) zeitig und reif gewesen, andere tragen (vgl. Odyssee VII). Dannenhero Alkinous, der König solcher Landschaft, so diesen Garten fleißig abgewartet, für einen Gott gehalten worden, dessen sonderlich Juvenalis gedenkt. Die babylonischen, hangenden oder in der Luft schwebenden Lustgärten, welche die Königin Semiramis soll gebaut haben, werden gleichermaßen von etlichen Skribenten sehr gerühmt. Ja, der Garten ist ein solcher Ort, allwo der Lieb in bester Still und Einsamkeit kann gepflogen werden. Darum auch die geliebte Braut in den hohen Liedern Salomons ihren Geliebten ladet in den Garten, da sie sagt: „Es komme mein Geliebter in seinen Garten . . .“ (Mercurialis.)

## 79. Die Vögel (Meisen).

Aller Vögel Natur und Art zu beschreiben, brauchte man tausend und tausend Federn. Der hochsteigende Adler, wie wunderbar! das geschwinde Zaunschlüpferl, wie wunderbar! der scharliebende Star, wie wunderbar! die geschwätige Elster, wie wunderbar! der wohlbewaffnete Baumhackel, wie wunderbar! die wackelnden Enten, wie wunderbar! die schnatternde Gans, wie wunderbar! der freßgierige Luder Vogel (Lockvogel), wie wunderbar! der langgeschnabelte Schnepf, wie wunderbar! die pfeiferische Amsel, wie wunderbar! der langfressige Kranich, wie wunderbar! das leichtsinnige Rebhühndel, wie wunderbar! der wohlgeschmackte Kronawitvogel (Krammetsvogel), wie wunderbar! der verstoßene Rab, wie wunderbar! der tückische Geier, wie wunderbar! der plauderische Papperl (Papagei), wie wunderbar! der närrische Geiewitz (Kiebitz), wie wunderbar! der kühle Eisvogel, wie wunderbar! das annehmliche Zeiserl, der mistliebende Ammerling, der hochtrabende Reiger (Reiher), die großkopfbete Nachtel, der seltsame Kreuzvogel, die heimliche Dohle, der eisenfresserische Strauß, der einfältige Gimpel, das hausliebende Rotschweifel, der schlagende Fink, der adeliche Falk, der verborgene Dorndreher, die vorwitzige Meise, der frühschreiische Kuckuck, der hellsingende Kanarie, die gottlobende Lerche, der klappernde Storch, endlich der ansehnliche Paradiesvogel und viele andere mehr Vögel haben so wunderliche Eigenschaften, daß billig hierin die Allmacht Gottes höchst zu preisen. . . . Was sind die Christen anders als Vögel, welche immerfort mit ihrem Gemüt sich gegen den Himmel und gegen Gott schwingen (sollen)?

Gehe mit mir zur angenehmen Sommerszeit ein wenig hinaus. — Hast du nie gesehen Meisen? Ist das nicht ein herziges Vögerle, ein edles Tierl? Wie schön und holdselig ist es geziert mit seinen Federln! Schöne schwarze, weiße Federln tragt's, in den Flügeln mit andern Federn vermengt; schönes schwarzes Häubl tragt's auf dem Köpfl, wie eine sammetne Visier; schöne goldfarbene Hängerl tragt's auf der Brust, als von dem besten Goldstück; schöne zarte Fügl, daß es auch an dem kleinsten Garten-Stäudl und Gesträuge sich erhält; schöne helle Stimm' hat's aus dem Schnaberl, das auch in der Musil schier erfahren. Schön ist's, schön springt's, schön singt's, schön lauft's, schön fliegt dieses schöne Waldvögele; aber leider, Gott erbarm's, wie geschwind verliert's seine Freiheit und mit der Freiheit das Leben!

### 80. Winterszeit.

Zur rauhen Winterszeit, da die Sonn uns kaum mit einem Aug' hat angeschaut, da der Himmel mit einem groben, dicken Schleier sein Angesicht verhüllt hat, da die Berg ihre Köpfe mit weißen Fehen hatten eingebunden, da die Bäume ganz nackend in größtem Frost gestanden und vor Kälte gezittert, da die Felder, völlig glasklöpfig, mit dem häufigen Schnee bedeckt waren, da die Flüß' und Wasser im harten Arrest gestanden, da die meisten Vögel ohne Paßport in andere Länder gewandert, zu einer solchen Winterszeit ist Gottes Sohn in einem Stall geboren.

Einmal zur rauhen Winterszeit, da der Erdboden mit weißer Decke überhüllt, die Bäume wie die siebjährigen alten Tattel (Greise) mit weißen Haaren überwachsen, die Hausdächer unter sich mit langen Spizen

verbrämt, das ist mit durchsichtigen Eiszapfen, die klaren Bächl durch die Wasel und Grasel mit gleicher Liberey (Eivree) bekleidet, die Fußstapfen sowohl des Wolfs als des Wolfgangs verraten, da die Stauden mit Schneeflocken bedeckt, als wollten sie den Maienblüten halber truzen; zu einer solchen Zeit, da man die Händ in Busen steckt, wollte die edelschöne Prinzessin des Königs Herodes sich mit einer Jagd erlustigen. . . .

(Merl's Wien.)

### 81. Ein Waldidyll.

Mich dünkt, ich sehe vor Augen einen Pachomius (Einsiedler, † 346) in der Wüste, welcher allda zwischen den hohen Steinklüften seine Wohnung aufgeschlagen, so mehrst in vier krummen Stügen samt einem von zerrüttetem Gesträuß durchsichtigen Dachwerk besteht. Er aber, nach vollzogenem eifrigem Gebet und langwierigem Psallieren, eine kleine Handarbeit vor sich und, damit ihn die alte Schlange nicht feierend ertappe, etliche rauhe Decken von Binsen flechtend, sitze bei einem Felsen, aus dem die silbernen Wasseradern herausstrudeln, welche durch ihren kristallinen Fall ein annehmlisches Getös verursachen. Nebenbei auf den grünen Nasteln (Ästen) — die lieben Waldvögerl, welche gar oft pleno choro mit ihren natürlichen Trillern und klarschallenden Halsflöten den Wald zu einer Singstube verwandeln. (Vgl. dazu Nr 27.) Auch die laufenden Hirsch, die springenden Dändl (die kleinen Damtiere), die hockenden (hüpfenden) Hasen, die schleichenden Bären, die kriechenden Dachse, die firrenden (quiekenden) Schwein sieht er als stete Spießgesellen ohne Spieß, will sagen ohne Schaden, bei sich und um sich, welches alles ihm zu einer Ergöglichkeit dient. Absonderlich aber dünkte mich, als spiele der gottselige Waldbruder gar oft mit dem Echo oder Widerhall, welcher ihm die klaren Seufzer

ganz artlich wiederholt. (Das Echo ist auch eine beliebte Klangfigur bei Abraham.) . . . Das Echo ist ein solcher angenehmer Leutspöttler, daß es jederzeit einem dankt, wie man es empfängt. Wer es schimpfet: Du bist ein Dieb, der ist ohnfehlbar dieses Gegentitels gewärtig; wer ihm schmeichelt: Du bist mir lieb, dem wird es silbenweise diese Zuckerworte zurückwerfen. Mit einem Wort, wie man sich gegen dieses Echo haltet, so haltet es sich wieder. (Der ewige Gott ist einem solchen Echo oder Waldstimm ganz ähnlich und gleich; denn es ist die ungefälschte Wahrheit, daß sich Gott also gegen uns zeige, wie wir uns gegen Gott zeigen. . . .)

(Merk's Wien.)

## 82. Die Donau.

Schaue jemand den Donaustrom, wie groß, wie breit, wie tief, wie reißend, wie rasend derselbe. Er hat keine Zähne und beißt doch ganze Gestätten hinweg. Er hat keine Hände und stiehlt doch ganze Felder und Äcker. Er hat keine Krampen (Pickel) noch Schaufeln, tut doch untergraben ganze Paläste und Häuser. Er hat keinen Hals und schluckt doch ganze beladene Schiffe. Er ist nichts als Wasser und ist doch immerzu rauschig (hat einen Rausch!). Seine Tiefe, wer will's ergründen? Seine Stärke, wer will's binden? Seine Größe, wer will's mindern? Seinen Lauf, wer will ihn hindern? Groß und grausam, grausam und groß ist die Donau!  
(Etwas für alle.)

## Anhang.

### Sprichwörter und Sentenzen.

**J**e höher ein Nebel emporsteiget, desto glänzender wird derselbe: also, je höher der Allmächtige den Menschen in Dignitäten und Würden setzet, desto mehr soll derselbe mit dem Tugendwandel vorleuchten.

Carolus VIII., König in Frankreich, sagte: Quid mirum si rari in coelos reges? raros habent circa se veri monitores, „Was soll es ein Wunder sein, wenn schon von den Königen wenige im Himmel sind? Sie haben gar wenig Leute, die ihnen die Wahrheit reden.“

Zu Hof, wo die Politika den Vortanz hat, allda hat die Wahrheit den Forttanz. Bei Hof will man alles verzinmen; aber es hält nicht.

Wohl recht fangt das Wörtl Wahrheit mit einem **W** an, zumalen es lauter **W** (Weh) ausbrütet.

Beim Tanzen stolpert nicht selten die Ehre.

Wer mit Pech umgeheth, besudelt sich, und der bei den Hunden schläft, steht mit Flöhen auf.

Bei Kindern, Narren, Weibern, Wein  
Kann wohl nichts lang verborgen sein.

Juristen, böse Christen. — Viel Geschrei, wenig Ei.

Es ist nicht gut, wenn eine Magd frau wird.



Kein Schermesser schärfer schiebt,  
Als wenn ein Knecht ein Herr wird.

Wo der Müßiggang,  
Dort ist des Teufels Anhang.

Hoch gestiegen, hoch gefallen.

Stultus (Dummheit) und Stolz  
Wachsen auf einem Holz.

Suchst du vor Schwägern Ruh',  
Schnall Ohr und Lippen zu!

Laß die Störche klappern, es ist ihr Gesang.

Man muß die Trauben pressen,  
Soll sie nicht Faulheit fressen.

Krieg, Zeit und Feuer verlacht  
Der stolzen Häuser Pracht.

Wo das Fleisch verliert,  
Wird der Geist geziert.

Wer mit Gefahren will scherzen,  
Sucht Lob und findet Schmerzen.

Wer sich in alles will mischen,  
Muß oft die Augen wischen.

Es ist nit alles Gold, was glänzet; es heißt öfters:  
Ficta, non facta (Dichtung, nicht Wahrheit); auswendig  
süß, inwendig Spieß; auswendig Huy, inwendig Pfuy;  
auswendig ein Kuß, inwendig ein Verdruß; auswendig  
Ave Rabbi (Sei gegrüßt, Meister), inwendig Ave Raben-  
vieh; außen mein Schatz, innen: daß dich der Teufel  
frag; außen lieb, innen ein Dieb; außen andächtig,  
innen verdächtig; außen ein Christ, innen ein Atheist...;  
außen fein, innen ein Schwein; außen geziert, innen  
beschmiert; außen ein Engel, innen ein Bengel: Ficta,  
non facta.

Eine Predigt ist ein Spiegel, worin sich ein Mensch sieht; eine Predigt ist ein Hahnengeschrei, welches den Menschen vom sündigen Schlaf aufwecket; eine Predigt ist ein Gastmahl, das die Seele speiset.

Die Vernunft leidet mehrenteils Schiffbruch im Wein. Victor omnium a vino victus est, sagt mein heiliger Vater Augustinus (von Alexander dem Großen, der seinen Freund Klitus tötete).

Cantores amant humores, Musikanten sind wie die Anten (Enten).

Nie weniger Glück und Stern ist,  
Als wann man sternvoll ist.

Man sagt mir wohl von zuviel Trinken, aber nicht von viel Dürsten. (Vgl. Scheffel: „Man spricht vom vielen Trinken stets — doch nie vom vielen Durste.“)

Wenn Bacchus einheizt, so setzt sich die Venus hinter den Ofen.

Des Bacchus und der Weiber Garn  
Machen oft einen Weisen zu einem Narr'n.

Des Menschen Gurgel hat eine enge Straße; doch jagt oft mancher Haus und Hof dadurch.

Wenn die Gelegenheit dem Menschen die Schnalle in die Hand gibt, macht er gar leicht die Thür auf zu jedem Übel.

Dem Menschen sind drei Trünke erlaubt: einer zum Durst, der andere zur Lust, der dritte zur Fröhlichkeit; was darüber, bringet Trunkenheit.

Szepter und Hirtenstab — Legt der Tod ins Grab.

Während die Hirten schlafen,  
Stiehlt man die Wolle den Schafen.

Verschlossener Wein bleibt bei Kräften.

Es ist selten ein Buch ohne Eselsohr.

Ein Frosch wird nie wie ein Kanarienvogel singen.

Sind die Saiten nicht gespannt, so haben sie keine Stimmen.

Durch Trübsalsglut — Läutert Gott den Mut.

Der Schein betrügt, — Die Wahrheit siegt.

Solange die Lampe Öl hat, brennt sie.

Wo das Tausendguldenkraut wächst, findet sich auch das Löffelkraut! (Löffeln = lieben, englisch: to love; vgl. Süßholz raspeln!)

Der schönste Apfel fault bald an.

Ehre sättigt nicht; — Sie speist nur das Gesicht.

Der Fleiß verjagt, — Was faule plagt.

Keine Ungeduld — Dämpft des Glückes Schuld.

Die Schellen passen nur für Narren.

Geduldig sein — Bringt Segen ein.

In der schönsten Scheide steckt oft eine üble Klinge.

Geld stiftet alles Übel in der Welt.

Ein schwerer Beutel — Macht leicht eitel.

Geld im Beutel — Ist für alle Wunden ein Kräutzel.

Dem Gold — Ist jedermann hold.

Wie töricht sind jene Adamskinder, welche die Gedanken für zollfrei halten!

Die Gewohnheit ist ein eisernes Pfaid (Hemd).

Glück und Glas, wie bald bricht das!

Leben und Gras, wie bald verwelkt das!

Leben und ein Has, wie bald verläuft das!

Geld und Glück ist aus Flandern,  
Es geht von einem zum andern.

Luft und List — Wächst auf der Weiber Mist.

Weiberkittel — Schmäleret manchem die Mittel.

Laus, fraus muliebra sunt: Arg und Karg sind die  
zwei besten Räder an der Weiber ihren Triumphwagen.

Die Weiber verstehen sich nicht auf die Opera Taciti.

Der Tanz — Raubt oft den Kranz.

Leicht verlehet, — Was ergözet.

Die Wollust scherzt; — Ihr Ende schmerzt.

Venus ist venenum, und zwar ein solches Gift, so  
zum allerersten das Gehirn angreift und den Aller-  
weisesten zu einem Narren macht.

Der Spott lauft gemeiniglich dem Hoffärtigen mit  
Hasenfüßen nach.

Melancholia ist des Teufels Saugämmel; allegrezza  
ist Gott des Herrn Haushälterin.

Was an den Galgen gehört, ertrinkt nicht.

Fahret nicht zu gäh (schnell) in den Haberbrei, damit  
ihr euch das Maul nicht verbrennet.

Auch eine blinde Henne findet bisweilen ein Haberkörnl.

Eilen tut kein gut, sagte der Schneck, der sieben  
Jahre über die Brücke gekrochen und gleichwohl ge-  
stolpert ist.

Ein Lachender ist leicht zu figeln.

Was man unrecht tut erwerben,  
Das kommt nit zum dritten Erben.

Die Bienen sammeln Honig und genießen's wenig.

Bei glücklichem Jahr  
 Achtet man wenig den Altar.  
 (Rarae fumant felicibus arae.)

Es hat mancher ein wildes Lärnengesicht; anbei ist er aber voller Wiß und guten Gebärden. Es schmecket besser ein herrlicher Wein aus einem Glas als ein saurer Plempel in einem kostbaren Pokal.

„Das von dem feu'r erweichte Zinn  
 Verschmäht nicht Kupfer oder Eisen:  
 So will der lieberhigte Sinn  
 Nicht Freund noch Feinde von sich weisen;  
 Er theilet mit, soviel er kann,  
 Und rühmet nie, was er getan.“

Nach Landesbrauch soll man sich kleiden  
 Und fremden Volkes Tracht vermeiden.

Einem Politikus ist es nicht wohl anständig, wenn er das Maul zu weit aufmacht und alles, was im Herzen ist, auf die Schüssel legt. Aber zum Seelenheil und Nachlaß der Sünden ist höchst notwendig in der Beicht die gänzliche Eröffnung des Herzens.

Wie der Ärzte Nahrung der Menschen Unmäßigkeit ist, also ist der Advokaten Acker und Pflug der Menschen Zankucht und Uneinigkeit.

Ein Vorwitziger will alles sehen, will alles hören, will alles kosten, will alles schmecken, will alles wissen. Er sucht wie ein Spürhund, er scharret wie eine Bruthenn, er laustert wie eine Katz beim Mausloch; aber er muß den Vorwiß ziemlich büßen.

„Menschenwiß, was quälst dich viel  
 Mit Sinnen und mit Dichten?  
 Du irrest doch, verfehlest das Ziel  
 Und fangst nur leere Geschichten. . . .“

Wie vielmal tun wir Menschen übel urteilen und wollen in dem Fall dem höchsten Gott in seine Allmacht greifen, der alleinig den Schlüssel hat zu den menschlichen Herzen! . . . Wenn auch zuweilen eine Sache fast handgreiflich scheint, so können wir gleichwohl irren. Böse Gesellen — Schicken oft manchen in die Höllen.

Viel Knecht, — Wenig recht.

„An der Hunde Hinken, — An der H . . . Winken,  
An der Weiber Weinen, — An der Gelehrten Meinen,  
An der Krämer Schwören — Soll sich keiner kehren.“  
Des Zepfers Segen — Kann nicht sein ohne Degen.

Sich selbst bestegen — Heißt christlich kriegen.

Per quem nec ales esurit,  
Der verläßt keinen Deutschen nit.

Es hebt der Fürst so bald nichts an,  
Gleich folgt ihm der gemeine Mann.  
(In vulgus manant exempla regentium.)

Wer heucheln kann und schmeicheln kann,  
Der ist heut ein gemachter Mann.

Ehre ist ein Rechenspiel:

Bald gift man nichts, bald gift man viel.

Ein ungerechter Pfennig frist auch einen gerechten Groschen.

Eine alte Frage: Was dauert am längsten? Antwort: Die Wahrheit; denn man braucht sie gar selten, wie die Rätchen (Klappern) nur am Karfreitag.

Es gibt wohl zu Zeiten einen schlechten Doktor, über den kein Mensch tut klagen; denn er stopfet ihnen allen das Maul zu mit Erde.

Aber, wenn und gar — Ist des Teufels War'.

Was gered't haben die Alten,  
Dieses wurde gehalten;  
Aber jezt bei'n Jungen  
Lügen gar oft die Zungen.

Es ist kein Federhans so groß, dem der Tod nicht  
kann die Flügel stuzen.

Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den  
Fidelbogen ums Maul!

Es ist kein Dienstl so klein; es ist der Ehre wert.

Jedes Gleichnis hinkt, und eigenes Lob — riecht  
nach Knoblauch.

Mancher schwigt, wenn er iszt, und friert, wenn er  
arbeitet. (Nach dem Lateinischen: Sudat, quando vorat,  
frigescit, quando laborat.)

Oft ist ein Bauernhut ein Futteral für einen großen  
Schelm.

Es ist gar nicht lobwürdig, wenn wir Menschen  
sind wie die Wagschalen, welche zwar andere Sachen  
wägen, sich selbst aber gar nicht.

Was da ist das krumme Rebenmesser dem Weinstock,  
was da ist die Feile dem Eisen, was da ist die Preß  
dem Buch, was da ist der Puzer dem Licht, was da  
ist der Pflug der Erden, was da ist das Feuer dem  
Gold, was da ist der Hobel dem Brett: das ist dem  
Menschen die allerlei Trübsal, die ihn umgibt.

Sobald ein Wort bei einem Weib zu den Ohren  
hineingeht, so klopft es alsobald bei der Maulthür an  
und verlangt den Paß in die Welt.

Die Medici purgieren nicht allein die Leiber, sondern  
auch die Beutel.

Wieviel gibt es Menschen auf der Welt, die da öfter beten: Da Paxem, Domine, als Da pacem, Domine. (Gib Frieden, Herr.)

Öfter werden in den Städten Pflaster und Easter zugleich begangen.

Gib Gott statt des Zehent nur einige zehn Buchstaben, nämlich Deo gratias.

Ein glattes, schönes und weißes Gesicht, daneben das Gewissen kohlschwarz — was ist das anders als ein Misthaufen im Winter, mit Schnee verhüllt?

Ein einziger schlimmer Gesell'

Kann viel Tausend führen in die Hölle.

Vor wenig Jahren suchten die jungen Knaben die Jungfrauen zu haben; aber jeztunder, verkehrtes Wunder, die Jungfrauen laufen und schnaufen, bis sie haben die Knaben.

Das Feuer ist nie ohne Rauch, also auch die Tugend niemals ohne Neid. Neidhardus ist ein Heiliger, aber Neidhard ist ein Teufel, der seine Residenz meistens bei Hof hat.

Ein jeder soll sein vor seiner Thür stehen und gedenken, daß sein Haus nicht sei ohne Winkel und sein Garten nicht ohne Unkraut und sein Buch nicht ohne Eselohren.

Eine manche Krankheit bringt diesen und jenen zu besonderer Andacht, zu welcher er vorhin bei gesundem Leib auch durch sechs Paar Ochsen nicht wäre gezogen worden.

Es ist manchem schier nicht für übel zu halten, wenn er im Geldleihen spar- und behutsam ist; denn die Leute machen sich derzeit wenig Gewissen, die Schulden zu bezahlen.



Ein fauler Apfel machet schnell,  
Daß auch faul werde sein Gesell.

(Cum perverso perverteris.)

Wer mit Pech und Kohlen hantiret,  
Leichtlich seine Hände damit beschmieret.

Schweigen ist eine Kunst; aber diese verdirbt oft  
der Wein.

Wo keine Eifersucht ist, da ist keine Liebe.

Junge Engel, alte Teufel.

Der Weiber Regiment — Nimmt selten ein gut End.

Es ist im Haus nicht wohlgetan,  
Wenn die Henn kräht und nicht der Hahn.

Wer einem losen Weib vertraut,  
Der ist betrogen in der Haut.

Patientia colligit rosas (Geduld bringt Rosen); doch  
kommen die Knöpfe (Knospen) zuvor.

Der hl. Ambrosius (De virg.) sagt, daß Gott gar oft  
aus Predigern und Priestern rede, obschon selbe gleich  
dem Dornbusch schlecht seien und voller Untugenden.  
Die Medizin ist gleichwohl gut, obschon der Doktor  
bucklet und krumm. Das Geld tust du nicht weigern,  
wenn schon eine krähige Hand dir solches darreicht.

---

## **„Sterben und Erben.**

Das ist:

**Die schönste Vorbereitung zum Tode**

oder:

**Sicherste Art zu sterben und die Seligkeit  
zu erben.**

Durch Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens unsers einzigigen und liebsten Heylandes JESU Christi. Neulich in französischer Sprache vorgestellt vom Herrn de Chertablon, Priestern und Licentiaten Theologiae etc. Anjehz aber aus solcher treulich übersezet und etwas vermehret herausgegeben von P. Abraham a Sancta Clara, Augustiner-Barfüßer und Kayserl. Prediger etc. Endlich aber mit andächtigen, höchst notwendigsten Seeleneiffrigen Kranken-Gebetern vermehret, und verfertigt von S. F. A. Gedruckt in Prag und zu finden bey Georg Lehmann Anno 1702. Cum Licentia Ordinarij.“

### **Vorbericht an den Leser.**

Ein Bot' ist da. Der sagt: Ego ingrediar viam universae terrae, „Ich gehe den Weg aller Welt“ (3 Kg 2). Ein graues Haar ist ein Bote des Todes. Der ist da! Ei, Paulus schreibt an die Römer Kapitel 5: Der Tod ist durch alle Menschen hindurchgegangen: warm und kalt, jung und alt. Es hilft nichts dafür; Mensch, du mußt sterben. Ist

der „Testamentbund“ schon fertig, von dem Eccli Kapitel 4 geschrieben: Testamentum huius mundi morti morietur, „Das Vermächtnis dieser Welt wird durch den Tod aufgelöst“. Dieser Bote ist da! Du mußt sterben: erben will er in deinem Haus. „Mache Ordnung in deinem Haus; denn du wirst sterben und nicht leben.“ Solche Hausordnung wirst du finden in den Gebeten dieses Buches. . . .

Gemeldeter Bot wägt den Kranken das Lot (Gewicht und Maß der Lebensstage) vor, wie es bei Job Kapitel 17 heißt: „Meine Tage werden abgekürzt, und es ist mir nichts übrig als das Grab allein.“ So falsch, so ungewiß ist das Lot des Lebens, daß der Kranke nicht weiß, wann der Bote den Totenspieß auf des Lebens Lot legen werde, wann er werde sterben müssen und gerben, um seine Haut auszuarbeiten. „Die Zeit meiner Auflösung ist vorhanden“ (2 Tim 4). Der Tod wird in dem Grab das alte und junge Fell ausgerben, wie dem Job (Kap. 19) geschehen: Pelli meae consumptis carnibus adhaesit os meum. Da der kranke Leib das Gerbhaus des Todes ist, so soll der Kranke die folgenden Gebete selbst beten oder sich vorbeten lassen, damit er kann nach dem Sterben von dem Gerben seine vorige Haut erben. „Ich werde wiederum mit meiner Haut umgeben werden und werde in meinem Fleisch meinen Gott sehen“, sagt Job 19.

Not muß also Eisen brechen! Doch nicht an des Todes Eisenspieß, nicht quintleinweise, noch weniger lotweise, sondern Not muß werben (sich bemühen), mit dem Werben der Lebenshantierung jenes Gewinnsterben zu erben, wovon Paulus geschrieben an die Philipper Kapitel 1: „Christus ist mir das Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“ Aus der Todesnot soll der Kranke eine Tugend machen, sich bestreben bis an sein letztes Ende, die Tugenden zu ge-

winnen, vermöge welcher er selig sterben und Christum, das Leben, erben kann, welche Nothugend zu lernen die beigefügten Gebete praktizieren (bewirken sollen).

Spott wäre es in einem Hause, wann Noth vorhanden, wann das Lot des Lebensgewichts absinken sollte, wenn der hinkende Totenbote an die Thür klopfen möchte und der Hauswirt keinen Priester hätte, hätte auch kein Krankenbuch, wäre aber wohl eingerichtet in der Wirt- und Meierschaft: alle Kasten mit Geld, alle Keller mit Wein, alle Scheuern mit Getreid' angefüllt, in der Bibliothek aber wäre kein Krankenbuch, den Spott müßte er hören: „Du Narr, diese Nacht werden sie deine Seele von dir fordern; was du aber bereitet hast, wer wird das haben?“ Der Tod wird alles verderben, das Sterben wird alles erben.

O Totenbot! O ungewisses Totenlot! O gewisse Todesnot! O erschrecklicher Unbereitschaftsspott!

Daher, weil es den kranken, den gesunden und allen Menschen gewiß ist, zu sterben — Ps 88: „Wer ist der Mensch, der das Leben hat und den Tod nicht sehen wird?“ — so habe ich dir, günstiger Leser, des Sterbens Gewinn zu einem Erbensgewinn verfertigt in meinem Krankenbett, im Krankengebet über die Betrachtung der Passion Christi, um dich mit dieser selbst zu trösten, oder von einem andern trösten zu lassen, um dir zu gewinnen, selig zu sterben und den Gewinn der Seligkeit zu erben. Ek 10: „Tue das, so wirst du leben.“

### Du mußt sterben!

Hast du es gehört, Cosmophile? (Weltfreund.) Du mußt sterben. Du bist reich und wohlhabend. In deinem Garten wachsen nichts als Goldblumen; deine Truhen und Kasten sind beschaffen wie der Krug zu Kanaan: Impleverunt eas usque ad summum. Du

tätest lügen, daß sich die Bäume möchten biegen, wenn du dich mit dem Petrus bei der Pforte des Tempels liegest verlauten: *Argentum et aurum non est mihi*, „Silber und Gold habe ich nicht“. Das Weib im Evangelium hat das ganze Haus ausgekehrt, bis sie den Groschen gefunden; aber bei dir ist kein Zimmer, im Zimmer kein Kasten, im Kasten keine Schublade, in der Schublade kein Winkel, in welchem du nicht Gold findest. . . . Dein Haus ist ein lauterer Wohnplatz der Götter, der Bacchus wohnt im Keller, die Ceres in der Scheuer, der Mammon in der Truhe, die Flora in dem Garten, die fortuna im ganzen Haus usw. Aaron hat von den israelitischen Weibern alle Ohrgehänge und Armbänder lassen sammeln, damit er daraus könnte ein goldenes Kalb schmelzen: Du hast soviel Gold und Dukaten, du könntest leicht ein halb Duzend Kühe und Kälber schmelzen. Aber höre mich, Cosmophile, du mußt sterben.

Der Tod, der fischt! — Keiner ihm entwischt,  
Sei Junger oder Alter:

Gib dich nur drein, — Anderst kann's nicht sein,  
Das Grab wird sein dein Kalter (Kelter).

### Du mußt sterben!

Merke es wohl, Cosmophile, du mußt sterben. Du bist zwar fest vertieft, versenkt, vergraben in allen Wollüsten. Wer dich einen Stockfisch nennt, der tut weit unrecht, da ja nichts vom Fisch an dir, sondern du bist lauter Fleisch, und wann es nicht so lang, so hätte ich geglaubt, du wärest vor dem Sündflut (Sündflut) geboren, *ubi omnis caro corruperat viam suam* (Gn 6).

Die leichtfertige Göttin Venus soll, wie die Poeten phantastieren, auf der Insel Cypren aus einem Meer-

faim (Schaum) hergekommen sein. Solches mag wohl eine Lüge sein; aber das ist dennoch wahr, daß sie ihre Pflegekinder zum Abfaim (Abschaum, s. abgefaimt) aller Laster macht, unter welchen du, wie mir erzählt worden, nicht der geringste bist. Der Esau hat sich sehr vergafft in ein rotes Linsenloch (Brei, Mus); aber du verliebst dich nicht in ein rotes Koch, wohl aber in die nächste rotgeschete Köchin. Auch schluckst du den verbotenen Honig weit gieriger als ein Jonathan, Sohn Sauls. Der fromme Tobias ist, weil er blind war, von einem andern geführt worden; aber dich führt selbst ein Blinder, und zwar der kleine übermütige Fraß Cupido. Ich nenne dich weiter keinen Narren; aber geschossen bist du gleichwohl, und zwar von besagtem Erzbuben. . . . Dein liebster Syllogismus ist Barbara, und wer dich will antreffen, der muß dich nicht suchen beim „Weißen Lämmel“, wohl aber beim schwarzen „Bock“. Der hl. Paulus, 2 Kor 4, nennt unsere Leiber vasa fictilia, irdenes Geschirr. Du aber, Cosmophile, bist wegen deines ohnfettigen (schmutzigen; vgl. Unschlitt) Wandels ein lauterer Porzellan (Anklang an porcus = Schwein!); aber merk es wohl, du mußt sterben.

Such da und dort — Durch alle Ort,  
Such Wurzel und such Kräutel: — Für'n Tod ist doch  
Keins g'wachsen noch. — Das Leben ist gar eitel.

### Du mußt sterben!

Vergiß es nicht, Cosmophile, du mußt sterben. Du bist freilich gar in großem Ansehen. Der Job ist auf dem Mist gefessen, Tobias vor der Haustür, der Abraham unter dem Baum; aber du sitzt gar beim Brett (vgl. ans Brett kommen, an der Quelle sitzen). Darum verehrt dich jedermann. Im Römischen Missal

ist das *Flectamus Genua* nur in der Fasten; aber bei dir währt es das ganze Jahr, und es bückt sich ein jeder vor dir. . . . Die Naturkündiger haben nachgeforscht die große Wirkung des Schießpulvers und finden, daß ein kleines Körnlein, so auf dem Papier wie ein Tüpfel oder Punktum aussieht, solche Kraft habe, daß es, wann man es anzündet, einen Ort oder *Spatium* (Raum) 32 tausend 400mal größer einnimmt als vorher. Mein *Cosmophile*, bei dir ist fast eine gleiche Beschaffenheit: Ich habe dich noch wohl gekannt, daß du ein schlichter und geringer Mensch bist gewesen; anjeko aber so groß, daß man dir im Titel zweimal *Dominus* zuschreibt. Ich weiß noch wohl, daß dir nicht einmal (oft) in den Schuhen die große Zehe zum Fenster hinausgeschaut hat, und jetzt bist du ein so führender Herr. Dein Vater, der Schaitenhiesel, hat sich sein Lebtag nicht eingebildet, da sein Sohn sollte ein solcher *Honorius* werden. Gedeon ist aus einem Drescher ein Kriegsfürst geworden. Du bist gleichsam mit ihm zu Wett geloffen. Jakob hat nur im Traum die Engel aufsteigen sehen; aber bei dir ist's kein Traum, sondern du bist in aller Wahrheit aufgestiegen, und die allzugünstige *Fortuna* hat dir im Hälmlziehen das längere in die Hand gespielt; aber gleichwohl, *Cosmophile*, du mußt sterben!

Der Tod ist fast — Ein grober Gast:

Er tut's keinem anderst machen:

Der will, der tu's. — Der nicht will, muß.

Keinem tut man Küchlein backen (etwas Besonderes).

**Du mußt sterben!**

Merks wohl, *Cosmophile*, du mußt sterben. Du bist freilich ein braver (tapferer) Kerl. Wenn du wärest über den Goliath gekommen, du hättest ihn

gewiß mitten voneinander gerissen. Du hast eine unüberwindliche Courage . . . , weil du gar keinen Menschen fürchtest. Wenn einer mit so viel Degen wäre versehen wie der Igel mit Spitzen, so würde es dir gleichwohl nicht grausen. In Aegypten . . . gibt es so große und dicke Bäume, daß drei Männer einen nicht umarmen können. . . . Ich wollte schier wetten, Cosmophile, du tätest ein halb Duzet dergleichen Bäume in einem halben Tag umreißen. . . . Es grauet dir weniger vor dem Eisen als einem Strauße, und wenn es Spieße regnen sollte, so wäre solches dir die angenehmste Lauge (zur Wäsche). Keiner wird dir, und sollt' er auch vom Fuß an bis auf den Kopf verpanzert sein, etwas abgewinnen; aber dennoch, Cosmophile, du mußt sterben.

Alles, was auf Erden schwebt,  
Das kann und muß verderben,  
Eins um das andre stirbt und lebt;  
Viel Häfen geben viel Scherben.

### Du mußt sterben!

Laß dir's gesagt sein, Cosmophile, du mußt sterben. Du bist sehr gelehrt, das ist wahr, und was kann doch Schöneres und Edleres sein als eine Sciens und Wissenschaft! Diese ist ein fundament und Grundfeste des gemeinen Wesens (Staat). Und was da ist ein Diamant in einem Ring, was da eine Seele in einem Leib, was da eine Sonne an dem Himmel, was da ein Segel in einem Schiff, das ist die Wissenschaft in einer Gemein und Regierung. Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Soldat ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen. Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Wagen ohne Räder, wie ein Schreiber ohne Feder. Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Himmel ohne



Stern, wie eine Nuß ohne Kern. Gott selbst mag die Eselsköpfe nicht leiden, darum hat er im Alten Testament von verschiedenen Tieren den Erstling verlangt zum Opfer, den jungen Esel aber ausgeschlossen. *Primo-genitum asini mutabis ove* (Ex 13). (P. A. war stets ein Exeget eigener Art!) Sogar der Satan hat die Wissenschaft über alles hochgeachtet, maßen (da) er in dem irdischen Paradies die Eva angeredet und ihr die Anleitung gegeben, von dem verbotenen Obst zu essen, mit dem Verheiß: wann ihr werdet von diesem Baum essen, sodann werdet ihr werden wie die Götter, *scientes bonum et malum etc.* Euere Augen werden eröffnet werden; sodann werdet ihr wissen, was gut oder böse ist. Warum hat der arge Luzifer nicht was anderes versprochen? Warum nicht die Unsterblichkeit? Oder große Schätze, Reichthümer und Wollüste? Der verschlagene Gesell hat ihnen nur die Wissenschaft vorgebracht; denn er wußte, daß die Wissenschaft über alles in der Welt. Ja, nach der Lehre des hl. Thomas (von Aquin) hat der Mensch eine natürliche Neigung zur Wissenschaft. *Intellectus naturaliter ignorantiam fugit et scientiam appetit.* Derentwegen kann ich dich, *Cosmophile*, nicht genugsam loben und hervorstreichen, weil ich weiß, daß du mit dem *Apollo* fast zu Wett studiert hast. Deine Reden sind weit besser gesalzen (vgl. *cum grano salis*) als das Nachtmahl, so des *Loths* sein Weib den zwei Engeln in Fremdlings Gestalt zu *Sodoma* aufgetragen. Deine Schriften sind weit spitzfindiger als jene Dornhecken, in welchen *Abraham* den Widder gefunden. Dein Kopf ist weit mehr zu schätzen als das Haupt des Bildnis des *Nabuchodonosor*, welches doch von purem Golde gewest. *Tullius* (*Cicero*) und *Demosthenes* würden vor dir noch die Kappen rücken und zucken. Auch glaub ich, den *Diogenes* lätest du aus dem Faß ziehen und in einen Saß schieben (in den

Sack stecken); aber das laß dir, Cosmophile, gesagt sein, du mußt dennoch sterben.

Stolzier nicht viel. — Bedenk dein Ziel (Ende) —

Mensch, tu's Prahlen lassen!

Der Tod ist wild; — Er fürcht't kein Schild.

Vor ihm hilft gar kein Passen (wie im Kartenspiel).

### Es geschieht ihm unrecht!

Ein jeder, eine jede, dieser und diese, jener und jene nennen den Tod einen grimmigen Gesellen, einen allgemeinen Weltstürmer, einen Menschenmörder, einen öffentlichen Dieb, einen Straßenräuber usw. Aber es geschieht ihm unrecht; er ist unser bester Freund, er meint es ganz gut mit uns. Die Apostel haben unsern Herrn für ein Gespenst gehalten, putabant esse phantasma, wie er bei nächtlicher Weil ihnen auf dem Meer erschienen (Mt 14). Aber sie haben gefehlt. . . . Den Tod hält man insgemein für einen blutgierigen Tyrann; aber man fehlt weit. Er ist unser treuester und wohlgenigtester Freund und Guttäter. Es geschieht ihm vor Gott und der Welt ein großes Unrecht.

Zu Wien, in dieser volkreichen Residenzstadt und Wohnplatz des deutschen Adlers, wird man gegen Mittag (denn die Damen stehen so frühe nicht auf wie M. Magdalena, M. Jakobi und M. Salome, so in aller frühe vor Aufgang der Sonne zum Grab des Herrn geeilt) in den meisten Gassen die Lakaien in Menge sehen, fast wie den Heringstrich in Holland, deren Ver- richtung allein in der Ordinari-post (gewöhnliche Nach- richt, Erkundigung) bestehet, wie man nämlich ge- schlafen; denn es ist gar eine gute Sache um den Schlaf, der ein Kennzeichen einer gewünschten Gesund- heit. Hieraus ist zu schließen, daß der Tod nichts als gut, zumal das Sterben soviel ist als Schlafen nach

der Aussage Christi selbst: „Ezarus, unser Freund, schläft, und ich gehe hin, vom Schlaf ihn aufzuerwecken“ (Jo 11). . . .

Sichel macht sicher: Wie ist dies zu verstehen? Solang der Mensch lebt, ist er nie sicher, weder für den Leib noch für die Seele. Der Himmel macht oft ein Getümmel, donnert und hagelt, daß ihm oft der schöne Glockenklang den Jörn nicht stillen kann. Die Erde bringt oft solche Beschwerden, daß sich der Bauer hinter den Ohren kratzt. Das Feuer kommt manchen so teuer und legt ihm alles in Asche. Das Wasser ist oft ein solcher Prasser, daß es Haus und Grund hinwegnimmt und bisweilen mehr verzehrt als der Wein. Kein Mensch ist sicher in der Welt, es heißt: bald kalt, bald warm; bald reich, bald arm; bald dürr, bald feucht; bald tief, bald seicht; bald hart, bald lind; bald langsam, bald geschwind; bald ho, bald hui; bald schön, bald pfui; bald gesund, bald krank; bald Fried, bald Zanf; bald voll, bald leer; bald hin, bald her; bald Lieb, bald Haß; bald ich halt, bald ich paß; bald stark, bald schwach; bald wohl, bald ach; bald grad, bald krumm; bald geschick, bald dumm; bald bleib, bald fort; bald da, bald dort.

In Summa, es ist nichts sicher, und die Gesundheit ist beschaffen wie das Manna der Israeliten über Nacht. Die Freundschaft ist beschaffen wie die Kürbisblätter des Jonas, der Reichtum ist beschaffen wie des Absalons Maultier, die Ehre ist beschaffen wie die Glorie auf dem Berge Tabor, die Liebe ist beschaffen wie der erste Wein zu Kanaan auf der Hochzeit. Der Friede ist beschaffen beständig wie der philistäische Abgott Dagon. Es ist mit einem Wort kein Winkel in der Welt, worin nicht eine Gefahr steckt. Es muß also der Mensch in immerwährender Forcht sein, und er ist nie sicher, außer die Sichel macht ihn sicher,

nämlich die Sichel des Todes. Dieser befreit ihn von allem Übel, allem Anstoß, allen Verfolgungen, allen Trübsalen, allen Krankheiten, aller Furcht, allen Widerwärtigkeiten, mit denen die ganze Welt angefüllt. So geschieht ihm denn unrecht, dem Tod, wenn man ihm so spöttisch nachredet: *Tantis malis haec vita repleta est, ut comparatione illius Mors remedium esse putetur non poena* (S. Ambrosius). Wer eine fürnehme Königin aus einem langwierigen und abscheulichen Kerker erledigt (befreit), wie in einem dergleichen gewesen ist durch 20 ganzer Jahre Maria Stuart, Königin von Schottland, der verdient ja den Namen eines besondern Gütters. Dieses tut der Tod.

Was ist der menschliche Leib? Er ist ein „Garten“ scilicet, wo meistens lauter Saublumen wachsen. Er ist ein „Apotheker“, wo meistens lauter *Massa foetida* (= *asa f.*, Teufelsdreck oder Stinkasent). Er ist eine türkische Moschee, wo meistens lauter *Mufti* (muffen)! Er ist ein Krämerladen, wo meistens lauter Bärenhäuterzeug (Schelmenstücke). Er ist ein Kasten, wo meistens Porzellan-Geschirr. Er ist ein Fließpapier scilicet, wo meistens lauter Säue (Klecke) darauf gemacht werden. Absonderlich aber ist er ein Kerker und wüstes Gefängnis, worin die Seele als eine so hochansehnliche und von oben herabstammende Königin einen überlästigen Arrest leidet. Deswegen hat der heilige tarsensische Apostel (Paulus) mehrmals herzlich geseufzet, daß er doch aus diesem verdrießlichen Verhaft möchte erlöst werden. Der Tod aber ist derjenige, so diese herrliche Königin, die unsterbliche Seele, aus solchem unflätigen, garstigen, wilden, übelriechenden, finstern, ungesunden Kerker erlöst; denn Kerker und Körper sind wahrhaftig auch namenshalber befreundet. So geschieht ihm denn auf jede Weise unrecht, daß man ihn den grimmigen Tod nennt. . . .

Warum Christus der Herr geweint auf dem Kreuzbaum und mit Weinen seinen Geist aufgegeben, die Ursache ist bekannt; warum er aber geweint, als er wollte und sollte den Lazarus von den Toten auferwecken, macht bekannt Rubertus (Abt zu Deuß, gest. 1135), sprechend, daß unser lieber Herr aus lauter Mitleid geweint habe. Ach! dachte er, der Lazarus ist gestorben. Der Tod hat ihm die größte Guttat erwiesen, indem er ihm den Lebensfaden abgeschnitten. Er ist nun aus der rothigen Herberg entrunnen. Er ist in dem Schoß Abrahams und genießt die gewünschte Ruhe. Jetzt aber muß ich ihn wieder zum Leben erwecken, zum Leben, welches mehr Sorgen hat, als Mücken in Aegypten waren zur Hochzeit des Pharao; zum Leben, das mehr Trübsalen unterworfen, als trübe Wolken gewesen zur Zeit der Sündflut; zum Leben, das mehr Unstern leidet, als Gott der Herr dem Abraham Sterne gezeigt hat; zum Leben, welches mehr Bitterkeit in sich hat als die Galle, so Tobias aus dem Fisch genommen. Hab also ein herzliches Mitleiden mit dem Lazarus, daß ich ihn wieder zu dem elenden Leben bringen muß, da ihm der Tod doch weit lieber und werter ist. Unrecht und aber unrecht tut man ihm, daß man ihn den grimmigen Tod schilt.

Glückstadt ist eine neue, herrliche königliche dänische Stadt, am Wasser gelegen, so daselbst in die Elbe fließt, sieben Meilen von Hamburg. Nach dieser Stadt reißt Fortunatus, um daselbst eine ansehnliche und ihm rechtmäßig zugefallene Erbschaft abzuholen. Der Weg aber kommt ihm sehr hart, schroff(ig) steinig und übel vor; fragt demnach einen Bauern, der ihm mit der Holzhacke begegnet, ob dieses der rechte Weg nach Glückstadt sei. Der Bauer antwortet: Ja. Ob denn kein anderer Weg und Fußsteig? Der Bauer sagt: Nein. Fortunatus schupfte hierüber die Achseln und dachte

bei sich selbst: In Gottes Namen! Weil denn kein anderer Weg nach Glückstadt, so sei es! Und gehet halt fort.

Johannes, der apokalyptische Chronist, hat den Himmel gesehen in Gestalt einer schönen, herrlichen Stadt, deren Gassen mit purem Gold gepflastert. Und diese obere Stadt Jerusalem ist eine wahre Glückstadt, zumal das geringste Unglück darin nicht zu fürchten ist. Wir alle haben in dieser eine Erbschaft angetreten, so uns der Heiland Jesus mit seinem teuren Blut erworben. In diese himmlische Glückstadt aller führt nur ein Weg, nämlich der Tod. Es ist kein anderer Weg als dieser: *via universae carnis* (3 Kg 1; 5, 2).

In solche Glückstadt ist gekommen Abraham der Gehorsame; aber durch diesen Weg. In diese Glückstadt ist gekommen der gerechte Noe; aber durch diesen Weg. In diese Glückstadt ist gekommen Moyses, der Sanftmütige; aber durch diesen Weg. In diese Glückstadt ist gekommen Joseph der Keusche; aber durch diesen Weg. In diese Glückstadt ist gekommen eine unzählbare Anzahl von Heiligen; aber alle durch diesen Weg. Man macht keinem ein Besonderes. Viel Glück auf den Weg, meine christliche Seele! Es ist dieser so übel nicht, wie du dir einbildest. Es ist der Tod nicht so grausam, wie du phantasierest. Es muntert dich das Echo selbst auf, indem es auf das Wort Sterben die tröstliche Antwort gibt „Erben“. Sag lieber zu dem Tod: Willkommen, Herr von Beinhausen und Sichelberg! Ich freue mich von Herzen, daß du mich heimsuchtest. Ich bleib dir auch deswegen auf jede Weise obligiert (verpflichtet) usw. *Multum incola fuit anima mea etc.*

Aber viele Leute fürchten sich vor dem Tode, wie die Kinder vor dem Wau-Wau. Ein mancher läßt sich von einem alten Zigeunerweib aus der Hand wahr-

sagen. Diese schwarze Tintenkrämerin, dieser zerlumpte Grindschüffel (Schmutzfinf; vgl. Schuppen), dieser zer-  
 raufte Ofenwisch schaut die Hand an hin und her, oben  
 und unten und auf den Seiten; läßt sich endlich hören,  
 er werde reich werden, einen Schatz finden zu Eugenu  
 bei einer Hollerstaude (Holunder); zu großen Ehren  
 gelangen, aber nicht lang leben; sondern ein rotbartiger  
 Gesell werde ihm mit einem Degenstich den Rest geben.  
 Ach wehe! Wie erschrickt dieser über solche Prophezeiung!  
 Er wird ganz bleich bis ins Maul hinein, als wollte er  
 Schwefelholz speien. Er schwißt wie ein Fenster in einer  
 Badstube. Er entsetzt sich über jeden roten Bart und  
 glaubt, dieser sei schon ein Feierabend seines Lebens.  
 Es sind einige, die mir selbstn nit unbekannt, welche  
 sich zu keiner auch wohlbesetzten und stattlichen Tafel  
 setzen, wo zwölf Personen sind, des einbilderischen  
 Glaubens, daselbst müßte eines davon sterben, und sie  
 fürchten, das Los möchte auf sie springen. Etliche  
 wollen nichts hören vom Testamentmachen, da sie der  
 betörten Meinung, als sei ein Testament schon ein Ead-  
 schreiben vom Tod.

Anno 1679, als die grassierende Pest der kaiserlichen  
 Residenzstadt ziemlich die Federn ausgerupft, ist einer  
 gewest, der sich also vor dem Tod entsetzt, daß er einen  
 ganzen Kragen von Starnizeln (Papierdüten), worinnen  
 lauter kostbare und teure Präservativkräuter, die ganze  
 Zeit um den Hals getragen: gar ein seltsamer Jean-  
 Potage (der französische Hanswurst; potage = Kräuter-  
 suppe); beide Ohren stets mit Baumwolle verstopft,  
 damit er die Glocken nicht höre läuten, auch noch andere  
 Torheiten mehr begangen hat, die ich Ehrbarkeit halber  
 nicht mag der Feder vertrauen.

Es ist eine Fabel, aber einer Wahrheit ganz gleich,  
 daß ein armes, altes Mütterl einmal in den Wald ge-  
 gangen, um daselbst Holz zu klauen (aufzulesen) und

zu ihrer Notdurst (Unterhalt) mit sich nach Haus zu tragen. Wie nun die arme Haut eine ziemliche Bürde zusammengebunden, dieselbe aber aus Schwachheit nicht konnte auf den Kopf heben, da hat sie angefangen, inniglich zu seufzen und zu weinen. Ach! sagte sie, ich elende Tröpfin, ich denk' noch wohl, daß mir kein Stiegel zu hoch gewest, kein Tanz zu lang gewährt, keine Arbeit zu stark (hart). Jetzt bin ich schon alt und gar nichts nuß mehr. O mein Gott! Nimm mich lieber zu dir. Der alte Kram hat doch keinen Kauf mehr auf der Welt. O wär ich halt tot! O wär ich doch tot! Über dieses kommt und erscheint der Tod persönlich mit seiner Sense und sagt: Alte, da bin ich, gleich wie du dir gewünscht und begehrt. Also stelle ich mich hier gegenwärtig. Ja, ja, gerauzt (raunt) die alte Husterin; ich gestehe es und kann's nicht leugnen, ich hab dir gerufen; aber nur darum, daß du mir helfest, die Trag auf den Kopf zu heben. Alsdann kannst du wieder hingehen, wo du bist hergekommen. (Diese Erzählung ist bekanntlich mehrfach dichterisch behandelt worden.)

Freilich ist dieses ein äsopisches Märlein und Gedicht; allein es will doch nicht unförmlich andeuten, daß die Menschen so ungern sterben und sogar die alten und vielerlebten Leute sich vor dem Tod scheuen. Aber warum dies? O forchtsame und hasenherzige Adamsfinder! Ihr betet ja alle Tage im Vaterunser: Zukomme uns dein Reich. Und weil ihr doch nicht anderst könnt kommen in das Reich Gottes als durch den Tod, warum graußt euch denn vor demselben so sehr? Das Evangelium meldet, daß Andreas seinen Bruder zu Jesum geführt habe, nämlich den Petrus, und das war des Petrus größtes Glück: Wer führt uns anders zu Jesum, zu seinem göttlichen Angesicht, zu seiner immerwährenden Glory — als eben der Tod? Warum soll uns denn dieser beste Freund so entsetzlich vorkommen?



Willkomm, willkommen abermal, mein lieber Tod! Wenn ich dich einmal sollte grimmig genannt haben, so bitt ich höflichst um Verzeihung; denn es geschieht dir ein und allemal unrecht, du bist der werteste Gast, der jemals bei den Menschen kann einkehren.

Angenehm sind die drei Gäste dem Abraham gewesen, denen er auch alle gebührende Ehre gezeigt. Nicht weniger sollen dir angenehm sein die drei Buchstaben „Tod“, dir, sprich ich, der du mit einem guten Gewissen versehen bist; denn hier will ich der Gottlosen nicht gedenken, deren Tod freilich wohl erschrecklich. Aber dem Gerechten kann nichts Erwünschteres widerfahren als der Tod. Diesem ist *Letum vera laetitia*. Diesem ist der Tod ein sanfter Schlaf; diesem ist das Grab ein wertes Ruhebettlein; diesem ist der Freithof (Friedhof) ein wahrer Freundhof. Darum hat Job, Kap. 17, den Tod gar seinen lieben Vater genannt. Darum hat der fromme Tobias Gott den Herrn gebeten, er wolle ihn doch in Freuden entschlafen lassen (Kap. 3). . . . Darum hat Thomas Morus, dieser beständige (standhafte) und verständige Märtyrer in England, den Tod scherzweise und lachend empfangen. . . . Darum hat der heilige alte Dattel (Kosenamen für Vater) Simeon wie ein weißer Schwan gesungen: *Nunc dimittis*. . . . „Herr, lasse nun deinen Diener nach deinen Worten in Frieden fahren“ (Lk 2, 29).

#### Der Tod ist gut, aber nicht allzeit.

In der Litanei aller Heiligen beten wir billig: *A subitanea et improvisa morte libera nos, Domine*, „O Gott, erlöse uns von einem gähen und unversehenen Tode“. Dieser, dieser ist gar selten gut und in sich selbst erschrecklich. Des Josephs saubere Brüder, dazumalen Schafhirten, aber sie könnten billiger *Impositores* (Betrüger) als *Pastores* genannt werden, schicken zu ihrem

alten Vater Jakob den blutigen Noth mit erdichtetem Anhang: *Fera pessima*. . . „Ein wildes Tier hat ihn zerrissen“; worüber der alte Dattel dergestalt erschrocken, daß er fast seelenlos geworden. Nachdem er aber die Lebensgeister in etwas wieder erholt, da hat er überlaut aufgeschrien: „Ich will traurig zu meinem Sohn hinunterfahren in die Hölle.“ Holla, mein lieber, alter Vater! Wie redest du? In die Hölle? Es hat ja Joseph je und allemal einen frommen und untadelhaften Wandel geführt. Man weiß nicht, daß er auch nur ein einziges Laster begangen. Und du urtheilst, als sei er schon in der Hölle? Er glaubte, oder wenigst hat Jakob befürchtet, sein Sohn möchte an keinem guten Ort sein, weil er jäh gestorben und von einem wilden Tier zerrissen worden, da er keine oder doch wenige gute Gedanken hat haben können; denn in Wahrheit ist ein jäher Tod fast allemal höchst gefährlich. . . .

Wie oft ist schon geschehen, daß mancher bei der Tafel dem andern eins zugebracht (zugebracht), das Gläsel aber nicht gar ausgetrunken, sondern steintot niedergesunken! Wie oft sind einige mitten im Spiel, da sie noch gehofft, mit dem Pamphilius (Kartenname, Eichelober) die Viktoria zu erhalten, vom jähen Tod mättsch (schachmatt) worden! Ich hab selbst einen gekannt, der bei öffentlichem Tanz, als er dem Spielmann das Geld in die Geige geworfen, urplötzlich tot zur Erde gesunken. Einer hat seiner Liebsten ein Urlaubsbriefel (Abschiedsbrief) geschrieben mit dem Versprechen, daß er in etlichen Wochen ihr wiederum wolle die Hände küssen. Die letzten Worte im Brief waren diese: *a Dio*, mein Schatz. Jetzt sitze ich auf und verreise. Über diesen Worten ist er augenblicklichen Todes verschieden und in die Ewigkeit gereist. Einer nicht von geringem Haus hat vor wenig Jahren einen andern auf ein paar Pistolen

herausgerufen (gefordert), und wie er sein Gewehr selbst wollte laden und bereits mit dem Ladstecken die Kugel hatte hineingetrieben, hat ihm urplötzlich der Tod den Hals umgerieben. . . .

Solche Todesarten sind fürwahr in allweg erschrecklich und grausam, wenn man nämlich muß augenblicklich und unversehens vor dem göttlichen Richter erscheinen. Darum soll ein jeder Christ bei dem barmherzigen Gott durch die Fürbitte seiner übergebenedeitesten Mutter um nichts mehr und öfters bitten und seufzen als um ein glückseliges Sterbstündlein, damit wir uns dazumal mögen recht vorbereiten zu einer so schweren Reise in die Ewigkeit. Einem Kranken aber, über welchen der Tod seine unvermeidliche Sense geweht, ist nichts gedeihlicher, nachdem er sich mit den heiligen Sakramenten wider so viele unsichtbare Feinde bewaffnet, als eine Betrachtung und Verehrung des Leidens unseres Herrn Jesu Christi. Ja, eine solche Andacht macht und verursacht, daß man nicht kann unglücklich sterben. . . .

Weil nun einer christlichen Seele nichts Ersprießlicheres fallen kann als ein glückseliges Absegeln von dieser Welt in die Ewigkeit, zu solchem aber vörderst dienlich ist die Betrachtung des bitteren Leidens Christi; also wird desto mehr dieses Buch wert und angenehm sein, weil es ganz deutlich sowohl schrift- als figürlich die Passion des Weltheilandes vorstellt.

---



In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Abraham a Sancta Clara

Blütenlese aus seinen Werken

von Dr Karl Bertsche

Er. Professor in Wiesloch

Zweites Bändchen — Mit 10 Bildern

Erste und zweite Auflage

12<sup>o</sup> (XXIV u. 426 S.) M 3.60; geb. in Leinwand M 4.40

„. . . Der Herausgeber hat auch diesem Band eine ausführliche Einleitung beigegeben, in der er insbesondere P. Abrahams Verhältnis zu Natur und Naturwissenschaften, seinen Stil und seine literarische Stellung untersucht. . . . Fast alle Schriften P. Abrahams sind herbeigezogen, während jedoch der erste Band vorwiegend religiöser Natur ist, bringt dieser viel profane Prosa, Schnurren und Geschichten auch in Versen und mit etlichen alten Bildern versehen, eine Zugabe, die dankbar zu begrüßen ist. Professor Bertsche hat sich durch seine umsichtige Blütenlese ebenso wie der Verlag ein wahres Verdienst um den zwar nicht verschollenen, aber viel zu wenig bekannten originellen Schriftsteller, Hof- und Volksprediger erworben.“

(Allgemeine Zeitung, München 1911, 25. Dez.)

„. . . Man mag das neue Buch aufschlagen wo immer man will, überall finden sich originelle Gedanken und Vergleiche in staunenswerter Fülle. . . .“

(Kölnische Volkszeitung 1911, Weihn.-Anzeiger Nr 3.)

„Die erste Blütenlese hatte den Hunger nach mehr erregt, jetzt ist die zweite gefolgt; ebenso empfehlenswert als die erste, mit zehn Bildern ausgestattet; ein Schatz urkräftiger Geistes- und Charakternahrung, eine reiche Fundgrube für Prediger, Redner, Schriftsteller, Erzieher; und daneben in literatur-, kultur-, sprachgeschichtlicher und anderer Beziehung überaus interessant.“

(Eisenrücken, M. Gladbach 1912, Märzheft [Ernst Theasolt].)

„. . . Wer das Predigtamt übt, wer Kulturgeschichte treibt oder Volkskunst liebt und einen treuherzigen Humor, hinter dem doch tiefer Ernst steckt, zu schätzen weiß, der kommt auf seine Kosten. . . .“

(Karlsruher Zeitung 1912, Nr 52.)





